This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Das

Buch von den Wienern.

Das

Buch von den Wienern.

Hiſtoriſcher Roman

von

Eduard Breier.

Dritter Band.

Leipzig,
E. F. Steinacker.
1846.

PT1824
B8 B8
v.3

Fünfte Abtheilung.

Erſtes Capitel.

Wir treten aus dem Neunkirchner-Thore der Wiener Neuſtadt.

Eine Wintergegend, einzig in ihrer Art, entfaltet ſich vor unſeren Blicken. Der Weg führt längs der Mauer des rieſigen Thiergartens dahin; am Ende derſelben biegt ein Pfad links ein, dieſen wollen wir betreten, und unſere Wanderung gegen die Leitha-Anhöhen fortſetzen.

Bleich, wie eine erſchrockene Jungfrau, liegt die Flur da, der Nordwind pfeift, und ein Zittern ſcheint ihre Glieder zu bewegen. Warum ſo furchtſam, mein ſüßes Kind? Warum ſo ohnmächtig vor dem Grimm des Gaſtes? — Reiß dich auf aus dem eiſigen Schreck, ſtröm' aus den duftigen Odem, laß rinnen wieder die friſchen Aderquellen, ſchlage auf deine Blumenaugen, und laß luſtig flattern in den Winden das ſchattendunkle Zweigenhaar! — Reiß dich auf, mein ſüßes Mädchen! Es iſt nicht gut, daß du dich dem

Sieger so widerstandslos hingiebst; selbst im Unterliegen ziemt noch der Kampf! — Es ist vergebens! Diamantenbande fesseln deinen Leib, ich höre dich seufzen, stöhnen, ächzen; ich sehe, wie du dich krümmst und windest, wie du abwälzen willst die Riesenwucht des Siegers; allein er ist zu mächtig, sein Hauch umnebelt deine Sinne, sein Kuß macht erstarren dein Blut, seine Umarmung wirft dich ohnmächtig dahin. Und wie die Spinne, wenn sie eine Fliege in ihren Schlingen erhascht, und ihr das weiße Blut aus dem Leibe gesogen, die Reste des gefallenen Opfers in geschäftiger Eile mit ihrem Gewebe umhüllt, als wollte sie den Augen der Andern ihre Gräuelthat verbergen, gerade so, mein armes Mädchen, hat auch dein Sieger dich mit dem bleichen Flockentuch bedeckt, damit ja Niemand deine süße Ohnmacht belausche, damit ja Niemand das Opfer seiner Gier bedaure!

Doch die Stunde hat noch nicht geschlagen, die Ohnmacht ist noch nicht geschwunden, es ist noch immer Winter, die Flur bleibt todt, wie sie war. Das große Steinfeld mit seinen Dörfern und Schlössern lagert öde im weiten Kreise, die Ebene streift bis gegen Wien, und wird von jener Höhenkette eingerahmt, welche sich bis zum greisen Schneeberge erstreckt, und sich an den Riesen wie an einen mächtigen Schutzherrn lehnt.

In der Mitte der genannten Felder erhebt ſich die Neuſtadt, der Aufenthalt Kaiſer Friedrich des Vierten, den er nach der aufgehobenen Belagerung der Wiener Burg bezogen. Aber unſer Weg führt aus derſelben gegen das ſogenannte Leithagebirge, wo auf einem felſigen, unfruchtbaren Hügel, oder einer Felſenſchlucht, eine Veſte ſteht, welche frei und ungehindert in die Ebene hinabſtarrt auf die nahe liegende Neuſtadt, links nach den Nachbarſchweſtern Pitten und Sebenſtein, geradeaus in die Gegend von Urſchendorf, rechts gegen Wien, Baden und die nahen, uralten Steinbrüche bei Wöllmsdorf oberhalb des Höllthurmes.

Dieſe Burg iſt Eichbüchl.

Selbſt in ihrer Blüthenzeit, welche vielleicht ſchon in die Epoche der Babenberger fällt, konnte dieſe Burg auf Haltbarkeit und Feſtigkeit keinen Anſpruch gemacht haben; um ſo weniger jetzt, wo der bereits begonnene Gebrauch von Pulvergeſchützen viel ſtärkere Mauern als die des ſchon halbverwitterten Eichbüchls unſicher machte. In der obigen Behauptung werden wir auch noch durch den Umſtand beſtärkt, daß in keiner Geſchichte von dieſer Burg Erwähnung geſchieht, daß man noch jetzt nicht weiß, ob ſie in den Tagen der Vorzeit eine Rolle geſpielt, ob ſie durch die Türken oder die Ungarn verwüſtet worden? — Und ſo

liegt denn noch heute dieſe Ruine da, wie ein verwitterter Todtenſchädel auf uralter Leichenſtätte; wir wiſſen nicht, wie dieſer Kopf gelebt, wir wiſſen nicht, was er gedacht und gethan hat, wir kennen den nicht, dem er angehört, wir wiſſen nur, daß er ein Menſch geweſen! —

Zur Zeit unſeres Gemäldes hatte Eichbüchl von außen und innen das verwahrloste Anſehen jener Schlöſſer, deren Beſitzer, wie es damals zu geſchehen begann, von den einſamen Höhen in die aufblühenden Städte hinabſtiegen, dort den letzten Fetzen ihres ritterlichen Purpurs abſtreiften, und während dem ihre Bergveſten den Vögten anvertrauten, welche, den eigenen Säckel mehr als des Herrn Gut im Auge, die früheren Prachthallen dem Staube und den Spinnen preisgaben, das Gemäuer verſchwärzen und verfallen ließen, und ſo den Grund zu künftigen Ruinen legten.

Auch bei Eichbüchl war dies der Fall. Seit mehreren Jahren zählten es die Ellerbache, welche daſſelbe pfandweiſe auf ein Anlehen zur zeitweiligen Nutzſchöpfung erhielten, gewiſſermaßen zu ihrem Eigenthume. Aber Berthold von Ellerbach, als Albrechts Anhänger, hatte ſich hier in der unmittelbaren Nähe des kaiſerlichen Gegners — denn wie bekannt, hielt ſich Friedrich die größte Zeit ſeines

Lebens in der Neuſtadt auf — unheimlich gefühlt, er bezog daher ſein Haus auf dem Kohlmarkte in Wien, und überließ Eichbüchl der Verwaltung eines Vogtes. Dieſer, Seibold Kerner war ſein Name, machte von ſeinen übrigen Standesgenoſſen keine Ausnahme, und benutzte, als geheimſter Vertrauter ſeines Gebieters, jede Gelegenheit, ſeine Spargulden zu vermehren, ohne auf die Erhaltung des ihm anvertrauten Beſitzthums nur die mindeſte Sorgfalt zu verwenden. Und ſo kam es, daß das von früherer Pracht zeugende Schloß von außen bereits einen düſteren Anblick zu gewähren begann, welcher mit der Oede in ſeinem Inneren in freundſchaftlichem Einklange ſtand. Eichbüchl war ſeit Jahren ſchon gänzlich unbeſucht, es lag vereinſamt da, und nie oder ſehr ſelten ſprach ein Fremder dort ein. Dieſen nicht unwillkommenen Umſtand benutzte Berthold vortrefflich, indem ihm dieſes Schloß zu einem geheimen Zufluchtsort dienen mußte, wo er Alles, was das Licht der Oeffentlichkeit nicht vertrug, ungeſcheut ausüben konnte; und ſo lag innerhalb Eichbüchls Mauern durch Jahre ſchon manches Geheimniß vergraben.

Ganz anders geſtaltete ſich das Leben, als plötzlich die Freifrau von Ellerbach mit der blinden Katharina und der Dienerſchaft auf Eichbüchl anlangte.

Seibold gerieth in eine fürchterliche Verlegenheit; die Ankunft der Dame kam so unverhofft, so ohne alle Vorbereitung, daß er für den ersten Augenblick gar nicht wußte, wie er sich der Herrin gegenüber benehmen solle? War sein Gebieter von dieser Reise in Kenntniß? Hatte er vielleicht selbst die Gemahlin hierher gesandt? Und war dies der Fall, warum versäumte er es, ihn mit Verhaltungsmaßregeln gegen die Dame zu versehen? — Ein Gedanke tröstete ihn. „Vielleicht kömmt der Herr selbst hierher," murmelte er in den Bart, „ich will indessen einige Tage warten!"

Juliane, welche den tückischen Schleicher kannte, nahm gegen ihn den kalten, gebieterischen Ton der Herrin an; jeder ihrer Blicke kündete ihm Verachtung, jedes ihrer Worte demüthigte ihn zum Diener herab. — Mit einer unerbittlichen Strenge überwachte sie den Vollzug ihrer Befehle, jede Saumseligkeit, jeder Eigensinn wurde mit den härtesten Ausdrücken gerügt, und als Seibold nur bei einer einzigen Gelegenheit einen Widerspruch wagte, rief sie ihm zürnend zu: „Still! ich bin die Freifrau von Ellerbach; ich befehle, und Ihr, so lange Ihr mein und meines Gatten Diener seid, habt zu gehorchen!" —

Der Vogt zitterte vor Wuth und verstummte.

Die geräumigen Gemächer im Hauptgebäude

wurden von den Damen in Beſitz genommen. Das Schloß ward wieder wohnlich gemacht, die nahe Neuſtadt verſprach für die Zukunft manchen Beſuch. In Betreff Johanna's hatten die beiden Frauen beſchloſſen, in den erſten Tagen keine Erwähnung zu machen, denn ſo lange Bertholds Schickſal nicht entſchieden, — das wußte Juliane zu gut, — ſo lange war auch auf ein Bekenntniß von Seiten des Vogtes nicht zu rechnen.

Die Verlegenheit des Letzteren nahm von Stunde zu Stunde zu; weder Herr Berthold, noch ſonſt ein Bote kam von Wien; was ſollte er thun? Er beſchloß eilig an den Gebieter zu ſenden, um ihn über den unverhofften Beſuch auf Eichbüchl um Verhaltungsbefehle zu bitten. Dies geſchah auch.

Die Frauen waren kaum einige Tage auf dem Schloſſe anweſend, als ſchon ein ſehr angenehmer Beſuch eintraf. Es war der alte Hanns Kling von Urſchendorf mit Amelei. Die Freude war außerordentlich.

„Nun alſo, da haſt Du ſie!“ polterte der Greis in gutmüthiger Weiſe ſeinem Kinde zu. „Ich ſage Euch, Frau Juliane, kaum hatte die Eigenſinnige Euere Ankunft auf Eichbüchl erfahren, ſo war auch jede Mühe, ſie zurückzuhalten, vergebens. Trotz Krankheit und Schwäche machte ſie ſich auf, ich

mußte die Sänfte zuwege richten, und da habt Ihr ſie, wie ſie leibt und lebt, mitſammt ihrem matten Blicke, mitſammt ihren blaſſen Wänglein, mitſammt — —" er vermochte vor Rührung nicht zu enden, ſondern wendete ſich raſch dem Fenſter zu, fuhr mit der Hand über die Augen, und ließ, um ſeine Gemüthsbewegung zu verbergen, die Spitze des Zeigefingers über die angelaufene Scheibe hinaufſtreifen, ſo daß ein ſchrillender Ton das Gemach durchfuhr. Die Frauen erkannten den Grund dieſes ſonderbaren Benehmens. Juliane lächelte wehmüthig, und Amelei eilte auf ihn zu, ſchlang ihren Arm um ihn, und lispelte im einſchmeichelnden Tone: „Du biſt doch nicht böſe, Väterchen?"

„Böſe? Bewahre der Himmel! Wenn's nur hilft, wenn Du nur wieder zu Dir kömmſt, wenn Du nur wieder geſundeſt!"

„Es wird geſchehen," entgegnete die Jungfrau gutmüthig, „hab' nur Geduld mit mir, ich bin ja ſtets Dein folgſam Töchterchen geweſen, ich will mich beherrſchen, will mein Gemüth bezwingen."

Während dieſer Reden hatte Juliane Gelegenheit, das Aeußere ihrer Freundin genauer zu betrachten und die Veränderung in demſelben wahrzunehmen. Amelei war nicht mehr jene lebensfriſche Blume, wie wir ſie vor Monaten kennen gelernt haben, eine See-

lenkrankheit hatte an ihren Kräften gezehrt; der Schmelz ihrer Wangen, der Glanz ihrer Augen, der roſige Hauch, der ihre Geſtalt umwehte, Alles war verloren; ſie glich einer in Sonnenhitze verſchmachtenden Blüthe. Wohl erkannte die Freiin auf den erſten Anblick hin den Sitz des Uebels, aber ſie hütete ſich wohl, dieſe Saite in Gegenwart des Greiſes zu berühren, und ſprach daher mit Beſorgniß: „Du warſt krank, liebe Amelei, wie kam es, daß ich nichts davon erfuhr?“

„Hab' ich es doch Eurem Gatten durch den Strahemberg künden laſſen,“ erwiederte Hanns Kling, „aber der Lurbruder ſcheint es vergeſſen zu haben. Hört mich an, Frau Juliane! Ich werde Euch das Mädl da laſſen; ſeht zu, daß Ihr es wieder auf den alten Weg bringt, denn wahrhaftig! ich alter Schädel verſteh mich ſchlecht auf Frauenkrankheiten, und weiß mit ſo feinen Spinngewebeglieberchen, der Himmel möge ſich unſer erbarmen! nicht manierlich genug umzugehen.“

„Laßt ſie nur hier,“ entgegnete Juliane lächelnd, „Ihr werdet ſehen, ſie ſoll ſich bald erholt haben. Der Kaiſer — ſie warf einen ſchelmiſchen Blick auf die Freundin — hält Hof in der Neuſtadt.“ —

„Nun, was hat meine Tochter ſich um des Kaiſers Hof zu kümmern?“ rief der Urſchendorfer auffahrend.

„Ich meine nur," beſänftigte ihn die Freifrau, „daß es da manchmal Kurzweil und Zerſtreuung giebt."

„Recht ſchön, aber mir wär's lieber, wenn ſie von jenem Hofe für immer fern bliebe."

„Ihr wollt ſie alſo wieder zur Einſamkeit verdammen, damit vielleicht der nächſte Frühling ein Grab —"

Der Ritter ließ ſie nicht ausſprechen. „Haltet ein!" rief er mit beſtürzten Blicken die Dame anſtierend, „welch ein gräulich Wort entfuhr Euren ſchönen Lippen! — Amelei todt? — Nicht wahr, mein einzig Kind, Du fühlſt Dich ſtärker, geſünder, Du haſt mich zu lieb? So rede doch, mein Leben! Nicht wahr, Du wirſt nicht ſterben?"

Es war ein rührend Bild, den Greis anzuſchauen, wie er mit der Linken die Jungfrau umſchlungen hielt, und ſich mit der Rechten die feuchten Augen trocknete.

Die Freifrau ergriff das Wort: „Seid außer Sorge, Amelei ſoll erſtarken, ſoll geſunden, und Ihr werdet noch Eure Freude an ihr haben; doch nun zu etwas Wichtigerem. Ich habe Euch in Betreff meines Gatten Mittheilungen zu machen."

Sie erzählte ihm hierauf Bertholds Vergehen gegen den Herzog, und machte ihn auf die Gefahr

aufmerkſam, in der ſich das Leben ihres Gatten befand.

Hanns Kling ſchüttelte bedenklich das ſchneeige Haupt: „Das iſt ein ſchlimmer Handel, der Blut koſten wird. Was iſt Eurem Geſponſen nur in den Sinn gekommen, ſich ſo weit zu vergeſſen? Doch nun heißt es nicht klügeln und klagen, ſondern zugreifen und helfen. Amelei bleibt ohnedem hier; ich eile daher ſogleich nach Wien, werde dort meine Freunde und Kampfgenoſſen aufſuchen, und Alles in Bewegung ſetzen, um mindeſtens das Leben Eures Gatten zu retten.“

Juliane war mit dieſem Entſchluſſe zufrieden. Am andern Morgen ſchon befand ſich Hanns Kling auf dem Wege nach Wien.

An demſelben Nachmittage ſaßen die drei Frauen beiſammen, und Juliane begann von Heinrich Blumtaler zu ſprechen. Sie erzählte von ihrer Zuſammenkunft mit ihm in Traiskirchen, von ſeiner Stellung am kaiſerlichen Hofe, und von den Fortſchritten, welche er in dem Vertrauen und der Gunſt des Kaiſers gemacht. Amelei hörte mit Herzpochen zu; jedes Wort war eine Harmonie in ihrer Seele, ein ſänftigender Oeltropfen in den Wogen der aufgeregten Leidenſchaft.

„Auch in mir,“ nahm die blinde Katharina

das Wort, „hat der junge Mann ein ſonderbares Gefühl erweckt. Obwohl mein Auge ihn nicht ſehen konnte, ſo ſtrebt' ich doch, mir ein Bild ſeines Aeußeren zu entwerfen, und dieſes wird ſich unvergeßlich in meiner Seele ſpiegeln. Der Ton ſeiner Stimme tönte zutraulich in mein Ohr, er drang in mein Herz, und ſchlug dort lang unberührt geweſene Saiten an, daß mein ganzes Innere wie von einem Chore durchfluthet wurde, von einem Chore, der nichts als den Namen „Heinrich" ſang."

Amelei ſah die Blinde an; ein Gefühl, jenem der kindlichen Ehrfurcht nicht unähnlich, hatte ſie ſchon beim erſten Anblicke dieſer Frau beſchlichen. Sie fühlte ſich zu ihr hingezogen, es däuchte ihr, als ob Beide ſich nie fremd geweſen wären, und ſie hatte daher auch keine Scheu, in ihrer Gegenwart jene Gefühle zu verrathen, welche bisher jedem Anderen, Juliane ausgenommen, tief verborgen geblieben waren. Sie ſprach zur Blinden: „Der Name Heinrich knüpft ſich wohl auch an Euer Leben mit zarten Fäden an?"

„Mit tauſend ſchmerzlichen Erinnerungen," rief Katharina aus, „mit tauſend Thränen, ſchlafloſen Nächten hat ſich dieſer Name meiner Seele eingeprägt, er weckt das Weh in meinem Buſen, und rückt mir ſchwarze Tage vor das Auge; und dennoch —

dennoch iſt er mir theuer, iſt mir unvergeßlich; dennoch klopfen die Pulſe ſchneller, wenn ich ihn ausſprechen höre; dennoch ſehn' ich mich in die Tage zurück, wo mir jener Name nahe war. O mein Himmel! welche Tage! Sie werden, ſie können nie wiederkehren, denn damals war mein Auge noch nicht umnachtet, ich kannte noch das Licht, ich war noch nicht — blind! — Blind für's ganze Leben!" ſchrie ſie plötzlich auf, daß ihre Stimme das Gemach erſchütterte, dann ſank ſie in die Lehne ihres Sitzes zurück und drückte beide Hände an das Antlitz.

Amelei ſah erſchreckt auf die Freifrau, dieſe winkte ihr, ruhig zu bleiben. Nach einer Weile erhob ſich die Blinde, faßte ihren Stab, und tappte ſich in das Nebengemach, deſſen Thüre ſie hinter ſich ſchloß.

„Welch ſonderbares Benehmen?" fragte die Jungfrau mit theilnehmender Verwunderung, „welche Aufregung! Trägt vielleicht meine unbedachte Frage die Schuld an derſelben?"

„Zum Theil wohl," antwortete die Freiin, „jedoch darfſt Du Dich deshalb nicht beunruhigen; dergleichen Stürme regen ſich ſeit einiger Zeit bei dieſer Frau eben ſo plötzlich auf, als ſie dann wieder verſchwinden. Siehſt Du, theure Freundin, das iſt der Herbſt eines Lebens, deſſen Frühling die Leidenſchaft

überfluthet hat; das Gefilde iſt öde, verwüſtet, von einer Ernte keine Rede, der Sturm wühlt die Sandkörner der Erinnerung auf, und treibt Thränen in die Augen. Wer aber das Auge ſich hohl und blind geweint, wo die Thränenquelle verſiegt iſt, da fehlt auch dieſer Balſam, und der Schmerz zerwühlt um ſo gräßlicher das Innere, und macht ſich, wie der Sturm, in einzelnen Stößen Luft. Ja, Amelei! ſo lange der Menſch noch weinen kann, iſt kein Unglück für ihn zu groß, er kann es ertragen: die Thräne macht uns biegſam, wie den Baum, der am Quellenrand ſich vor dem Sturme neigt; wo aber das Thränennaß vertrocknet iſt, da gleichen wir den unbeugſamen Waldesrieſen, der Sturm prallt an uns an, uns fehlt die Fügſamkeit, wir ſtehen unerſchüttert da, oder brechen plötzlich zuſammen. Siehſt Du, meine Freundin, dieſe Frau iſt rieſenſtark, ſie trägt ihr Leiden; Dich aber hat nur ein kleines Weh erfaßt, und Du, das zarte Blümchen, biſt mit ſammt Deinen Thränen erlegen."

„Juliane! welchen Vorwurf muß ich hören?"

„Es iſt kein Vorwurf, meine ſüße Freundin; dieſe Worte ſollen Dir kein Weh verurſachen, Du mußt mich nicht verkennen, mein Wollen ja nicht mißdeuten. Ich wollte Deine Aufmerkſamkeit nur darauf hinleiten, daß Verheerung über ein Leben her-

einbrechen müſſe, welches irgend einer Leidenſchaft, und wenn es auch die edelſte des Herzens wäre, willenlos preisgegeben iſt. Sieh, meine Amelei, Du liebſt, wirſt wieder geliebt. Ich glaube das Letztere, und wenn ich mich nicht täuſche, ſo haben zwiſchen Dir und Heinrich ſchon Erklärungen ſtattgefunden. Wie kömmt es alſo, daß Du in der kurzen Trennungszeit der Sehnſucht, dem Kummer ſchon erlegen biſt? Wie kömmt es, daß Du die Leidenſchaft zur Herrin Deines Innern werden ließeſt? Biſt Du ſo ſchwach, daß Du in dieſem leichten Kampfe ſchon erlegen? Was würde erſt Dein Loos ſein, wenn der Himmel Dich mit Leiden heimſuchte, die wie Schauerwolken die Sonne Deines ganzen Lebens umnachteten?"

Amelei erzitterte bei dieſem Gedanken. „Mein Himmel!" ſeufzte ſie, „ich könnte es nicht ertragen, ich würde zuſammenſtürzen wie ein ſchwacher Bau, unter dem ſich der Boden öffnet."

„Siehſt Du, Dir fehlt die Zuverſicht, Dir fehlt Vertrauen zu Dir ſelbſt, Dir fehlt der Wille, den Schmerz zu bekämpfen. Raff' Dich auf, meine Freundin! Sei muthig, ſei ſtark! Sieh, Du ſtehſt zwiſchen mir und Katharina; Du haſt zwei Frauen an Deiner Seite, welche im Dulden groß, im Leiden und Tragen das Höchſte überwunden

haben, was man einem ſchwachen Menſchenkinde nur immer aufbürden kann. Bewahre das Glück der Liebe in Deinem Herzen, aber gieb Dich demſelben nicht ganz hin, ſondern bedenk' in jedem Augenblicke, daß dieſes Glück vielleicht nicht ewig währen, daß es trügeriſch ſein könne, daß der Himmel Dir vielleicht dies Glück nicht beſchieden, und daß die Stunde immer nahen könne, in welcher Du entſagen müßteſt."

„Entſagen?" rief Amelei heftig, „Alles, Alles auf dieſer Erde: dulden, leiden, kämpfen, erliegen, ſterben will ich, aber entſagen werde ich nie, ſo wahr ein Gott lebt, nie! — Juliane! Du biſt meine Freundin, Du biſt das einzige Weſen, mit dem ich ſprechen kann, offen, frei, ſo wie mein Herz fühlt, ſo wie jeder Tropfen warmen Blutes in mir redet. Ich bin ſchwach, ich kann nicht ringen, ich kann nicht kämpfen, denn mir fehlt die Kraft dazu; aber ich kann dulden, ich kann leiden, und wenn mich der Schmerz auch auf das Krankenlager wirft, ſo bin ich ihm wohl unterlegen, aber er hat mich nicht beſiegt; mein Wille iſt immer derſelbe, mein Wollen immer das nämliche geblieben! Höre mich an: Ich liebe Heinrich Blumtaler, ich liebe ihn mit der ganzen Fülle meines warmen Herzens, ich liebe ihn ſo, daß mich ſchon die erſte Trennung von ihm auf das Siechbett warf. Aber wenn Du glaubſt, daß ich je nur den

Hauch eines Willens haben könnte, gegen dieſe Liebe anzukämpfen, ſo irrſt Du ſehr! Dieſe Liebe iſt meine Freude, dieſe Liebe iſt mein Leben, mein Glück, dieſe Liebe iſt mein Himmelreich! Ein Augenblick dieſer Liebe kann mich für ein ganzes Sein entſchädigen, Ein Funken dieſer Liebe könnte mich vom Tode auferwecken, und Du meinſt, daß ich ihr entſagen könne?"

„Amelei! biſt Du es wirklich?" rief die Freifrau erſtaunt, „ſind es Deine ſüßen Lippen, welche dieſes Feuer ſprudeln? Bei Gott, dem Allmächtigen! ich kenne Dich nicht mehr, Du biſt nicht mehr meine Amelei, meine liebe, ſüße Freundin!"

„Ich bin es, Juliane!" rief die Jungfrau, und warf ſich der Freundin in die Arme, „ich bin es und eben weil ich es bin, laſſe ich mein Herz ſprechen und habe kein Hehl vor Dir."

„Nun gut, ich will es glauben; ja, Du biſt mir gegenüber noch immer die Nämliche. Sage mir alſo, wie kömmt es, daß dieſe Liebe, welche wie eine Brunſt Dein ganzes Weſen durchfluthet, wie kömmt es, frage ich, daß dieſe Liebe, welche Dich ſo begeiſtert, nicht im Stande war, Dich gegen den Schmerz zu ſtählen, welcher über Dich hereinbrach, als Du von Heinrich ſcheiden mußteſt? Wie kömmt es, daß gerade Deine Liebe, welche ſo unendlich, ſo ſtark iſt, Dich über den Schmerz emporzuhalten nicht ver-

mochte, ſondern Dich demſelben zum Opfer hinwarf, daß Du ihm ganz zur Beute wurdeſt?“

Amelei ſann einige Augenblicke nach, dann erwiederte ſie: „Wie es kömmt? O, ich fühl' es wohl, aber ich weiß nicht, ob ich die rechten Worte finden werde, Dir es zu verdeutlichen. Sieh, meine theure Juliane! das Weh, welches mich ergriffen hatte, woher iſt es gekommen? Aus dem Herzen! und die Quelle, aus der es floß, war die Liebe. Sieh nun, wie iſt es möglich, daß Wunden, die von der Liebe geſchlagen ſind, auch wieder von der eigenen Liebe geheilt werden ſollen? — Kein Arzt, wenn er krank iſt, hilft ſich ſelbſt, er muß immer nur von einem Zweiten geheilt werden. Du ſchüttelſt ungläubig den Kopf? Du glaubſt meinen Worten nicht? So rede, Juliane, ſei nicht ſo wortkarg, ich will Dich hören, will Dir folgen! Sprich, hab' ich Recht oder nicht?“

Die Freifrau erwiederte: „Du haſt Unrecht, weil Du nur Deinem Herzen folgſt, und die Vernunft nicht hören willſt.“

„O Juliane! Du haſt kaltes Blut, bei Dir kann die Vernunft leicht den Scepter ſchwingen. Aber vergiß auch nicht, daß wir Frauen ſind; bei Männern ſoll der Kopf, bei Frauen muß das Herz den erſten Platz behaupten; wir ſind ſo hinfällig, ſo ſchwach, wir haben nichts als ein Herz und eine

Liebe, und wenn eine Frau je groß geworden iſt, ſo wurde ſie es nur durch die Liebe. Juliane! ‚Du wirſt mich nicht verſtehen, denn Du — Du haſt nie geliebt!“

Amelei hatte die Freifrau umfaßt, und lag ſchluchzend an ihrem Herzen.

Juliane mußte ſich's geſtehen: die Freundin habe Recht; die Liebe war ihrem Herzen bisher fremd geblieben; vielleicht eben deswegen, weil die Vernunft immer wach, das Blut kälter war, konnte dieſe Leidenſchaft in der bewährten Bruſt keine Wurzel faſſen. Nach einer Weile entgegnete ſie: „Es iſt wahr, ich habe noch nicht geliebt, aber um die Liebe zu kennen, muß man denn unumgänglich ſelbſt geliebt haben? Es ſtünde ſchlecht um den Arzt, wenn er alle Uebel, gegen die er wirken will, früher ſelbſt erfahren haben müßte. Doch genug des Geredes, Du wirſt Dich von nun beherrſchen, wirſt wieder meine liebe Amelei werden, Dich nicht grämen, und bedenken, daß von hier nach Neuſtadt kaum mehr als eine Stunde Weges iſt, und daß dort ein Herz ſchlägt, das Dich verſteht, und wieder nur für Dich glüht.

Amelei umarmte lächelnd die Freundin: „So recht, meine Theuere! ſolche Worte hör' ich gern, aber vom Vergeſſen, vom Entſagen darfſt Du mir nicht mehr ſprechen! Sieh, der Abend iſt heran-

gebrochen. Wie ſchnell doch immer die Zeit flieht, wenn man von Dingen ſpricht, die unſer Gefühl berühren.“

Evchen brachte einen Armleuchter und ſtellte ihn auf den Tiſch. Jetzt öffnete ſich die Thüre des Seitengemaches, und die blinde Katharina trat heraus.

Juliane ging auf ſie zu und führte ſie zum Sitz. Katharina ließ ſich nieder und ſprach: „Mir iſt es da drinnen zu einſam, ich vermochte nicht länger zu bleiben; o, es iſt ein ätzend Gefühl, zu wiſſen, daß man allein ſtehe. Wenn Ihr es geſtattet, werde ich den Abend in Euerer Geſellſchaft zubringen.“

„Wie könnt Ihr nur zweifeln?“ rief die Freifrau, und befahl der Dienerin, die Frauenarbeiten herbeizuholen. Sie und Amelei nahmen dieſelben zur Hand. Die Blinde ſaß ihnen unthätig gegenüber.

Gleichgültige Geſpräche kürzten die Zeit, bis man zur Ruhe ging. — — —

— — — — Eine Scene vor dem Schloſſe.

Es iſt Nacht, kalte Winternacht!

Das Gebirge umlagert wie eine ſchwarze, unförmliche Maſſe die Ebene, nur das Rauſchen der Föhren, welches von den Höhen herabdringt, verrathet, daß dort noch Leben ſei.

Wolkendurchzogen hängt der nächtliche Himmel,

nur hier und da ſchimmert ein Stern durch den wehenden Schleier, ſo wie oft zwiſchen den Blättern eine reife Frucht hervorſchaut. Nachtdunkel ſcheint ſelbſt das Schneelicht übertuſcht zu haben, ſein glitzerndes Weiß war verſchwunden, und ein düſteres Grau nahm deſſen Platz ein.

Das Beben der Bäume ausgenommen, herrſcht Ruhe und Stille; nur manchmal dringt das Heulen wilder Thiere aus den Bergwäldern herab, die blutgierigen ſind eben auf ihrer räuberiſchen Wanderung begriffen. Marder und Wolf, Fuchs und Bär, Dachs und Eber ſtreichen durch die Nacht, um Beute zu ſuchen; ſie ſcheinen es dem edlen Menſchenthiere abgelernt zu haben, denn auch dieſer ſucht Finſterniß, wenn er auf Raub ausgeht; aber ein gewaltiger Unterſchied herrſcht doch zwiſchen Beiden: bei jenen iſt der Raub Bedingung des Lebens, bei dem Menſchen aber nur Leidenſchaft, Gier, ſündiger Frevel!

Horch — von der Leitha her dringt Geräuſch — es kömmt näher — man unterſcheidet bald das Knacken von Zweigen, bald Tritte, dann wieder einen Stoß, ſo wie er bei Jemandem gehört wird, der über einen Graben ſetzt, dann wieder ein Schleichen, — ſo geht es fort bis in die Nähe des Schloſſes, dann wird es ſtill wie früher.

Die Umriſſe einer Menſchengeſtalt werden jetzt

ſichtbar, ſie ſcheint wie ein ſchwarzer Schatten zwiſchen dem Gebüſche zu hocken.

„Verdammt! das iſt ein wahrer Höllenpfad; ſo durch Nacht und Finſterniß zu pilgern, wenn man des Weges unkundig iſt. Da geht es fort, man weiß nicht wo? Hier ein Stein, an den man prellt, dort ein Buſch, an dem man ſich wund reißt, dann ein Graben, in welchen man fällt — ich glaube von dem Ziele meiner Reiſe nimmer fern zu ſein. Die Finſterniß hemmt den Fernblick — wo mag das Schloß nur liegen? Ich will harren, bis die Morgendämmerung heranzubrechen beginnt, dann werd' ich ſehen, wo ich mich befinde!"

So hörte man die Geſtalt ſprechen, deren Stimme den Mann verrieth. Die Kälte zwang ihn, ſeinen Standpunkt zu verlaſſen und die Glieder durch Bewegung in gehöriger Thätigkeit zu halten. Ein dunkler Mantel umſchlang ſeinen Leib, ein Kremphut deckte den Kopf. Es war eine etwas kurze, ſtämmige Geſtalt, mit feſtem Gang und kräftigem Aeußeren.

„Hier alſo," ſprach er bei ſich, „ſollen jene Mauern ſein, welche ſie umſchließen, ſeit Wochen ſchon umſchließen, und ich, ich konnte bisher nichts für ſie thun; ich mußte ſo viel Zeit vergeuden, bis ich nur erfahren konnte, wo ſie ſich eigentlich befinde. — Mein Gemüth iſt unruhig, mein Herz bewegt, eine

innere Stimme ruft mir zu: „Hier iſt ſie, die Du ſuchſt!“ — Wie langſam nur die Stunden ſchleichen, Mitternacht iſt zwar längſt vorüber, aber der junge Morgen ſäumt noch immer! Meine Ungeduld wächſt von Minute zu Minute, ich möchte den Ort ſchon ſehen, ich möchte ſie ſchon frei wiſſen, die ich liebe, die mir angehört, deren Leben mit dem meinen verzweigt iſt, ohne die ich nicht leben kann, nicht leben will! Halt, was blitzt dort im fernen Oſt? Ein Dämmerſtrahl taucht herauf — endlich ſcheint es Morgen werden zu wollen; nur ſchnell, nur raſch, ſchwinde Du unſelige Finſterniß, laß Licht werden um mich, in mir! Auf! es gilt ihre Freiheit, ſie muß heraus aus der Kerkersnacht, ich will die Bande löſen mit Liſt, oder brechen mit Gewalt; mir muß ſie die Freiheit danken, mir, dem ſie das Theuerſte auf dem ganzen Erdenrund iſt, ich will ſie retten, und dann forteilen mit ihr in die fernen Heimathberge; dort wollen wir wieder vereint leben, glücklich, ſo wie früher, ehe die blinde Schlange uns in ihr Neſt gelockt, ehe die Elende mir ihr Herz entzog. Wehe ihr, wenn ihr Lebenspfad nur einmal noch den meinen kreuzt! Wehe ihr! denn dann wird ſie nicht mehr von mir ſcheiden, dann will ich auslöſchen ihren letzten Lebensfunken, ſo wie das Licht ihrer Augen ſchon längſt ausgeloſchen iſt. O, ich will es

nie vergeſſen, daß ſie mir das Schweſterherz entfremdet, ich will es nie vergeſſen, wie liſtig ſie mich herabgewürdiget, um der Theuern gegenüber nur ein Knecht zu ſein! — O du elende Ränkeſchmiedin! daß ich deinen Trug ſo ſpät erſt durchſchauen mußte! — Aber aller Tage Abend iſt noch nicht gekommen; wir treffen uns wieder — du wirſt mich nicht ſehen, aber ich werde dich wieder erkennen; dann aber will ich mich hinſtürzen auf dich, will dich umſpannen mit meinen Armen, will dich umklammern mit Rieſenkraft, daß dir das Blut in den Adern und der Odem in der Kehle ſtocken ſoll, will dich preſſen, daß dir die Sinne in dem Schädel wirbeln ſollen, und will dir mit Donnerſtimme in die Ohren rufen: „Katharina! erkenne mich, ich war nur ein Knecht deines Hauſes, aber ein treuer Knecht!“ — —

Er ſchwieg.

Einige Stunden ſpäter betrat er den Fußpfad, welcher gen Eichbüchl führte.

Zweites Capitel.

Es war Friede! — Im Vertrag auf dem Pergamente ſtand es deutlich, mit ganz leſerlichen Lettern geſchrieben: „Es ſoll Friede ſein!“ — Und dieſer Vertrag war geſiegelt und gezeichnet vom Fürſten und Landesherrn, von einem Kaiſer und einem Könige! — Wer würde an dem Beſtehen des Friedens noch zweifeln, da ſolche Herren ihn verbrieft hatten? —

Und dennoch war kein Friede! Dennoch ſtand der Friede nur noch im Vertrage, aber im Oeſterreicherlande war keine Spur von ihm! Dennoch war der Friede nur noch auf dem Pergamente, aber nicht in den Herzen zu finden, denn dieſe glühten noch wie früher von Haß, dieſe athmeten noch wie früher — den Krieg!

Iſt es möglich? Jener Vertrag, jener Friedensſchluß —?

O, ſtaunt nicht, dieſe wurden ſo gut gebrochen, wie bereits zehn andere gebrochen worden ſind; jene

Hoffnungen auf Ruhe wurden so gut vernichtet wie alle früheren, welche man bereits seit fünfundzwanzig Jahren gehegt hat. So lange Kaiser Friedrich IV. und Herzog Albrecht VI. leben, so lange kann auch von einer Einigung nicht die Rede sein; so lange sie athmen, athmen sie nur Krieg — Bruderkrieg!

Vermöge des geschlossenen Friedensvertrags sollte der Herzog dem Kaiser die früher abgenommenen festen Schlösser zurückstellen. — Albrecht weigerte sich dessen — Friedrich trat ihm in Folge dessen die Regierung des Landes unter der Enns nicht ab, was er nämlich zugesagt hatte, und der Krieg begann wie früher. Von beiden Seiten erhielten die Feldhauptleute Befehl, die Feindseligkeiten fortzusetzen, und das Blutvergießen begann nach einer wenigtägigen Rast von Neuem.

Herzog Albrecht, welcher wie gewöhnlich einen großen Ueberfluß an Geldmangel hatte, vermochte seine Miethlinge nicht zu besolden, diese entschädigten sich durch Plünderung der Umgebungen Wiens; so wie es vor einigen Monaten die Kaiserlichen gethan, so machten es jetzt die Herzoglichen, und mancher Wiener, welcher mit sich selbst aufrichtig war, rief jetzt schon in seinem Innern: „Wahrlich! wir sind aus dem Regen in die Traufe gekommen!“

Um dem Unweſen zu ſteuern, und die ungeſtümen Söldlinge zu befriedigen, mußten ſich die Städter herbei laſſen, beträchtliche Abgaben zu leiſten; allein die Quellen reichten nicht hin, das Rauben und Plündern währte fort!

Es iſt gewiß, aus dem Regen in die Traufe!

Der Kaiſer ſeinerſeits ermangelte auch nicht, ſein Scherflein beizutragen; er nahm die Ausreißer der herzoglichen Söldner in ſeinen Dienſt, verbot ſeinen Anhängern auf jenen Landtagen zu erſcheinen, welche ſein Bruder ausgeſchrieben hatte, und ertheilte ſeinen Getreuen vollkommene Privilegien, ſich an dem Herzoge und den Wienern auf jede nur erdenkliche Weiſe rächen zu dürfen!

Indeſſen befand ſich dieſer als regierender Herr zu Wien, die Städter hatten ihm gehuldigt; aber nur zu bald ſollten ſie Urſache bekommen, jenen Unfug zu bereuen, welchen ſie ſich kurz früher gegen den Kaiſer, ihren rechtmäßigen Herrn, erlaubt hatten.

Albrecht hatte die Burg ſeiner Ahnherren bezogen, und zwar in demſelben, durch die ſechswöchentliche Belagerung herabgekommenen Zuſtande, in welchem ſie von dem Kaiſer verlaſſen wurde. Es ward nichts gebaut, nichts hergeſtellt; die ſchadhafteſten Stellen, deren Offenbleiben die Jahreszeit nicht geſtattete, wurden mit Brettern verſchlagen!! — Die

Aemter wurden an seine Getreuen vertheilt. Jörg von Pottendorf erhielt die Würde des Landmarschalls, Stefan von Hohenberg war Kanzler, Siegmund Eyzinger Hofmarschall und Heinrich Lichtenstein Schloßhauptmann. Jörg Pelndorfer wurde Anwalt beim städtischen Rathe, Lorenz Schönberger Stadtrichter, und der Wisend Hubmeister.

Friedrich suchte seinem Feinde auch von einer andern Seite Abbruch zu thun. Er klagte ihn bei den deutschen Reichsfürsten an, zählte die Beleidigungen auf, und schilderte die Schmach, welche er durch die vielen Jahre schon von ihm hatte erdulden müssen; er warf sich in die Würde des deutschen Kaisers, und erklärte den Widerspenstigen seiner Reichslehn verlustig; auch der aufrührerischen Wiener ward nicht vergessen, er sprach über sie die Acht aus. Dann wurde Rom wach gerüttelt, der alte Freund des Kaisers, der ehemalige Pfarrer Aeneas Silvius als Papst Pius der Zweite seines Namens, mußte seinen Bann gegen den Herzog und die Wiener schleudern, alle Schleußen wurden geöffnet, um den Verhaßten zu übersprudeln; aber der rasche Feuergeist, der Flammenmensch war unerschütterlich, unverzehrbar; die Anstrengungen des Kaisers vermochten ihn nicht zum Wanken zu bringen, ja selbst seinen listigen Schlingen

entwand ſich der Raſche, nur Einem gelang es, ihn zu beſiegen, ihn mit Blitzesſchnelle darnieder zu werfen, und dieſer Eine war — der Tod!! — Die Feindſchaft, der Kampf, das Blutvergießen zwiſchen den Brüdern konnte nur aufhören, wenn Einer von Beiden aus dem Leben ſchied, und dies — geſchah!

Ueber Wien hing es während dieſer Zeit wie eine ſchwüle Wetterwolke. Die an den Herzog zu leiſtenden Abgaben laſteten ſchwer auf den Bürgern. Viele begannen ſchon einzuſehen, daß ſie dem Kaiſer, ihrem rechtmäßigen Herrſcher, groß Unrecht gethan, und daß es wahrſcheinlich beſſer geweſen wäre, es beim Alten gelaſſen zu haben. Da ſich das Geſchehene nicht ungeſchehen machen ließ, ſo begann man ſchon hier und da darauf zu ſinnen, den begangenen Fehler wieder gut zu machen; wir ſagen: man begann zu ſinnen, denn auszuſprechen wagte es um dieſe Zeit noch Niemand, da die Creaturen des Herzogs allenthalben wach waren, und jedes aufrühreriſche Wort die ſchwerſte Strafe oder gar den Tod nach ſich gezogen hätte.

Dieſelbe drückende Stille von Außen hatte ſich natürlich auch in das Innere der Bürgerwohnungen verpflanzt. Das böſe Bewußtſein, und die Furcht vor vorwurfsvollen Blicken der Minderbetheiligten, ließ Viele die Oeffentlichkeit meiden, ſie zogen ſich

mißgestimmt in ihre Häuser zurück, und die Lücke in dem öffentlichen Leben der Reichsstadt wurde von Tag zu Tag fühlbarer.

Wir versetzen unsere Leser wieder in das Haus Jakob Mainharts, des berüchtigtsten Parteigängers, jenes schielenden Metzgers, dessen Thätigkeit und Einfluß sehr viel dazu beigetragen hatte, den jetzigen Stand der Dinge herbeizuführen.

Seit dem Augenblicke, in dem wir dieses Haus zum ersten Male betreten hatten, sind kaum sechs Monate verflossen, und schon war die Zusage des Meisters gelöst: sein dem Holzer gegebenes Wort war bereits erfüllt, denn Albrecht saß in der Burg seiner Väter zu Wien, — — aber auch er hatte von seinem Verbündeten ein Versprechen erhalten, ein Versprechen, auf dessen Verwirklichung er noch immer vergebens hoffte: seine Tochter Dorothea war noch immer nicht Heinrich Blumtalers Verlobte, vielweniger seine Ehefrau.

Es wird Niemand daran zweifeln, daß allen bei dieser Sache Betheiligten, mit Ausnahme des einzigen Metzgers, der Stand der Dinge nur angenehm sein konnte. Blumtaler hätte in ein Bündniß mit Dorothea nie gewilliget; Holzer, dem es mit dieser Einwilligung eben so wenig ernst gewesen war, freute sich in dieser Beziehung der Abwesenheit des jungen

Mannes, um den Meister mit diesem Vorwande hinhalten zu können; Dorothea und Herrmann Preising genossen ruhig des stillen Liebesglückes, und waren froh, vor der Hand ungefährdet zu sein, und für die Zukunft hoffen zu können.

Jakob Mainhart hatte bisher keine Gelegenheit vorbeistreichen lassen, ohne nicht mit dem Bürgermeister über diesen Gegenstand zu sprechen, und ihn an sein Versprechen zu erinnern; aber wie gesagt, Holzer spielte noch immer den Bereitwilligen, und wälzte die ganze Schuld auf den Eigensinn des jungen Mannes, welcher, vom Hofe des Kaisers sich zu entfernen, nicht zu überreden sei. Einige Male ließ sich der Metzger wohl hiermit beschwichtigen, aber am Ende wurde es ihm doch etwas zu ärgerlich; die lustige Zeit, in welcher die Ehen gewöhnlich geschlossen werden, war vor der Thüre, und Jakob Mainhart hatte sich's einmal in den Kopf gesetzt, seine Dorothea noch in der diesjährigen Fastnacht unter die Haube zu bringen. Demgemäß machte er sich an einem Nachmittage auf die Beine und ging auf die Freiung, zu dem nunmehrigen Herrn Bürgermeister Holzer.

Wie wir bereits wissen, wohnte dieser in dem Hause des Herrn Simon Potlin, in jenem Hause, welches er bei Gelegenheit der Plünderung der kai-

ſerlichen Anhänger auf die ungerechteſte Weiſe an ſich zu bringen gewußt hatte.

Jakob Mainhart ſtieg haſtigen Trittes die Steintreppe hinan, und trat ohne viel Weſens in die Stube. Im Bewußtſein der Verpflichtungen, welche Holzer, ihm gegenüber, hatte, war er unzart genug, dies den Bürgermeiſter bei jeder Gelegenheit fühlen zu laſſen, und benahm ſich auf eine ſo gewiſſe vertrauliche Weiſe, daß es jeden Feinfühlenden verletzen mußte. Wolfgang Holzer war zu klug, um den Metzger in ſeinem Dünkel zu wecken, denn die Zeit, wo er ſeiner bedurfte, war noch nicht ganz vorüber; Herzog Albrecht ſaß zwar ſchon in Wien, aber deshalb war Holzer von dem Ende ſeiner politiſchen Umtriebe ſo weit entfernt, als je.

Als der Metzger eintrat, ſaß der Wiener Bürgermeiſter am Tiſche, und hatte eine Menge Scripturen vor ſich, welche er durchlas, unterſchrieb, mit Anmerkungen verſah, oder auch ſo bei Seite legte. Einen Athem lang flog eine Wolke des Unmuthes über ſein Antlitz, da er den Schielenden gewahrte; aber wie geſagt, währte dies nur einen Augenblick, dann ſpielte wieder das gewöhnliche Lächeln um ſeine Lippen, und er erwiederte freundlich, jedoch ohne ſich zu erheben, den gebotenen Gruß.

Jakob Mainhart näherte ſich dem Tiſche auf eine ſo unmanierliche, rohe Weiſe, als man es nur von dem derbſten Landmanne hätte erwarten können; er ſchien vergeſſen zu haben, daß er nicht mehr dem einſtigen Geſchäftsfreunde gegenüber ſtand, denn Mainhart hatte mit dem ehemaligen Ochſenhändler Holzer ſchon manchen Leihkauf getrunken!

„Immer fleißig, Herr Bürgermeiſter?!“ begann er mit tiefem Tone, „Ihr erlaubt ſchon, daß ich mich niederlaſſe, ich bin verdammt müde!“

Er nahm auf dem zunächſt ſtehenden Stuhle Platz; dieſer erkrachte unter der unbändigen Fleiſchmaſſe.

Holzer lächelte.

„Viel zu zartes Schnitzwerk für Unſereins“ fuhr der Schielende fort, „das Ding ächzt, wenn man es nur berührt; wenn ich mich aber erſt auf meine gewöhnliche Weiſe darauf niederließe —“

„Dann wäre der Stuhl wahrſcheinlich gebrochen!“ ergänzte der Bürgermeiſter mit mehr Mäßigung, als man ihm überhaupt hätte zutrauen ſollen.

„Ja, ganz recht, brechen oder ganz bleiben, das iſt der Unterſchied“ platzte der Metzger heraus, „getrennt oder verbunden werden, das iſt die Frage.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ sprach der Bürgermeister langsam, denn er ahnte bereits, was kommen würde.

„Was ich damit sagen will?“ entgegnete Mainhart, eine Fratze schneidend, was er aber als ein Lächeln angesehen haben wollte, „ich will nichts damit sagen, ich will blos erinnern.“

„Wollt Ihr mir nicht die Freundschaft erweisen, Euch etwas deutlicher auszudrücken?“

„Wenn Ihr mich nicht versteht, oder nicht verstehen wollt —“

Holzer durfte nicht soweit gehen, und begann daher einzulenken: „Oder könnt, hättet Ihr sagen sollen, wenn es sich nämlich um denselben Gegenstand handeln soll, den gerade auch ich im Sinne habe.“

„Ja, ja, es wird wohl derselbe Rücken sein, auf welchen wir Beide losklopfen.“

„Ihr meint also?“

„Euer bewußtes Versprechen —“

„Mein Versprechen?“

„Nun ja, Euer Versprechen in Bezug auf die Verbindung —“

„Ganz richtig, die verabredete Verbindung —“

„Ja, verabredet! Aber vor der Hand ist es noch immer bei der Verabredung geblieben.“

„Ganz natürlich! Zu einem Eheversprechen gehören immer Zwei, und der junge Mann ist zu Neustadt am kaiserlichen Hofe!"

„Dieser Sache muß ein Ende gemacht werden!" rief jetzt der Meister mit einer fast gebieterischen Stimme.

Der Bürgermeister sah ihn mit etwas finsterem Blicke an und erwiederte: „Derselben Meinung bin auch ich; drum gebt mir Rath, auf welche Weise dies zu bewerkstelligen wäre?"

„Ihr befehlt dem jungen Menschen, hierher zu kommen!"

„Glaubt Ihr, daß er gehorchen werde?" —

Mainhart, durch den spöttischen Ton dieser Frage verletzt, antwortete barsch: „Ihr seid sein Anverwandter, habt ein Recht über ihn, und wenn es Euch um die Sache Ernst ist, werdet Ihr Weg und Mittel wissen, Euer gegebenes Wort zu lösen." —

„Könnt Ihr an meinem Willen zweifeln?" fragte Holzer, sich gekränkt stellend.

„An Eurem Willen? Nein, an dem zweifle ich nicht, hab' auch nie an demselben gezweifelt; aber ich fange fast an zu glauben, daß es nie Euer Wille war, die jungen Leute —"

Holzer ließ ihn nicht ausreden, sondern rief: „Jakob Mainhart! habe ich solchen Verdacht, solche kränkende Meinung um Euch verdient?" —

„Zeigt mir, daß sie falsch ist, sprach der Meister rasch, „und ich will Euch Abbitte thun; aber ich hab' es satt, mich so lange hinhalten zu lassen." —

Man muß gestehen, daß Jakob Mainhart heute Alles daran gesetzt zu haben schien, um von der anderen Seite einen entscheidenden Schritt herbei zu führen; Holzer erkannte dies auch, und sann schon nach, wie der Sturm abzuwenden sein dürfte; er verzweifelte aber schon im ersten Augenblicke, da der Meister mit Riesenschritten dem Ziele zusteuerte, und den Hauptpunkt so im Auge behielt, daß nichts im Stande war, seine Aufmerksamkeit von demselben wegzulenken.

Nach einer Weile nahm der Bürgermeister das Wort: „Früher habt Ihr mich gekränkt, und jetzt fügt Ihr zu der Kränkung auch noch eine Beleidigung hinzu; doch ich will Beides Euerer väterlichen Fürsorge zuschreiben, und das gesprochene Wort vergessen. Eine Frage jedoch kann ich nicht unterdrücken. Sagt mir, warum beeilt Ihr Euch in dieser Angelegenheit so sehr? Ich glaube, ein oder zwei Jahre könnten füglich noch dahin streichen —"

„Kein Jahr — kein halbes Jahr mehr" — rief der Andere, „so wahr ich Jakob Mainhart heiße, und Vorsteher der Metzgergilde bin!"

„Warum aber diese Hast? Ich meine, Euere Tochter wird noch zeitig genug unter die Haube kommen."

„Das Mäd'l ist bereits zwanzig Jahre, folglich ist's jetzt schon immer zeitlich genug. Drum sagt mir kurz und offen, was wird in dieser Sache geschehen? Was seid Ihr gesonnen zu thun, um Euer Versprechen zu lösen?"

„Vor der Hand," entgegnete Holzer, „kann nichts geschehen." —

„Es kann nichts geschehen?" rief der Metzger erbittert aus, „vor einem halben Jahre habt Ihr anders gesprochen; es wird vielleicht in Baldem eine Zeit kommen, wo auch ich anders sprechen werde. Es kann nichts geschehen? Warum kann nichts geschehen? Weil Ihr nicht wollt! Weil Ihr mich genarrt habt, und ich gutmüthig genug war, Eueren Worten Glauben zu schenken. Ihr sprecht, es kann nichts geschehen, und ich sage: von nun an soll auch nichts mehr geschehen!"

„Aber, Jakob Mainhart — diese Aufregung — hört mich doch nur an!"

„Ich mag nichts mehr hören, ich habe lange genug gehört und zugesehen! Mit dem Handel hat es ein Ende, ein vollkommenes Ende! Ihr haltet Eueren Jungen zu hoch, und ich bange um meine Tochter nicht. Ich werde ihr einen Gatten erkiesen, dessen sie sich nicht zu schämen haben wird. Und nun, Herr Bürgermeister, haltet das letzte Wort zu

Gnaden. Wir werden uns von nun nur noch in Amtssachen gegenüber stehen: ich, der Jakob Mainhart, als Vorsteher der Metzgergilde, und Ihr, Herr Wolfgang Holzer, als Bürgermeister der freien Reichsstadt Wien. Somit Gott befohlen!"

Ohne auf Holzers Reden und Rufen zu hören, stürmte er, wie ein wilder Stier, aus dem Gemache, die Treppe hinab, und aus dem Hause, die Herrngasse hinunter gegen seine Wohnung zu.

Der Zurückgebliebene sah ihm kopfschüttelnd nach.

„Mit dem hab' ich's verdorben," sprach er leise bei sich, „auf seinen Beistand darf ich nun wohl nicht mehr zählen. Ich war zu unvorsichtig, ich hätte für die Erfüllung seines Wunsches mehr Willen, mehr thätigen Willen zeigen sollen; aber wer hätte auch glauben sollen, — halt — welch ein Gedanke — wahrhaftig, das kömmt erwünscht — welch ein herrlicher Gedanke! Die scharfsinnigste Berechnung hätte kein klügeres Ergebniß herbeiführen können, als es hier der Zufall that. — Jakob Mainhart ist nun mein eifrigster Gegner, so wie früher für mich, so wird er nun gegen mich thätig sein. Sein Entfernen, seine Miene, der Ton seiner Rede, ja diese selbst verrathen es hinlänglich. Auf welche Weise kann er wohl gegen mich wirken? — Er wird, mir zum Trotz, der Partei des Herzogs untreu werden, und

sich den Kaiserlichen zuwenden — ich kenne meinen Mann — das thut er; ja ja, ich seh' ihn schon sein Panier als Kaiserlicher entfalten — ganz recht — nur zu, Jakob Mainhart! Ohne daß du es weißt, sollst du mir in die Hände arbeiten!"

Er schwieg, seine lächelnde Miene schien immer freundlicher zu werden, seine Züge verkündeten die Zufriedenheit mit sich selbst über die scharfsinnige Combination. — — — — —

Jakob Mainhart langte glühend roth in seinem Hause an. Seine Ehefrau staunte über die Aufregung.

„Komm her, Martha, ich hab' Dir etwas mitzutheilen."

Die Angeredete erschrak, denn die Umtriebe ihres Gatten kennend, glaubte sie in dieser Beziehung ein Unglück zu erfahren.

„Wir sind doch allein?"

Die Frau sah um sich, außer ihr war Niemand anwesend.

„Mein gütiger Himmel!" seufzte sie, „was werde ich hören müssen?"

„Erschrick nicht, aber laß mich nur zuvor zu Athem kommen. Ich bin zu heftig gegangen — der Holzer — der Schuft — ich könnte ihn erwürgen!" —

„Was iſt denn ſo Schreckliches vorgefallen?“

„Schreckliches? Nichts; aber Empörendes! Der Heuchler hat mich genarrt, mit der Heirath iſt's nichts — der Blumtaler iſt für unſere Tochter verloren; natürlich, der Holzer iſt Bürgermeiſter — o, warum habe ich ihn dazu gemacht!“

Der Ehefrau des Schielenden fiel eine ſchwere Bürde vom Herzen, doch war ſie klug genug, dies weder durch Worte noch durch Geberden zu erkennen zu geben. Sie entgegnete daher ernſt: „Welche Demüthigung für Dich, deſſen Einfluß der Stolze ſo viel zu danken hat!“

Mainhart, den gerechten Vorwurf fühlend, ſchritt im Gemache ſtürmiſch auf und ab, dann blieb er vor Martha ſtehen und ſprach: „Mein Entſchluß ſteht feſt, Dorothea muß die Gattin eines Andern werden.“

„Meinſt Du?“

„Verlobung und Vermählung müſſen raſch hinter einander folgen.“

„Und der Bräutigam?“ — die Stimme der guten Mutter war beklommen, ihr Herz pochte heftiger, ein leiſes Zittern ihrer Hand verrieth die Angſt vor einem unwillkommenen Ausſpruch.

„Ja, den Bräutigam werde ich noch heute ſprechen.“

„Darf ich ſeinen Namen nicht wiſſen?“

„Wirſt ihn noch zeitig genug erfahren.“

„Jakob, hör' mich an. Ich hätte Dir etwas mitzutheilen, ich möchte ſogar eine Bitte an Dich richten.“

„Laß hören, aber mach's kurz, denn ich muß fort.“

„Es ſind jetzt ſchon viele Monate her, ſeitdem Du Dir es in den Kopf geſetzt haſt, Dorothea mit Heinrich Blumtaler zu verbinden; ich habe Dir damals nur einige Worte eingewendet, allein Du warſt zu hart, und duldeteſt keinen Widerſpruch; ich ſchwieg, weil ich mußte; doch ſieh da, der Himmel hat ſich unſeres armen Kindes angenommen, und das ihr bevorgeſtandene Unglück — denn daß dieſe Verbindung ihr Unglück geweſen wäre, davon kannſt Du überzeugt ſein — auf eine andere Weiſe abgewendet. Jakob, ich bitte Dich, laß dieſen Fingerzeig von Oben nicht unbeachtet, und berückſichtige bei dieſer zweiten Wahl auch Dorothea's Ruhe, ihren Frieden, ihr Lebensglück.“

Der Metzger hörte ſeine Hausfrau mit Ungeduld an, doch ließ er ſie zu Ende ſprechen.

„Dem Himmel ſei es gedankt, daß Du endlich fertig geworden. Was Du da Alles von Ruhe, Glück und Frieden faſelſt! Haſt Du mich geliebt? Nein! — Haſt Du mich Jahre lang vor unſerer

Hochzeit gekannt? Nein! — Herrscht Friede in unserem Hause? Ja! — Kannst Du der Zukunft halber in Ruhe leben? Ja! — Bist Du glücklich? Ja! — Oder alle Wetter! ich will Den sehen, der in Jakob Mainharts Haus nicht glücklich ist. Was soll also die lange Wurst mit dem magern Inhalt?"

Frau Martha hatte heute schon zu viel gewagt, sie ließ sich so leicht nicht einschüchtern und nahm daher wieder das Wort: „Der Vergleich, den Du aufgestellt, läßt sich bei Dorothea nicht anwenden."

„Nicht anwenden? Und warum, wenn ich fragen darf?"

„Weil mein Herz, als Du um meine Hand geworben, noch frei gewesen."

„Und das ihre, alle Teufel! und das ihre, ist es nicht mehr frei? — Doch, was ereifere ich mich; mag sie immer hinter meinem Rücken eine Liebelei angezettelt haben, was thut das? So wie das Kalb von der Mutterbrust, so werde ich auch wohl einer solchen Närrin die Liebe aus dem Herzen reißen können. Alle Wetter! bin ich noch Herr im Hause, oder seid ihr Weiber es geworden?"

Der Rohe schlug bei diesen Worten mit seiner gewaltigen Faust dermaßen auf das nebenstehende Tischchen, daß die Decke desselben in kleine Stückchen zersplitterte.

Dorothea, welche außen den fürchterlichen Schlag vernommen hatte, eilte herbei.

Ein wüthender Blick des Vaters empfing ſie. Martha zitterte wie Espenlaub und hatte Mühe, die Thränen zurückzuſcheuchen.

„Gut, daß Du kommſt," rief der Metzger der Tochter entgegen, „da her — jetzt ſprich — geſtehe — oder bei der Hölle und ihrer Gluth! ich thue Dir ſo, wie dieſem Tiſche hier geſchehen."

Dorothea erkannte die Wichtigkeit des Augenblickes; ſo hatte ſie den Vater noch nie geſehen. Geſtehen, das mußte ſie; allein es frug ſich nur um die Art und Weiſe, auf welche es geſchehen ſolle? Sich demüthig ergeben, oder dem Sturme Trotz bieten? Zwiſchen dieſen Endpunkten blieb ihr die Wahl, ein Mittel gab es in dieſem Augenblicke nicht. Welcher Seite ſollte ſie ſich alſo hinneigen? — Aus Erfahrung wußte ſie, daß dem Vater von Seiten der Mutter noch nie ein heftiger Widerſtand entgegengeſtellt worden war, denn Martha war eben ſo furchtſam und ſchwach, als gut und nachgiebig; den Harten durch Bitten ihren Wünſchen geneigt zu machen, darauf hatte Dorothea auch ſchon längſt verzichtet, ſie ſah ſich alſo in ihrer Verzweiflung zum trotzigen Widerſtand hingedrängt; vielleicht — dachte ſie liſtig genug — wird der ungewohnte Trotz ihn ſtützen, ihn

nachgiebiger machen, die Liebe mag mich ſtärken, für die Liebe wage ich Alles!

Dieſem raſch gefaßten Entſchluſſe zufolge näherte ſich Dorothea dem Vater und ſprach mit feſtem Tone: „Was ſoll ich geſtehen, lieber Vater?“

„Deinen Ungehorſam, Deine Widerſpenſtigkeit, die Liebelei ohne mein Wiſſen und Wollen.“ —

„Wozu mein Geſtändniß, lieber Vater, da Ihr es ohnedem ſchon wißt.“

„Alſo wirklich — Mädchen — wirklich? Sprich, rede, oder ich erdroßle Dich!“

„Und wenn Ihr mich tödtet, mordet, foltert, ſo kann und werde ich doch nichts Anderes ſagen, als: Es iſt wahr, ich liebe.“ —

Jakob Mainhart ſchäumte vor Wuth, er ſtreckte ſeine Hand raſch nach der Jungfrau aus, um ſie zu faſſen, in demſelben Augenblicke zog er ſie jedoch wieder zurück und rief: „Ich darf ſie nicht faſſen, ich könnte ſie in meinem Grimme zermalmen, die Elende! Dorothea, noch einmal ſag' ich es Dir, Du ſprichſt nicht wahr, Du willſt mich nur empören; Du kannſt es nicht gewagt haben —“

„Ihr irrt, mein Vater,“ unterbrach ihn die Jungfrau raſch, „ich habe es gewagt, und ich rufe es laut, daß Ihr, daß alle Welt es hören kann, ich liebe Herrmann Preiſing!“

„Herrmann Preiſing — den Kaiſerer — den Habenichts — und Werdenichts — den größten Tagedieb in ganz Wien, der jetzt mit Meiſter Siebenbürger, der Himmel weiß wo, ſich verborgen hält — den Schelm, den Büchernarren liebſt Du? Dorothea, iſt es wahr, iſt er es wirklich, der Dich bethört?"

„Ja, Er wird mein Gatte, oder Keiner!"

Es trat eine Pauſe ein.

Mainhart ſchöpfte tief Odem und entgegnete: „Du haſt mich heute zum Raſen gebracht, Du haſt gegen das vierte Gebot geſündiget, Du haſt mich empört — aber ich will vergeſſen, will Dir Alles vergeben, ich will Dir ein lieber Vater ſein, aber nur Eines verſprich mir —"

„Und dieſes Eine iſt?"

„Daß Du nie einem Kaiſerer Deine Hand reichſt!"

„Vater, thut mit mir, was Ihr wollt, ich will Alles erdulden, Alles ertragen; ob Kaiſerer oder Herzoglich, das gilt mir gleich, ich liebe nur Einen, und ihm werde ich gehören."

„Du ſollſt ihm gehören, aber er darf kein Kaiſerer und muß ein Feind Holzers ſein! Dies mein letztes Wort. Mißbrauche meine Güte und Nachgiebigkeit nicht, wenn Du nicht willſt, daß ich Gewalt an deren Stelle treten laſſe."

Dorothea wollte hierauf wieder etwas entgegnen, allein ein Wink der Mutter hieß sie schweigen.

Der Metzger verließ das Gemach.

Mutter und Tochter sanken sich in die Arme.

„Begieb Dich mit dem zufrieden, was Du errungen," sprach die Matrone, „ich hätte nicht geglaubt, daß der Sturm so enden würde. Aber sage mir, Mädchen, wer verlieh Dir nur den Muth, dem Vater so entgegen zu treten?"

„Wer anders, als die Liebe?" erwiederte Dorothea lächelnd, „ach, meine Mutter! Du magst mir's glauben, es fiel mir schwer genug; allein die Nothwendigkeit erheischte es, und die Liebe stärkte mich. Ich habe frischen Muth gefaßt, ich hoffe Alles — Alles von der Zukunft. Möge sie meine Wünsche erfüllen, mögen meine Hoffnungen nicht spurlos zerrinnen; der Himmel hat reine Liebe noch nicht verlassen, er wird auch mir ein Helfer sein!"

— — — — — — Im Schanke beim Kelchner auf dem Hofe treffen wir den schielenden Metzger zum dritten Male.

Mehrere Bürger haben sich an dem gastlichen Tisch gesammelt. Es sind solche, welche noch immer als warme Anhänger des Herzogs die erbittertsten Feinde des alten Regiments waren.

„Guten Abend, Ihr Herren!"

„Willkommen, Valentin Liebhart!“

Man machte dem Angekommenen Platz. Er war eines Schusters Sohn aus Prag, jedoch seit vielen Jahren in Wien ansässig, und nun als einer der angeseheneren Bürger Mitglied des Rathes.

„Ei sieh da, Jakob Mainhart, grüß Gott!“ —

„Willkommen, Herr Liebhart!“

„Warum so trotzig, so mürrisch?“

„Ja, ja,“ bestätigten jetzt Viele, „wir haben es auch schon wahrgenommen, aber wir wollten Euch nicht fragen; was soll das düstere Faltengesicht?“

„Verdruß und Aerger!“ versetzte der Schielende mürrisch.

„Doch nicht in städtischen Angelegenheiten?“

„Bewahre; es ist ein eigenes Uebel, Hauskreuz; mag nicht daran denken, sonst werde ich wild, wie mein Ochse, den sechs Hunde hetzen.“

„Jeder weiß, wo ihn der Schuh drückt.“

„Eine Mücke zerquetscht man, und zehn andere laden sich zu Gast!“

„Ja, wahrhaftig, an solchen Gästen hat Wien nie Noth gelitten.“

„Besonders zur Zeit des kaiserlichen Regiments.“

„Sind keine Nachrichten aus der Neustadt angelangt?“

„O ja.“

„Laßt hören!“

„Was ist's — was wißt Ihr?“ riefen mehrere Stimmen.

„Alte Geschichten!“

„Nun?“

„Die Privilegien —“

„Welche Privilegien?“

„Nun jene, welche die Neustädter für ihre Treue schon erhalten haben, und noch erhalten werden —“

„Ei so laßt hören — redet — sprecht — wir brennen vor Begierde — wir sind ganz Ohr —“

„Vor zweiundzwanzig Jahre erlaubte ihnen der Kaiser Weingärten im nahen Ungarlande zu haben, verbot jedoch die Einfuhr der ungarischen Weine.“

„Damit ihnen der ungarische ihre Treue in den Köpfen nicht wirblich mache!“

„Vor vierzehn Jahren ertheilte er ihnen wegen ihrer Treue und ihres Gehorsams für alle welschen Waaren die Niederlags-Gerechtigkeit.“

„Das heißt, sie durften sich und ihre Waaren niederlegen, wann und wie sie wollten!“

„Seinen Getreuen das Niederlegen erleichtern,“ rief ein Anderer, „das ist keine Kunst, aber sie zum Aufstehen zu bringen, dazu gehört Scharfsinn.“

„Und den besitzen die kaiserlichen Räthe in Ueberfluß!“

„Vor zehn Jahren verlieh er ihnen ein neues Wappen.“

„Das Alles hat kein Geld gekoſtet, und was kein Geld koſtet, mit dem iſt Kaiſer Friedrich ſehr freigebig.“

„Nicht zu vergeſſen die Bauten, durch welche er die Stadt verſchönert!“

„O ja, aus dem Stadtſäckel, oder von den neuen Aufſchlägen, die entrichtet werden mußten.“

„Während der Belagerung in der hieſigen Burg haben ihm ja die Neuſtädter 713 Gulden Ungar-Dukaten, und 4 Schilling Pfennige zu ſeinen merklichen Nothdurften*) geborgt.“

„O, die guten Neuſtädter!“

„Doch Eins habt Ihr vergeſſen —“

„Und was iſt dies, wenn es zu fragen geſtattet iſt?“

„Ich meine die berühmte goldene Bulle, welche der Kaiſer am Dreikönigstage 1453 dem Hauſe Oeſterreich ausfertigte.“

„Laßt hören, was enthält dieſe goldene Bulle?“

„Sie enthält die Beſtätigung der alten Freiheiten unſerer Fürſten.“ —

*) Worte aus der im Wiener Neuſtädter Stadtarchive noch vorhandenen kaiſerlichen Schuldverſchreibung.

„O, unſere Fürſten haben an Freiheiten nie Mangel gelitten, deſto mehr wir!“

„Er verleih't ihnen den erzherzoglichen Titel.“

„Das war ſchon vor hundert Jahren, unter Rudolf IV. der Fall.“

„Sie haben das Recht: Wappen und Kleinodien zu verleihen.“

„Das bringt Geld in's Haus.“

„Sie dürfen unehelich Geborene ehelich machen.“

„Auch das bringt wieder Geld in's Haus.“

„Sie können den Juden Aufenthalt in ihren Ländern gewähren.“

„Heiliger Abraham! das bringt ſehr viel Geld in's Haus.“

„Sie haben die Freiheit, neue Auflagen zu machen.“

„Saubere Freiheit — ſchweigt — ich bitt' Euch, und verderbt mir die Laune nicht.“

„Wißt Ihr nun, warum dieſe Bulle die goldene heißt?“

„O ja,“ ſchrieen Alle hell auflachend, „wir wiſſen's, wir wiſſen's!“

Es währte eine hübſche Weile, ehe man aus dieſer aufregenden Luſtigkeit zu Athem kam.

„Wenn ich ein Poet wäre, ich wollte Euch beſingen!“ —

„Ja ſeht, das iſt eine große Schande für uns, daß wir, die Herzoglichen, keinen einzigen Dichter unter uns haben, während die Kaiſerlichen den Michel Beheim den Ihren nennen.“

„Ihr habt, wenn auch nur im Scherze, doch einen ſehr ernſten Punkt angeregt,“ ergriff der Liebhart die Rede, „und ich glaube, es wird an der Zeit ſein, daß wir von dieſem Gegenſtande ſprechen.“

„Michel Beheim befindet ſich ja am kaiſerlichen Hofe?“

„O ja, und dichtet ein Buch von uns Wienern, in welchem der böswilligſte Spott, der giftigſte Witz unſeren Aufſtand gegen den Kaiſer verunglimpft, und ſolcher Weiſe unſere Namen der Mißachtung der Nachwelt überliefert.“

„Was liegt an dem Geplärre eines ſolchen Hungerleiders?“ rief Mainhart am Eck, der die Sache von der leichten Seite nahm, was er ſonſt bei ſeinen Ochſen nicht zu thun pflegte; „mag er dichten und ſingen, was ihm beliebt, wir wiſſen doch, wie die Sache gekommen iſt.“

„Ganz recht, wir wiſſen es, aber werden es auch unſere Kindeskinder wiſſen? Die Ueberlieferung entſtellt jedes Ereigniß, und wie lange wird es währen,

und man wird, im Mißtrauen auf die Ueberlieferung, jenes Buch zu Rathe ziehen, und die Geſchichte unſerer Tage wird aus jenen Verſen geſucht werden."

„Der Krempl ſpricht wahr," nahm Jakob Storch das Wort, „wir müſſen auf Mittel ſinnen, ihm das Dichten zu verwehren, oder zu verleiden."

„Das iſt nicht ſo leicht —"

„O ja, der Rath ſoll einen Preis auf ſeinen Kopf ſetzen —"

„Das ſoll unſere letzte Zuflucht ſein. Vor der Hand muß Alles verſchwiegen bleiben, um ihn, falls er wieder nach Wien kommt, nicht aus der Stadt zu ſchrecken."

„Und dann —"

„Dann bieten wir ihm eine Summe Geldes, daß er ſelbſt ſein Buch vertilgen möge. Williget er nicht ein, ſo ſuchen wir ihm daſſelbe durch Liſt zu entwenden, und wenn Alles nichts nützt, ſo ſchreiten wir zur Gewalt; das Buch darf nicht auf die Nachwelt kommen, das Lügenwerk muß ausgerottet und vernichtet werden."

Der Metzger-Vorſteher ſchüttelte ungläubig den Kopf. „Was Ihr Herren da von ſolch leerem Geſchwätz ſo viel Aufſehens macht!" brummte er mürriſch in den Bart, „laßt dem Schelm ſeine Freude;

er ist ein Dichter, nun wohl, so soll er dichten; wer wird es einem Hund verargen, wenn er bellt?"

„Aber er beschimpft uns ja!"

„Wer wird denn einer Sache, die erdichtet ist, Glauben schenken?"

„Jetzt Niemand, aber in hundert Jahren."

Der Schielende sah ihn verwundert an und rief: „Alle Wetter! wer wird sich denn darum kümmern, was in hundert Jahren das Fleisch kostet? Mögen sie dann thun und denken, was sie wollen, wir sorgen für die Gegenwart und lassen die Zukunft ungeschoren. Was mir nicht macht heiß, laß ich alle Weis!"

Der Liebhart schüttelte mißbilligend das Haupt, er schien die Unempfindlichkeit des Metzgers nicht begreifen zu können und entgegnete: „Behaltet Euere Meinung für Euch, wir Andern wollen auch die unsere behaupten, und die Maßregeln in Bezug auf Vernichtung des erwähnten Buches beim Rathe in Anregung bringen. Seid Ihr es zufrieden, Ihr Herren?"

Alle Anwesenden riefen ein bestätigendes „Ja" und der Schielende setzte hinzu: „Ich habe heute schon so viel zugegeben, so kann ich auch hier „Ja" rufen, ich bin also auch dafür; obschon es mir sehr leid wäre" brummte er leise in sich hinein, „wenn

ihnen der Plan gelänge, denn wie ich einmal sprechen hörte, so soll das Capitel: „Des Holzers Titulum“ ganz vorzüglich sein.“

Ohne daß es der Dichter wußte, war seinem Buche der Untergang bereitet; jenem Werke, welchem er seinen ganzen glühenden Haß gegen die Wiener eingehaucht hatte; jenem Werke, welches er mit dem Blute seines Herzens groß zog, und mit Gefahr seines Lebens der Nachwelt erhielt.

Drittes Capitel.

Es ist am frühen Morgen.

Seibold Kerner schlich leise, verstohlenen Schrittes durch einen der abgelegensten Gänge der Burg Eichbüchl.

Sein Haupt mit den zwei zusammen gekniffenen Augen hing etwas vorwärts, sein Gang war schleppend, langsam, vorsichtig, obwohl er diesen Weg schon unzählige Mal zurückgelegt hatte. In der rechten Hand trug er einen Handkorb, in der linken zwei Schlüssel. Nachdem er den verschiedenen Windungen des Ganges gefolgt, in mehrere Seitenrichtungen eingebogen, auch mehrmals kurze Treppen mit einigen Stufen abwärts gestiegen war, befand er sich endlich vor einer eisernen Thüre.

Er öffnete diese und ging durch einen finstern, engen Schlund, denn einen Gang konnte man dies doch wohl nicht nennen, dann gerade aus vor sich hin, bis er abermals vor einer Thüre stand, welche er mit dem andern der beiden Schlüssel aufschloß.

Der Raum, welchen er nun betrat, war finſter; nur von rückwärts ſchimmerte es, einem matten Grauen gleich, hervor; nicht Tageslicht war es, nein, es ſchien nur ſo, als ob von dort das erſte Morgendämmern hervorzubrechen gedenke. Selbſt das an Dunkelheit gewohnteſte Auge hätte in dieſer Behauſung nur mit Mühe die Gegenſtände unterſcheiden können; wir ſehen nichts, ja wir glaubten kaum, daß ein menſchliches Weſen dieſen Ort zu bewohnen im Stande ſei, wenn beim Eintritte Seibolds nicht eine Stimme deutlich zu unſerem Gehör dränge, von welcher wir die Worte vernehmen: „Biſt Du es wieder?“

Die Frage kam, aus matter Bruſt; der ſo ſprach, mußte ein Mann ſein.

Der Vogt entgegnete: „Ja, ich bin's, kein Anderer als ich, Seibold Kerner, ſchon ſeit vielen Jahren, immer nur ich, immer nur der Seibold. Hier der volle Korb, gebt mir den leeren zurück.“

Man hörte Kettengeklirr. — Wahrſcheinlich mochte ſich der Gefangene erhoben haben. Das Geräuſch näherte ſich dem Vogte, gleich darauf hörte man dieſen ſprechen: „So, jetzt iſt's recht, gehabt Euch wohl!“

„Seibold!“ rief die frühere Stimme.

„Ihr wünſcht?“

„Verweile noch einige Augenblicke!“ Dieſe Worte waren mit gebieteriſcher Stimme geſprochen.

Der Andere gehorchte und murmelte dumpf in den Bart: „Was wird es geben? Wieder die alte Litanei von Klagen, immer der nämliche Roſenkranz von Bitten, Beſchwörungen und Verwünſchungen.“

„Was murmelſt Du vor Dich hin?“ fragte der Gefangene?

„Habt Ihr mich nicht verſtanden?“

„Nein, Seibold, ich bin der menſchlichen Stimme entwöhnt, ich bin durch den langjährigen Aufenthalt allhier ſchwerhörig geworden.“

„Nun alſo noch einmal, was wünſcht Ihr von mir?“

„Wie lange iſt es, daß Du mit Berthold geſprochen?“

„Kaum einige Monate.“

„Haſt Du ihm meine Botſchaft —“

„Ei, hört mir mit den Fragen auf! Ihr wißt ja, daß der Gebieter Euch kein Gehör ſchenken will.“ —

„Er will nicht — heiliger Himmel! — er will nicht — ich verzichte ja auf Alles — ich will ja Allem, Allem entſagen, ich will nur wiſſen, ob er meine Kinder nicht vergeſſen?“

Seibold murmelte einige unverſtändliche Worte, welche ſeine Ungeduld über den Aufenthalt zu erken-

nen gaben. Der Gefangene ergriff dann wieder die Rede und sprach: „Ich bin krank — ich werde meinem Geschicke erliegen.“ —

Endlich! dachte der Vogt, dann setzte er laut hinzu: „Es wird nicht so arg sein, Ihr habt durch die Jahre her wacker ausgedauert, mir ist um Euch nicht bange, Ihr werdet es schon noch durch manches Jährlein ertragen.“

„Heiliger Gott! Du wirst mich Unschuldigen nicht so langen Leiden preisgeben! Doch es kann, es wird nimmer lange währen, meine Kräfte sind aufgezehrt, meine Sinne sind schwach geworden — ich bin matt, siech, krank.“ —

„Habt Ihr sonst nichts mehr auf dem Herzen?“ fragte Kerner mit ungeduldiger Kälte.

„O, bleibe noch, ich bin ja immer allein, ich habe ja nichts als kalte Mauern um mich; bleib noch einige Minuten, damit mir doch die süße Beruhigung werde, daß ich zu einem menschlichen Wesen spreche, daß mein Wort nicht ganz spurlos verhalle. — Seibold, Du bist rauh, hart, aber Du mußt doch warmes Blut in Deinem Herzen haben, wenn auch kein fühlend Herz in Deinem Busen schlägt; o erbarme Du Dich mein, schenke mir die Freiheit!“

Seibold brach in ein helles Gelächter aus; der Gefangene fuhr fort: „Du lachst? Meinst Du, ich

würde mich an ihm rächen? Nein, ich ſchwöre es, bei der Hölle, welcher er anheimfallen wird, bei den Gluthen, die ihn einſt verzehren werden, ſchwör' ich Dir, daß ich ihn meiden will wie den ſchwarzen Tod; ich will ſchweigen wie das Grab, kein Hauch ſoll die Qualen künden, welchen er mich preisgegeben, kein Wort ſoll den Namen meines Henkers verrathen. Seibold, löſe meine Ketten, öffne mir die Kerkerthüre, mach mich frei, frei wie ich einſt geweſen; komm, werde Du, der Fremde, mein Rettungsengel, laß mich ſchauen wieder das Tageslicht, laß mich athmen Gottes freie Luft, ich werde Dir es nie vergeſſen, ich werde Dich verehren, anbeten, wie einen Heiligen —"

Da der Gefangene einige Augenblicke inne hielt, ſo murmelte Seibold Kerner: „Wahrhaftig, nun glaube ich es ſelbſt, daß es nimmer lange währen wird, er redet ſchon irre."

Der Gefangene fuhr fort: „Seibold, ſieh, Du hatteſt nie ein Weib, Du biſt nie Vater geweſen, Du kennſt die Gefühle eines Vaters nicht. Mach mich frei, nur um meiner Kinder willen, nur meine Kinder möcht' ich noch einmal ſehen. Als ich ſie verließ, waren ſie noch klein, kaum der Sprache fähig, aber jetzt — jetzt müſſen ſie ſchon erwachſen ſein; welche Wonne erwartete mich in ihren Armen, welche Seligkeit, von ihnen das liebe Kindeswort zu hören!

— Seibold — rette mich — erbarme Dich meiner — ſieh — ich liege vor Dir auf den Knieen — ich, der Herr, vor dem Diener! — Seibold — Rettung aus dieſer Kerkersnacht — Erbarmen für mein Leiden — ich will vergeſſen und vergeben!"

An dem Klirren der Ketten hatte man in der That den Augenblick erkannt, in welchem der Gefangene auf das Knie geſunken war; aber wenn der Unglückliche wirklich den Troſt hegte, zu einem menſchlichen Weſen zu ſprechen, ſo mußte ihn doch ſchon langjährige Erfahrung belehrt haben, daß bei dieſem Manne ſeine Worte nie weiter drangen, als bis zu des Ohres Muſchelpforte; hier verklangen ſie aber ſo ſpurlos, als ob er nur kalten Mauern ſein Leid geklagt hätte. Jener Troſt war alſo eine hohle Aehre, ſeine Hoffnung ein Korn, welches in ſandigen Boden fiel und dort keine Wurzel ſchlagen konnte, und dennoch, dennoch hörte er nicht auf, den Vogt zu beſtürmen, dennoch rang er in ſeiner Verzweiflung nach dieſem ſchwachen Halme, daß er ihn vor dem gänzlichen Untergange bewahren möge.

Aber ſo, wie oft, war es auch dieſes Mal wieder vergebens geweſen; ſo wie oft ſchon, hatte er auch jetzt wieder umſonſt gefleht, denn Seibold Kerner zog ſich während der letzten Rede des Gefangenen immer mehr und mehr zurück, und als ſich dieſer

wieder erhob, hörte er schon, wie jener die Thüre hinter sich schloß.

Er warf sich, abermals enttäuscht, auf das Strohlager, Grabesfinsterniß um ihn, Grabesfinsterniß in ihm, so lag er jetzt wieder da, wie viele Jahre schon; so sann er jetzt wieder auf Mittel zu seiner Befreiung, wie er es unzählige Mal gethan, und so wie immer fand er auch jetzt kein einziges Plätzchen, um nach demselben seinen Rettungsanker auszuwerfen. Aber es giebt nichts Stärkeres, als den Willen, es giebt nichts Zäheres, als den Geist eines Menschen! Abgeschnitten von aller Welt, nur durch ein einzig lebendiges Wesen mit derselben in Verbindung, durch ein Wesen, von dessen Marmorherzen jedes warme Wort appralte, von dem also nichts — gar nichts zu hoffen blieb: so war die Lage dieses Gefangenen, und dennoch, dennoch hatte er dem Gedanken an Rettung noch nicht entsagt; die schmachvollsten Jahre mitsammt ihren Qualen und Täuschungen vermochten nicht, ihm alle Hoffnung auf einstige Freiheit zu rauben; er glaubte noch immer an die Zukunft, an diesen Talisman unseres Erdenlebens, von dem wir Alle einst so viel, so unendlich viel erwarten.

Raubt den Menschen die Aussicht auf die Zukunft, und die Gegenwart wird sie erdrücken!

Der Name dieses Gefangenen war Pupeli!! —

— — — — Seibold Kerner war eben auf seiner Stube angelangt, als ihm ein Fremder entgegen trat.

Das verstörte, häßliche Aussehen desselben erregte das Mißfallen des Vogtes, er musterte ihn mit schielenden Blicken und fragte kurz und barsch: „Was ist Euer Begehren?"

Aber auch der Angekommene richtete auf seinen Mann den stechenden Blick, schnitt eine grimmige Fratze und entgegnete: „Das ist nicht so schnell und nicht so leicht abgemacht, als Ihr wähnt, Herr Vogt; ich bin müde."

Bei diesen Worten sah er sich nach einem Sitze um, und ließ sich auf demselben nieder, dann sprach er weiter: „So, das war geschehen; nun seid so gut, und tischt mir einen Morgenimbiß, denn beim Teufel! ich hab' mich ganz ausgeloffen, mich hungert's wie einen Wolf!"

Seibold konnte vor Staunen kaum zu sich selbst kommen. „Herr," begann er verwundert, „Ihr seid entweder ein kecker Lungerer, oder Ihr habt den Verstand verloren!"

„Keines von Beidem, ich bin vor der Hand nichts als hungrig, nach der Hand werdet Ihr noch mehr erfahren."

„Wer seid Ihr?"

„Ein Knecht, aber ein treuer Knecht.“

„Euer Name?“

„Ich heiße Simon! Nun aber ist's schon auch des Fragens genug, Ihr erhaltet keine Antwort mehr, bis mein Begehren erfüllt ist.“

„Ihr werdet mir aber doch erlauben,“ rief Seibold Kerner entrüstet aus, „daß ich nicht Jedem, der daher kömmt —“

„Ei so,“ unterbrach ihn der Häßliche, „Ihr hegt Mißtrauen? Habt Recht, in Eurem Amte muß man behutsam sein, besonders wenn man so wie Ihr das vollste Vertrauen des Gebieters genießt, und in seine geheimsten Unternehmungen mit eingeweiht ist.“

Der Vogt hatte nun Ursache, noch mehr zu staunen, doch hütete er sich, auf die Lockspeise des Anderen einzugehen und entgegnete kalt: „Ich bin ein treuer Diener meines Gebieters, sonst nichts.“ —

„Deshalb,“ nahm Simon das Wort, „müßt Ihr auch mich nicht hungern lassen, denn ich bin dasselbe wie Ihr.“

„Wie, Ihr wärt?“

„Ein Diener des Edlen von Ellerbach!“ bestätigte der Häßliche, „doch nun stillt meinen Hunger, und dann wollen wir weiter sprechen.“

Seibold Kerner ließ dem Räthselhaften ein Frühmahl tischen; Simon aß ruhig und behaglich, ohne

ſich um die forſchenden Blicke des Vogtes zu kümmern, und begann nach einer Weile wieder: „Nun, habt Ihr noch kein Zutrauen zu mir gefaßt?“

„Noch nicht ganz!“ entgegnete der Andere mürriſch.

„Eure üble Meinung ſoll bald ſchwinden. Sind wir unbehorcht?“

„Ihr könnt ungeſcheut ſprechen.“

„Wohlan! mich ſendet unſer Herr und Gebieter. Er befindet ſich in herzoglicher Gefangenſchaft.“

„Heiliger Gott! was ſprecht Ihr?“ —

„Ruhig, und entſetzt Euch nicht. Herr Berthold wurde von herzoglichen Dienern plötzlich überfallen und feſtgenommen; die Urſache dieſer Verhaftung iſt zwar öffentlich nicht bekannt, aber ich kenne ſie, ſie wurde mir von dem Edlen von Ellerbach im Gefängniſſe anvertraut. Ich hatte nämlich das Geſchäft, ihn durch einige Tage mit allem Nöthigen zu verſehen, denn ſein Gewahrſam iſt vor der Hand ein ritterlicher. Die Klagen des Herrn rührten mich, und ich verſprach ihm meine Hülfe. Er vertraute mir nun, daß dieſer Verhaftung keine andere Urſache zum Grunde liegen könne, als jene beiden Gefangenen —“

„Heiliger Gott! nicht ſo laut, mäßigt Eure Stimme —“

„Nun ja, jenes Mädchen, und der Bruder —“

„Stille, ſprecht den Namen nicht aus, ich weiß ſchon, wen Ihr meint — weiter, weiter — erzählt weiter!“ — Die Angſt malte ſich lebhaft in den Zügen des Vogtes, ſeine kleinen Augen glitzerten den Sprecher gierig an, Furcht und Bangen hatten ſeine Farbe gebleicht, und preßten ihm Schweißtropfen auf die Stirne.

Simon fuhr fort: „Unſer edler Herr meinte, der Aufenthalt jener Beiden auf Eichbüchl müſſe dem Herzog und den übrigen Landherren durch irgend einen unſeligen Zufall entdeckt worden ſein —“

„Gewiß, gewiß iſt dies der Fall!“ rief Seibold jammernd, „welche Entdeckung, Jenen noch am Leben zu finden, den alle Welt für todt hält.“ —

„Der edle Herr fürchtet alſo,“ fuhr Simon fort, „daß Schloß Eichbüchl, wenn obige Muthmaßung richtig iſt, nächſtens überfallen — durchſucht —“

Ein neuer Gedanke bemächtigte ſich des Vogtes. Er erinnerte ſich der anweſenden Gebieterin. Nun ſchien ihm ihre Anweſenheit klar zu werden. Sie hatte ſich, ſo meinte er, nach der Gefangennahme ihres Gatten von Wien entfernt, um den Ungeliebten ſeinem Schickſale zu überlaſſen. Wenn ſie nun erfahren würde, daß er ein Helfershelfer ihres Gatten — Seibold getraute ſich dieſen Gedanken kaum auszudenken, ſondern rief, den Anderen unterbrechend,

ängstlich aus: „O, ihr Heiligen! welch ein Abgrund öffnet sich vor mir, er wird meine Schritte hemmen, oder mich gar verschlingen.“

Verzweifelnd rang er die Hände und schleppte sich klagend in der Stube auf und nieder.

Simon, weit davon entfernt, den Gegner durch irgend einen Scheintrost aufzurichten, erwiederte: „Ja, ja, das Unglück ist schwer über das edle Haus hereingebrochen, und mit dem Gebieter muß auch immer der Diener untergehen, dies ist das Loos der Treue auf der Erde!“

„Wenn wir nur ungehindert und allein wären — aber —“

Simon horchte auf, der Vogt fuhr fort: „Aber die Anwesenheit der Dame —“

Der Häßliche stutzte; ohne dem Anderen durch eine Frage seine Unkenntniß zu verrathen, stimmte er in dessen Klage ein und sagte: „Ja, die Dame darf nichts erfahren.“ —

„Aber wie sie täuschen? Frau Juliane hält strenge Wacht.“ —

Simon wußte genug. „Ihr meint also?“ fragte er langsam. —

„Ich glaube, die beiden Gefangenen müssen heimlich von hier entfernt werden.“ —

Simon hatte mit der früher ausgesprochenen Be-

fürchtung vom Durchſuchen des Schloſſes einen anderen Anſchlag zur Befreiung ſeiner Schweſter im Sinne, und wollte dieſen auch dem Vogte als einen Befehl des Edlen überbringen; bei Seibolds letzter Rede faßte er aber raſch einen andern Entſchluß, und um deſſen Mißtrauen ja nicht zu wecken, rief er: „Wahrhaftig! eine Entfernung auf dieſelbe Weiſe hat mir auch der Edle Herr anbefohlen. Er wünſcht, die beiden Gefangenen mögen ganz in der Stille von hier abgeführt und auf ein anderes ſeiner Schlöſſer gebracht werden.“ —

„O, ich weiß ſchon, nach Ebenfeld — dorthin pflegte er auch oft allein zu kommen; aber mein Himmel! wenn nur die Dame nicht anweſend wäre.“

„Ihr werdet doch die einzelne Frau nicht ſcheuen?“

„Dem Henker auch iſt ſie einzeln! Die ganze Dienerſchaft iſt ihr treu ergeben, außerdem werden von Urſchendorf Bewaffnete eintreffen, um die Mauern zu beſetzen; der Böſe ſelbſt hat zu ſo ungelegener Zeit die Gebieterin und die Blinde herbeigeführt.“

„Welche Blinde?“ fragte Simon mit Haſt.

„Eine blinde Hexe — Frau Katharina —“

„Katharina hier!“ ſchrie der Häßliche auf.

„Ihr kennt ſie?“

„Ob ich ſie kenne? Wie mögt Ihr fragen?

Merkt Ihr's nicht, daß jeder Nerv an meinem Leibe bebt? Seht Ihr nicht, wie die Adern schwellen, wie die Finger sich krampfhaft krümmen? Ich kenne die Elende nur zu gut." —

„Sprecht, redet, Ihr habt meine Neugierde erweckt!"

Simon hatte im Augenblicke ein Mährchen ersonnen, welches aber mit der Wahrheit in einiger Beziehung stand; er sprach: „Ihr sollt in wenigen Worten Alles erfahren — diese Blinde ist die Mutter jenes Mädchens, welches hier —".

„Still, still, ich weiß, nur weiter!"

„Ich war ein Knecht in ihrem Hause, und habe im Sinne des Edlen von Ellerbach —"

„Verstehe! Und die Blinde?"

„Ließ mich züchtigen — peinigen — nur mit Mühe entkam ich dem Gewahrsam — da erfuhr ich das Unglück des Edlen —"

„Das Uebrige ist mir ohnedies bekannt, aber wie kam die Blinde zu unserer Dame?"

„Sie schlich sich wahrscheinlich in ihre Gunst, um hier nach dem Mädchen zu spähen."

„Ihr meint also, daß unserer Dame die Anwesenheit jener Jungfrau noch unbekannt sei?"

„Ich glaube es, jedenfalls müssen wir uns beeilen —"

„So ſchleunig als möglich," ſprach Seibold Kerner, „doch muß ich früher noch die Rückkunft des Boten abwarten."

„Welches Boten?"

„Den ich zu unſerem Gebieter in die Stadt geſandt habe."

„Meint Ihr, daß es ihm gelingen werde, bis zu Herrn Berthold zu dringen? Ich glaube kaum!" ſetzte Simon als Antwort auf ſeine eigene Frage zweideutig hinzu.

Die Rückkehr dieſes Boten abzuwarten, lag nicht im Plane des Häßlichen; denn da der gewaltſame Tod des Edlen von Ellerbach noch immer ein Geheimniß war, ſo konnte ſich die Zeit dieſer Rückkunft für ſeine Ungeduld viel zu weit hinausdehnen; auch folgerte Simon nun ganz richtig, daß mit dem Bekanntwerden von Ellerbachs Tod die beiden Gefangenen zwar augenblicklich frei ſein würden; allein dann war es aber auch gewiß, daß die anweſende Blinde ſeine Schweſter wieder an ſich ziehen, und er ganz in daſſelbe unſelige Verhältniß, wie früher, zu treten gezwungen ſein würde. Dem zufolge beſchloß er, im Stillen zu ſpähen, und die Rettung der Schweſter wo möglich bald, und ohne Wiſſen des Vogtes auszuführen.

Seibold Kerner, froh, in dieſer drängenden

Lage Jemanden um ſich zu haben, dem er, ſeiner Meinung nach, trauen konnte, antwortete freundſchaftlich auf Simons letzte Worte: „Ihr meint alſo nicht, daß es meinem Boten gelingen werde, mit dem Gebieter zu ſprechen?“

„Wir können es ja abwarten, doch bis dahin —“

„Nun, was bis dahin?“

„Bis dahin muß meine Anweſenheit auf dem Schloſſe den beiden Damen ein Geheimniß bleiben.“

„Freilich,“ entgegnete beſtätigend der Vogt, „Ihr ſeid hier als Diener meiner Perſon, kommt mit ihnen in keine Berührung; von der Blinden habt Ihr ohnedies nichts zu befürchten.“

„Und vor Frau Juliane?“

„Kennt Euch dieſe auch?“

„Es wäre allenfalls möglich, daß ſie von Katharina —“

„Ich verſtehe. Ihr müßt alſo auch vor dieſer geſichert ſein — Euer Antlitz ein wenig entſtellen.“

„Ganz recht, ich will ſchon Sorge tragen, daß ſie mich nicht erkennt. Auch meinen Namen müſſen wir ändern.“

„Ganz richtig, wie ſoll ich Euch alſo nennen?“

„Hanns!“

„Bin's zufrieden!“

„*Wir ſind* alſo einverſtanden?“

„Völlig einverſtanden!“

Seibold Kerner fühlte ſeine Bruſt nicht wenig erleichtert, denn mit der Mitwiſſenſchaft Simons glaubte er einen Theil der eigenen Schuld auf die Schulter des Anderen gewälzt zu haben.

— — — — — — — — — An dem Nachmittage deſſelben Tages ſtand Amelei am Fenſter und blickte durch die kreisrunden Scheiben in die weite Gegend hinaus, welche offen und frei da lag, ſo wie die Bruſt eines Menſchen, der vor dem Andern kein Hehl hat und ganz ohne Falſch iſt.

Das Auge der Jungfrau ſtreifte ſehnſuchtsvoll bis zur nicht fernen Neuſtadt, dort blieb es an den Eckthürmen der kaiſerlichen Burg hangen, ſo wie ein Blatt, welches, mit den Wellen des Baches fortſpielend, plötzlich durch die hervorragende Wurzel eines Uferbaumes aufgehalten wird. Ein leiſer Hauch, kaum konnte man es einen Seufzer nennen, ſäuſelte zwiſchen den ſüßen Lippen hervor, dann lispelte ſie: „Dort, dort lebt er, dort wandelt er, ſo nahe und ſo fern! — Weiß er vielleicht nicht, daß ich hier bin? Ach nein, wenn er es wüßte, er wäre gewiß nicht fern geblieben! — Doch ſieh dort, ein einzelner Reiter trabt den ſchmalen Pfad gegen das Schloß her, ſein Ritt iſt ſcharf, die Feder wallt luſtig im Winde; ha, das Roß ſetzt über den Graben, nun geht es

wieder fort, raſch, über Stock und Stein; — wie ſtolz der Mann nur auf dem Roſſe ſitzt — er kommt näher — ſein Antlitz iſt auf dieſes Schloß gerichtet — heiliger Himmel! mein Herz: was ſoll dieſes Jagen, dieſes Toben? — Der Ritt wird immer ſchneller, mein Blut jagt immer raſcher; ha! wie er daher braust — ſchon hör' ich den Schlag der Hufe, oder iſt dies der Schlag des ahndungsvollen Herzens? — das Roß dampft — ſchnaubt — wirft den Schaum von ſich — nun geht es gegen die Höhe zu, der Reiter, mein Himmel — dieſe Geſtalt — darf ich meinen Augen trauen?" — Sie riß das Fenſter auf und neigte das glühende Antlitz in die kalte Winterluft hinaus. — „Ja, ja, mein Herz pocht ſchneller — mein Blut droht die Sehnen zu zerreißen — ich täuſche mich nicht — er — er iſt es — Heinrich!"

„Amelei!" tönte es von unten herauf.

Und wie der Blitz flog das Fenſter zu, und wie der Sturm ein Blatt vor ſich hinweht, ſo flog die Jungfrau durchs Gemach, die Treppe hinab, und lag in den Armen Blumtalers.

„Mein Heinrich!"

„Meine Amelei!"

In dem Ton dieſer Worte lag das ganze Entzücken des Wiederſehens, in dieſen wenigen Sylben

lag, wie ein ungeheurer Schatz gebannt, die ganze irdiſche Seligkeit, das ganze Himmelreich!

„So hab' ich Dich wieder, Du mein ſüßes Mädchen!"

„So ruh' ich denn wieder an Deinem Herzen, mein Heinrich!" weinte Amelei.

Ja, ja, die Liebe, wenn ſie auch wie ein einziges Feldblümchen unter den Stürmen des Weltgetriebes hervorgebrochen, ſo entfaltet ſie doch ſtark und gewaltig ihr mächtiges Banner, und rauſcht und jubelt, und wächſt und gedeiht, und wird groß, wie jene ſüdlichen Blumen, deren Kronen vor Sonnenbrand ein ſchützendes Obdach gewähren, und wird ſtark wie jene Rieſen, deren Stämme noch Zweige gebären, obwohl ſie die Tage Salomonis geſchaut.

Seht hin, ſie liegen ſich in den Armen, ſie halten ſich feſt umfaßt; ſie blickt trunken in ſein glühendes Auge, und er hängt zitternd an ihrem feuchten Blick; die Herzen ſchlagen ineinander wie zwei Glocken, deren Töne ſich miſchen und dann harmoniſch durch die Lüfte wallen.

Ohne daß ſie es ſelbſt wußten, befanden ſie ſich oben im einſamen Gemache; mein Himmel! wie können die Sinne für andere Dinge empfänglich ſein, wenn ſie in ſolchen Seligkeiten ſchwelgen, und wenn ſich ihnen in dieſem Momente das Himmelreich er-

schlossen hätte, sie würden es unbewußt nicht beachtet haben.

„So ist der langersehnte Augenblick endlich gekommen," lächelte Blumtaler, „jener Augenblick, dem mein Herz in der ganzen Fülle seiner Liebe entgegen schlug —"

„Und glaubst Du, mein Lieber," unterbrach ihn die Jungfrau, „dasselbe sei bei mir nicht auch der Fall gewesen? Ach, Heinrich! was habe ich während dieser Zeit gelitten! Kein Herz neben mir, keine Seele um mich, der ich mich hätte anvertrauen können, so stand ich mitsammt meinem Schmerze allein, und mußte ihn vergraben in meiner Brust, und mußte dulden, leiden, bis ich unterlag."

„Mein Gott! Amelei, bist Du vielleicht krank gewesen?"

„Ja, mein Heinrich, ich lag schwer darnieder; doch dem Himmel sei es gedankt! jetzt bin ich genesen."

„Und ich," klagte der junge Mann, „ich wußte kein Sterbenswörtchen, ich lebte so sorglos, als ob kein Wölkchen unsern Liebeshimmel trübte —"

„Ist es nicht so besser? Was hätte es auch gefruchtet, hätt' ich die Kunde gesendet? Du würdest Dich nur gegrämt haben, ohne mir helfen zu können."

„Du irrst, süßes Mädchen! Ich wär' auf Lie-

desflügeln zu Dir geeilt, hätte mich an Dein Krankenlager geſetzt, hätte Dir die heiße Stirn geküßt, Dein liebes Haupt weich gebettet, die welken Lippen durch meinen Kuß aufgefriſcht; ich hätte Dich getröſtet, aufgeheitert, Dir ein liebes Mährlein vorgeſchwatzt, das müde Auge wach und friſch geküßt, und Dir Leben von meinem Leben eingehaucht."

„Ach, da wär' ich freilich bald geſundet," entgegnete Amelei, „faſt glaube ich's ſelbſt; aber weißt Du auch, mein Theuerer, daß ich noch immer nicht ganz geneſen bin, daß ich noch immer matt und ſchwach mich umher ſchleppe —"

„Dies Alles ſoll ſchwinden," rief Blumtaler mit Zuverſicht, „ich werde es bannen mit dem Zauberſtab der Liebe; was wär' die Liebe für ein armſelig Ding, wenn ihre Macht über ſolche Kleinigkeiten nicht erhaben ſtände? Komm her, mein ſüßes Leben; wenn ich Dich umfaſſe, fühlſt Du nicht die Adern ſchwellen?"

„Ja, ja, Heinrich, ich fühle!"

„Wie ich Dich an mich preſſe, ſchlagen Deine Pulſe nicht voller, kräftiger?"

„Wahrhaftig, ſie ſchlagen voller."

„Und wenn ich Dich küſſe, rollt nicht neues Leben durch die Adern?"

„Ja, ja, Heinrich, es rollt, es ſiedet, es droht mir den Buſen zu zerſprengen; o Du, mein ſüßes Le-

ben! ich kann es nicht aussprechen, ich kann es Dir nicht in Worten wiedergeben, wie wohl mir in diesem Augenblicke ist!"

„Nun siehst Du, theure Amelei, wie unrecht Du thatest, mir Dein Krankseln zu verheimlichen! Doch nun genug hiervon, nun laß uns der trüben Trennungsfrist nicht fürder gedenken; nun, da wir wieder vereint, uns öfter sehen werden, laß uns von unserer Liebe sprechen, von den Gefühlen, die uns beseelen, von den Freuden, die uns erwarten."

Die Jungfrau sah ihn träumerisch an und erwiederte: „Wie kann ich, mein Geliebter, von dem sprechen, was ich fühle? Sage mir, kannst Du vom Blumenodem reden? Nein, Du wirst wohl seine Wirkung schildern können, aber er selbst, sein geistig Wesen, das ist nichts, und doch so viel! So auch unser Fühlen. Ich kann Dir wohl von der Macht meiner Gefühle erzählen, von ihren Wonnen, ihren Schauern, aber von ihnen selbst nichts; sie sind, wo? Meinst Du vielleicht: im Herzen? — O nein, glaube mir, im Herzen allein sind sie nicht! Sie sind in jedem Nerv, in jeder Faser, in jedem Blutstropfen, sie sind überall, wo Leben ist, sie durchfluthen uns, wie der Blumenodem den Raum, und doch haben sie nirgends einen festen Sitz; es scheint, als ob sie zur Strafe, weil sie aus der Herzensheimath fortgezogen,

zum ewigen Wandeln verdammt ſeien. Und von dieſen geiſtigen Weſen willſt Du ſprechen? Nein, mein Heinrich, das menſchliche Wort iſt zu unbiegſam, kalt, um ſie ſo wieder zu geben, wie ſie in unſeren Gedanken leben; in dem Augenblicke, wo wir von ihnen ſprechen, verlieren ſie auch ſchon ihr luftig ätheriſch Weſen, und ſtatt des aufgehauchten Odems ſinkt nur ſtarres Sehnen zurück."

„Du haſt Recht, Amelei! wir wollen von ihnen ſchweigen und lieber von unſeren künftigen Freuden reden!"

„Warum von den künftigen? Meinſt Du, die Zukunft könne uns größere Freuden bringen, als diejenigen, welche uns die Gegenwart beut? Sieh, ich ſtehe hier, Du biſt an meiner Seite, ich habe Dich umfaßt, ich küſſe Dich, ich fühle das Pochen Deines Herzens, ich weiß, daß Du mich liebſt! — Das iſt Alles, brauch' ich mehr? Liegt darin nicht Alles, was unſere Erde Freudiges bieten kann? Sage mir, kannſt Du Dir noch Etwas denken, was Deine Freude noch zu ſteigern im Stande wäre? Wenn es ja auf dieſer Erde eine Seligkeit giebt, ſo genießen wir ſie jetzt in dieſem Augenblicke; alles Uebrige, was noch kommen kann, iſt vielleicht im Stande, dieſe Wonnen feſtzuhalten, aber ſie zu überbieten, das glaub' ich nicht! O mein Heinrich! ich rede, wie

ich es fühle, o ſprich, fühlſt auch Du ſo wie ich? Iſt Dein Weſen auch ſo ganz von Liebe zu mir durchgeiſtert, wie das meine für Dich? Sieh, ich liebe Dich, dieſes Wort iſt mir zu gewöhnlich, ich bete Dich an, dies Wort iſt mir zu heilig, es faßt wohl die Verehrung, aber nicht jenes Sonnenfeuer in ſich, welches Dir aus meiner Liebe entgegenſtrahlt; was ſoll ich alſo ſagen, wie ſoll ich es ausdrücken? Ich möchte Dir mit einem einzigen Worte mein Herz erſchließen, und wie ich auch ſinne, ſuche, denke, es bleibt mir doch nichts Anderes übrig, als Dir nur immer zuzurufen: Ich liebe Dich — ich liebe Dich unendlich!"

Sie ruhte an ſeinem Herzen aufgelöst in Thränen und Wonnen. Er küßte ſie oft und immer öfter.

„Ja, ja," ſprach er zu ihr, „Amelei, Du haſt Recht; in dieſem Augenblicke ſind wir ſelig, laß uns dem Himmel für ſeine Seligkeiten danken!"

Beide ſanken auf die Knie, hoben ihre Hände zum leiſen Gebet —

Juliane trat in's Gemach. — —

— — — — Und nun werfen wir einen aufmerkſamen Blick auf die Hauptperſonen unſeres Gemäldes.

Das Geſchick hat die meiſten derſelben in Schloß

Eichbüchl oder mindeſtens in deſſen Nähe zuſammengeführt.

Juliane, noch unbekannt mit dem gräßlichen Geſchicke ihres Gatten, den frevelnden Wünſchen eines Fürſten entflohen, das Bewußtſein der reinſten Pflichterfüllung ſelbſt gegen einen Unwürdigen im Herzen, ſucht Schutz in dieſen Mauern. Sie iſt das höchſte Muſter einer Frau, deren Begriffe über Pflicht und Würde faſt an's Ideale grenzen. Ohne ihren Willen wurde ſie von einem Elenden gefreit, den ſie ihren Gatten nennen mußte; wird ihr nun das Leben angenehmer winken, werden die ſündigen Wünſche des Herzogs ſie noch erreichen oder nicht?

Ihr zur Seite Katharina, blind am Körper, das Weib, deſſen Herz, von den verſchiedenartigſten Leidenſchaften durchwüthet, einem ausgebrannten Krater gleichen mag, der in ſchaueriger Oede da liegt. Ihre Liebe hat ſie betrogen, und wenn wir uns nicht irren, ſo ſcheint der Gegenſtand dieſer erſten Liebe ſich noch des Lebens zu freuen; doch wohin iſt die Frucht der ſündigen Leidenſchaft gekommen, wohin die Folge dieſer unſeligen Verirrung? — Dieſes Weib, welches keine ihrer Leidenſchaften, weder die Liebe, noch den Haß und die Rache zu bekämpfen wußte, ſteht als ein warnend Bild vor uns; ihr Leben iſt verunglückt, vereinſamt, der Stahl eines Böſen

hängt drohend über ihrem Haupte; blüht für sie noch ein Glück? Und wenn ihr vielleicht noch manche Freude beschieden, wird diese nicht immer einsam bleiben, so wie ein Spätblümchen im Herbste einsam ist?

Neben diesen beiden Frauen steht Amelei, die Jungfrau, lebend und sterbend für den Geliebten, durchfluthet von dem heiligen Strome, welcher die Gefilde ihres Herzens durchwälzt. Ein glücklicher Stern hat ihr einen Jüngling zugeführt, welcher, eben so fühlend wie sie, eben so heilig und rein empfindend, den Tempel ihres Herzens nicht entweiht. Wehe ihr, wenn Heinrich Blumtaler nicht so rein und edel gedacht, wenn er sie nicht geistig und heilig geliebt hätte! Wird die Liebe der jungen Leute über die Parteienkämpfe der Wirklichkeit siegen, wird das Leben sie vereinen oder scheiden? Wir wollen das Beste hoffen!

Johanna, die unschuldige Blume, welche weder Haß noch Leidenschaft kennt, welche rein, wie der Lichtstrahl, mit einer fast überirdischen Geduld ihren Kummer trägt, sie schmachtet in einem verborgenen Gemache des Schlosses. Sie gleicht in unserem Gemälde einem Blumenblatte, welches ohne sein Wollen von der Krone abgerissen, durch den Wind bald hierher, bald dorthin gewirbelt wird; es weiß nicht warum und wozu, es fühlt wohl das Weh, aber

es hofft auch auf den Himmel, ohne deſſen Willen kein Stäubchen gekränkt wird.

Welchen Contraſt bildet ſie zu Simon, ihrem leiblichen Bruder! Dieſer, wie ein böſer, höhniſcher Kobold durch die Scenen unſeres Bildes ſchleichend, hat ſich auch auf Eichbüchl eingeſchmuggelt. In ſein Inneres theilten ſich ehedem zwei Leidenſchaften: Liebe zu ſeiner Schweſter und Gier nach dem vermeintlichen Schatze der Blinden. Dieſe letzte hat aber dem Haſſe Platz gemacht, und dieſer der Rache. Katharina zu morden und Johanna zu befreien, war nun das ganze Ziel ſeines Lebens geworden, war die Aufgabe, welche er ſich geſtellt hat; wir wollen ſehen, ob er ſie löſen wird — möge ſein einziger Genius „Johanna" ihn vor der böſen That bewahren!

Berthold von Ellerbach iſt todt. Ihn hat der Rächerarm der Nemeſis erreicht. Schlecht genug, ſeine Gattin in die Arme des Herzogs führen zu wollen, brachte die von ihm erſonnene Liſt ihn ſelbſt in's Verderben; er fiel gewaltſam, jedenfalls gemordet auf Befehl des Herzogs, doch iſt er nicht unſchuldig gefallen; an ſeiner Gattin allein hat er zehnfachen Tod verdient!

Doch halt! wer iſt der Mann, der, im tiefen Verließe auf Eichbüchl ſchmachtend, ſeit Jahren ſchon

den herbſten Leiden und Entbehrniſſen preisgegeben, noch immer vergebens nach Freiheit jammert, noch immer vergebens nach ſeinen Kindern ruft? — Berthold von Ellerbach hält ihn gefangen, widerrechtlich eingekerkert, ſo viel iſt gewiß! — Die Welt, ſelbſt Juliane hält ihn für todt, dies bezeugen ihre eigenen Worte, welche ſie bereits in einer der erſten Scenen dieſes Gemäldes zu ihrem Gemahle ſprach: „Ich werde mich zu bewahren wiſſen, damit ſie mich nicht unvorbereitet treffe, wie Pup —“ der Zornruf Bertholds ließ ſie zwar den Namen nicht ausſprechen, aber Pupelli wollte ſie ſagen, und Pupelli heißt ja auch der Gefangene! In welchem Verhältniſſe ſteht er alſo zu Berthold und Juliane? Oder ſind vielleicht unter den anderen Charakteren unſeres Gemäldes Perſonen, die ihn nahe angehen, die einſt mit ihm in Verbindung geſtanden? — Wird der Arme den Augenblick der Freiheit erleben, wird er ſeine Kinder noch umarmen? Wer und wo ſind ſie?

Und nun auch einen Blick ins Ausland.

Die zwei fürſtlichen Brüder, deren Einer, Kaiſer Friedrich, wie wir auf unſerem erſten Blatte geſprochen, den Stempel der Güte und des Friedens auf ſeinem Antlitze trägt, befindet ſich in der Neuſtadt. Der Andere, Herzog Albrecht, Blutgier und maßloſe Herrſchſucht verrathend, ſitzt in dem gewalt-

ſam errungenen Wien. Und mitten zwiſchen dieſen ſchwankt hin und her eine dritte Perſon, Wolfgang Holzer, mit einem Doppelgeſicht: auf dieſer Seite lächelnd, auf jener eine Fratze ſchneidend, von Geſtalt zwar klein, aber ſich ſtreckend und hebend, und das Haupt mit keckem Uebermuthe gegen den Himmel kehrend, denn in dieſem Augenblicke iſt er noch immer Bürgermeiſter der freien Reichsſtadt Wien.

Und wild wogt das Getümmel, und durch die Menge geht feſten Schrittes ein Mann, bewehrt mit Schwert und Leier, und greift mitten im Gewühle kräftig in die weithallenden Saiten, und ſingt im Liede die Geſchichte jener Tage, daß ſie hell und wohltönend bis zu uns herüber dringt.

Dieſer Mann iſt — Michel Beheim.

Und nun vorwärts! „Mit Gott" hab' ich gerufen, als ich dies Werk begann, „mit Gott" ruf' ich auch jetzt, da ich mich ſeinem Ende zu nähern beginne!

Viertes Capitel.

„Bis hierher und nicht weiter!“ ruft die Vorsicht selbst dem kühnsten Steiger zu, welcher sich auf die gefahrdrohenden Gletscherhöhen wagt, und er, wenn der Uebermuth sich seiner nicht bemeistert — gehorcht.

Auch Wolfgang Holzer hatte sich hinan gerungen, auch ihm hatte sein Geschick: „Bis hierher und nicht weiter!“ zugerufen, aber er schloß sein Ohr, wollte der warnenden Stimme kein Gehör geben, und — das Verhängniß erfaßte ihn. Wie die Sinne eines vom Schwindel Befallenen anfangs immer matter werden, und er zu taumeln und nach einem rettenden Gegenstande zu haschen beginnt, wie er endlich, wenn sie ganz schwinden, jählings hinabstürzt, so auch riß es den Wiener Bürgermeister hinab, hinab in das gräßlichste Verderben!

Um emporzusteigen, hatte Holzers Talent ausgereicht, sein listiger, heuchlerischer Charakter war ganz

geeignet, ihn die Höhe, auf welcher er ſtand erreichen zu laſſen; aber um ſich oben auch zu behaupten, dazu war er zu unruhig, zu unſtet, zu habſüchtig.

Scharfſinnig genug hatte er den Herzog dazu benutzt, ſeine eigenen Wünſche zu erreichen, und, nun dies geſchehen war, ſollte ihn wieder der Kaiſer in ſeiner Stellung erhalten! Aus dem wilden Treiben Albrechts, ſo ſchloß er mit Recht, konnte kein Heil erſprießen, dieſer Flammenmenſch mußte Alles verzehren, was in ſeine Nähe kam, ja, es begann dem Bürgermeiſter ſogar um ſeinen eigenen Raub bange zu werden; er verlor ſeine Feſtigkeit, ſein Scharfblick nahm ab, ſeine Schritte wurden unſicher, es fehlte ihnen jene kühne Zuverſicht, mit welcher ſie vordem gemacht wurden, man vermißte die raſche Entſchloſſenheit, mit einem Worte: Wolfgang Holzer wurde von ſeinem Verhängniſſe erfaßt, und von der mühſam erklommenen Scheitelhöhe in den finſtern Orkus hinabgeſchleudert.

Jenes Schreiben, welches Blumtaler vom Kaiſer an Holzer übermacht hatte, war nur eine Einleitung, zu welcher nun das Werk ſelbſt folgen ſollte.

Einige der getreueſten Anhänger des Bürgermeiſters erſchienen heimlich in Neuſtadt, und brachten den Antrag vor, daß ſie nun einſähen, wie es mit dem Herzoge kein Beſtehen haben könne, indem er

weit davon entfernt sei, den mit dem Kaiser geschlossenen Frieden auch zu handhaben; deshalb möchten sie gern das gethane Unrecht wieder gut machen, und in dem Falle, daß ihnen Vergebung und Gnade zugesichert werden würde, wollten sie dem Kaiser die Stadt Wien wieder in die Hände spielen.

Daß diese Botschaft Friedrich nur angenehm sein konnte, erhellet auf den ersten Augenblick; die Unterhandlungen begannen. Es währte lange, bis man die Hinderniſſe beseitiget, und die zu nehmenden Maßregeln beschlossen und festgesetzt hatte. Der Probst Georg von Preßburg leitete die Unterhandlung.

In dem Hause des Bürgermeisters herrschte während dieser Zeit die tiefste Stille, denn Holzer hatte alle überflüssigen Bewohner für immer entfernt, und nur einige treue Diener behalten, denen er unbedingt vertrauen konnte; sobald es aber zu dunkeln begann, sah man Bürger in das Haus eilen, und dasselbe wieder verlassen, sie kamen entweder einzeln oder in kleinen Gruppen, und schieden auch so wieder von dannen. Es trat zwischen einem Theile der Bürgerschaft ein eigener Verband ins Leben, dessen Haupt Holzer war, welch Letzterer nun wieder für den Kaiser zu handeln begann.

An einem Abende befand ſich der Bürgermeiſter in ſeinem Gemache, da trat einer der Diener herein.

Holzer, deſſen ganzes Weſen ſeit einiger Zeit eine beſondere Unruhe an den Tag legte, erhob ſich raſch, und ſah mit einem fragenden Blicke auf den Hereingetretenen.

„Gnädiger Herr!“ —

„Nun, was ſoll's, ſchnell, heraus mit dem Wort—“

„Ein Fremder will mit Gewalt zu Euch dringen—“

„Ein Fremder? Sein Name —“

„Den will er nicht nennen.“

„Wohlan, ſo laß ihn vor!“

„Er ſieht aber ſehr ärmlich und elend aus.“

„Nur ſchnell, ich will ihn ſehen!“

Der Dienſteifrige entfernte ſich. Nach einigen Augenblicken humpelte die zerlumpte Geſtalt eines Bettlers herein, welche, ſich dem Bürgermeiſter nähernd, die Gugel vor denſelben hinhielt, und mit flehendem Tone winſelte: „Ein Almoſen, gnädiger Herr! ich bitte Euch recht ſehr, ich habe zwar weder Weib noch Kind, aber ich bin mir ſelbſt genug —“

Er hielt inne — Holzer ſchmunzelte und winkte dem Diener ſich zu entfernen; kaum war dies geſchehen, ſo ſprang der Bettler zur Thüre und ſchob den Riegel vor, dann ſtreckte er ſich wie Jemand, der lange in einer unbequemen Lage zuzubringen gezwungen

war, und ſprach: „Dem Himmel ſei es gedankt! hier wär' ich, wenn ich auch nur ſchon wieder wohlbehalten daheim wäre."

„Wahrhaftig," entgegnete Holzer lachend, „ich ſelbſt habe Euch in dieſer neuen Maske nicht erkannt, um ſo weniger habt Ihr dies von Andern zu befürchten, denen Ihr weniger bekannt ſeid.

„Vorſicht ſchadet nicht," entgegnete der Fremde, „ſie iſt um ſo nothwendiger, da es ſich eben ſo um meine und um Euere perſönliche Sicherheit, als überhaupt um das Gelingen dieſer für das ganze Oeſterreicherland ſo wichtigen Angelegenheit handelt.

Die beiden Männer ließen ſich an einem Tiſche nieder. Werfen wir auf den Fremden einen aufmerkſamen Blick, ſo finden wir in ihm eine corpulente Figur, etwas ſcharf markirte Geſichtszüge, ein Paar lebhafte ſchwarze Augen, Beweglichkeit in ſeinem übrigen Weſen, die gehobenen Lippen, der braune Teint, das glänzende Haar, und die etwas hervortretenden Augen verrathen den Magyaren; wir ſind dieſem Manne im Laufe unſeres Gemäldes noch in keiner Stellung begegnet, wo er unſere Aufmerkſamkeit beſonders auf ſich gezogen haben würde — obwohl er des Kaiſers Rath und der Kaiſerin Kanzler geweſen, und die Leiden der Belagerung der Burg mitgetragen hatte. Es war der Probſt Georg von Preßburg.

„Nun sprecht, Herr Rath, was habt Ihr Wichtiges mitgebracht?"

„Diesmal mehr als Ihr wähnt."

„Kommt Ihr aus der Neustadt?"

„Gerades Weges. Ich glaube, ich werde nun bald nicht mehr nöthig haben, die Stadt zu verlassen, bis sie ganz in unseren Händen sein wird, deshalb hab' ich mir auch ein verborgenes Stübchen gemiethet, wo ich unbekannt bleiben will, bis dies geschehen sein wird."

„Habt Ihr die Anstalten hierzu schon getroffen?"

„Was unsern Theil anbelangt, ja! Hört mich an. Ihr wißt, daß der Herzog bisher noch jedes geschlossenen Friedens gespottet, und ihn auch immer, so oft es ihm nur genehm war, gebrochen hat. Demzufolge hat unser kaiserlicher Herr beschlossen, den unruhigen Bruder durch Zwang dahin zu verhalten, dem Lande den Frieden zu geben, und ihn aber auch zu wahren. Um jedoch jedes Blutvergießen zu vermeiden, soll diesmal List die Stelle der Gewalt vertreten."

„Darüber sind wir schon einig geworden," nahm der Bürgermeister das Wort, „denn befindet sich der Herzog in kaiserlicher Gewalt, so wird es meine Sorge sein, auch die Wiener-Stadt dahin zu bringen,

dem kaiſerlichen Herrn wieder Treue und Gehorſam zu ſchwören."

„Hört mich alſo weiter an: ich glaube es nicht mehr erwähnen zu müſſen, wie unſer guter Gebieter den reuigen Wienern Verzeihung und Vergebung im weiteſten Sinne des Wortes angedeihen laſſen will; er meint, die Städter würden nun zur Einſicht gekommen ſein, wie es nie an ihm allein gelegen war, wenn ſich Oeſterreich nicht des Friedens erfreute, der doch dem Lande und dem Volke ſo nothwendig wäre. Darum muß auch ihnen Alles daran gelegen ſein, durch ihre Hülfe die Wendung der Dinge mit hervorzubringen. Euer Vorſchlag in Bezug auf den Herzog iſt angenommen. Er ſoll in der Burg überfallen und aufgehoben werden. Zu dieſem Zwecke haben wir folgende Vorkehrung getroffen. Von dem in der Nähe Wiens hauſenden, kaiſerlichen Kriegsvolke, welches unter dem Befehle des Hauptmannes Ulrich von Grafeneck ſteht, werden am Charſamſtage in der Früh fünfhundert Mann unter dem Befehle des Herrn Auguſtin Triſtam vor den Zäunen Wiens anlangen, welche in die Stadt zu bringen Eure Sorge ſein muß. Ich ſelbſt werde mit den Kriegsleuten ankommen, und dann hier verbleiben. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß kein Bürger, ob arm oder reich, von den Söldnern nur im Entfernteſten geſchä-

digt, und daß Niemand der Städter in seiner Freiheit beeinträchtiget werden soll. Sind wir mit unseren Getreuen in der Stadt, so habt Ihr für die augenblickliche Verbreitung Eurer Absicht unter der ganzen Bürgerschaft Sorge zu tragen, damit der Angriff gegen etwaige Widerspenstige, auf diese Weise unterstützt, nicht mißlinge."

Der Probst schwieg. Holzer schien eine weitere Fortsetzung seiner Rede zu erwarten, als diese aber nicht erfolgte, und sein lauernder Blick den kaiserlichen Rath vergebens hierzu aufforderte, nahm er das Wort: „Eure Maßregeln sind ganz in dem Sinn getroffen, wie ich sie vorgeschlagen. Habt Ihr mir von unserem kaiserlichen Herrn sonst nichts zu hinterbringen?"

Der Ton dieser Frage machte den Probst ein wenig stutzen; plötzlich erwiederte er lächelnd: „Nun, da wir über Alles einig geworden, habe ich Euch noch ein Schreiben zu übergeben, welches mir von kaiserlicher Hand anvertraut wurde."

Der Probst zog dasselbe bei diesen Worten hervor — Holzer griff mit Hast darnach — las — und steckte es dann zufrieden unter seine verborgenen Papiere.

Diese Zeilen enthielten eine kaiserliche Verschreibung an den Bürgermeister Holzer im Werthe von sechstausend Gulden für die Auslieferung des Herzogs.

„Seid Ihr nun zufrieden?“ fragte der Probſt.

„Vollkommen!“ entgegnete der Habſüchtige, „ich glaube, unſer kaiſerlicher Herr ſoll es auch mit mir ſein.“

Der Bote erhob ſich — Holzer that ein Gleiches — nach einer Weile ſchlich die zerlumpte Geſtalt des Bettlers, eben ſo gebückt und mühſelig, wie ſie gekommen, auch wieder von dannen.

Holzer blieb allein.

Sein Auge ruhte auf einem Bilde, welches, ſeinem Sitze gegenüber, an der Wand hing. Der Stoff des Gemäldes war der römiſchen Sittengeſchichte entlehnt, und ſtellte den Kampf eines zum Tode verurtheilten Sclaven mit einem Löwen dar, welches Schauſpiel zur öffentlichen Beluſtigung in einer Arena ſtattfand. — Der Bürgermeiſter betrachtete heute das Bild aufmerkſamer als ſonſt; ſo wie es oft im Leben geſchieht, daß man tauſendmal an einem Gegenſtande gleichgültig vorübergeht, bis endlich eine beſondere Veranlaſſung unſere Aufmerkſamkeit auf denſelben lenkt, ſo gab auch jetzt der Inhalt der erwähnten Darſtellung den Gedanken Holzers eine Richtung, deren Spur er immer weiter folgte, und deren Intereſſe ihn ſo einnahm, daß er, ohne es zu wollen, ein Selbſtgeſpräch begann, welches ſeine Gefühl- und Denkweiſe deutlich ausprägte; er ſprach: „Nur vor-

wärts — nicht ermüden, nicht ermatten — der Löwe iſt ein reißend Thier, nur einen Augenblick nachgegeben, und Du biſt ſeine Beute geworden. Ha, Sclave! ringe, kämpfe; wie wild er die Beſtie anblickt, wie geſpannt ſeine Züge, wie ſtraff ſeine Glieder gedehnt ſind; der Körperbau verräth Kraft — wird er ſiegen, oder unterliegen? — Der Künſtler hat ein anſchaulich Bild gemalt, ob's ihm aber auch wirklich nur darum zu thun geweſen iſt, dieſe gräßliche Scene jener Zeit darzuſtellen? Oder hat er wirklich mit dem Gemälde einen andern, verborgenen Sinn verbunden? — Der Schelm, faſt möchte ich glauben, es errathen zu haben. — Dieſer Löwe iſt das Schickſal, und der Sclave iſt der Menſch, der zum Sterben verurtheilte Menſch; und wie der Sclave mit dem Löwen, ſo muß der Menſch auch mit dem Geſchicke ringen, um ihm ſein Leben abzukämpfen, und ſo wie dort die Römlinge, ſo bilden hier unſere Zeitgenoſſen die Zuſchauer und beluſtigen ſich an dem Kampfe eines Nebenmenſchen, und ſcheinen mit Ungeduld des Augenblickes zu harren, in welchem dieſer dem grauſamen Gegner erliegen wird. Aber ſie ſollen ſich nicht freuen! Ich will, ich werde nicht unterliegen, ich werde ſiegen, ſo wie ich bisher geſiegt. Vorwärts, die neuen Fäden ſind ausgeworfen, ein neu Gewebe ſoll begonnen werden. Ich — ich habe dem Her-

zoge die Wienerstadt in die Hände gespielt, und ich will sie ihm wieder entwinden. Er wähnt, ich wär' ein Werkzeug in seinen Händen gewesen, o Täuschung! er war es in den meinen. Er war die Treppe, auf welcher ich hinangestiegen, hat man die Höhe erreicht, so wird die unnütze Stufenleiter bei Seite geschoben. Er muß weichen! Wie lange ist es her, und schon zählt er der neuen Feinde so viele unter den Bürgern; er hat es nie verstanden, gewonnene Herzen festzuhalten, er gleicht dem wilden Renner, der heute seinen Herrn durch Schnelle aus drohender Gefahr errettet, und ihm morgen durch einen Schlag seines Hufes das Bein zerschmettert. — Doch nun mit Ueberlegung und Ruhe an's neue Werk gegangen: der Schlag muß plötzlich, wie aus heiterem Himmel kommen, der Kaiser wird triumphiren, und ich — ich werde Ernte halten!"

Der Bürgermeister schwieg. Er erhob sich vom Sitz und schritt einige Male durch's Gemach, da dröhnte außen Waffengerassel und Sporngeklirr, und gleich darauf trat durch die weit geöffnete Thüre der greise Hanns Kling von Urschendorf in's Gemach.

Wir glauben hier erinnern zu müssen, daß der alte Ritter von jeher eine unüberwindliche Abneigung gegen Alles hegte, was nur den Namen eines Städ-

ters führte. Dieſer Widerwille ſchrieb ſich von dem Augenblicke her, wo er zur Einſicht gelangt war, daß dem ritterlichen Adel nur von dem aufſtrebenden Bürgerthume jener empfindliche Schlag verſetzt wurde, an welchem er ſeit längerer Zeit ſchon dahin ſiechte, und dem er auch, wie voraus zu ſehen, unwiderbringlich erliegen mußte. Dieſe feindſelige Stimmung war ſeit den Vorfällen des Jakobi-Landtages nur geſteigert worden, und war auch zum Theil Urſache, daß der Urſchendorfer die Belagerung der Wienerburg nicht unterſtützte, obwohl die meiſten ſeiner Waffengenoſſen bei derſelben anweſend waren. Dieſe feindſelige Stimmung ließ ihn auch auf den Antrag Strahembergs, mit gen Wien zu ziehen, dieſem die Antwort geben: „Schön Dank, mein Freund! ich ziehe nicht mit, ich mag mit den Städtern nichts zu ſchaffen haben; hätten ſie den Kaiſer nicht in die Stadt gelaſſen, ſo brauchten ſie jetzt keine Belagerung, um ihn aus derſelben zu vertreiben.“ —*) Wir glauben kaum, daß Hanns Kling, dieſemnach zu ſchließen, ſo bald zur Stadt gekommen wäre, wenn ihn nicht die Angelegenheit der Ellerbach dahin geführt hätte. Es war nicht ſo ſehr Freundſchaft zu Berthold, als vielmehr ſeine echt väterliche Liebe für Juliane, die ihn

*) Siehe Band II, dritte Abtheilung, Capitel 5.

hier seine eigene Stimmung vergessen ließ. Wenn nun diese schon den Städtern im Allgemeinen so ungünstig war, so mußte dies gegen Einzelne um so mehr der Fall sein, besonders aber gegen solche, von denen es bekannt war, daß sie durch ihr ehrgeiziges Vorwärtsstreben den Adel zu überflügeln, und beim Besitz gewisser Aemter und Würden diesen gering zu achten gewohnt waren. Zu diesen gehörte Wolfgang Holzer.

Der alte Edelherr hegte von jeher einen finstern Groll gegen diesen Mann. Das barsche und rauhe, aber biedere und offene Wesen des Urschendorfers konnte auf den Charakter eines Mannes, wie jener des Bürgermeisters, nur mit Verachtung hinabblicken. Er mied es daher, mit ihm persönlich zusammen zu treffen, wenn es nicht gerade der allgemeine Zweck seiner Partei erheischte; er konnte es dem Herzoge nie recht vergeben, einen solchen Mann zu seinem Hauptwerkzeuge gegen den Kaiser erkoren zu haben.

Holzer seinerseits war zu klug, um dies Alles nicht schon längst wahrgenommen zu haben, allein er war auch zu vorsichtig, um es den Ritter merken zu lassen. Er benahm sich gegen ihn freundlich, ohne sich ihm aufzudrängen, er suchte ihn nicht auf, und ging ihm eben so wenig aus dem Wege, kurz er that

Alles, um den Mann nicht noch mehr gegen ſich aufzubringen.

Sein Staunen, als der alte Kling bei ihm eintrat, war daher eben ſo groß, als der Widerwille des Letzteren, da er dieſen Schritt zu thun gezwungen. Holzers Miene wurde die freundlichſte, ſein Wort ſüß, ſeine Aufmerkſamkeit geſpannt, ſein Blick lauernd.

Der Greis trat auf, daß die Dielen erdröhnten, und ſprach mit ſeiner rauhen Stimme: „Gott zum Gruß, Herr Bürgermeiſter!“

„Willkommen! tauſendmal willkommen in meinem Hauſe!“ entgegnete Holzer überfreundlich; „wahrhaftig! ſolch ſeltenen Gaſt hätte ich heute nimmermehr erwartet.“

„Selten?“ brummte der Ritter, „ich glaube, ich ſpreche heute zum erſten Male bei Euch ein.“

Holzer kniff die Lippen zuſammen und erwiederte ſich bezwingend: „Ihr wollt damit ſagen —“

„Daß dies noch etwas mehr als ſelten iſt,“ unterbrach ihn der Urſchendorfer; „doch das hat nichts auf ſich,“ ſetzte er raſch hinzu, und dachte dabei: der Bär kann auch einmal in einem Fuchsloche wühlen.

Der Bürgermeiſter ſchien von dem Allen nichts zu bemerken und entgegnete: „um ſo viel mehr Ehre für mich, wenn es zum erſten Mal iſt.“

Hanns Kling gab keine Antwort. Er war in ein augenblickliches Nachdenken versunken. Es schien ihn fast zu gereuen, daß er das Haus dieses Mannes betreten hatte; in diesem Momente däuchte ihm derselbe noch weit widerlicher, noch unausstehlicher; fünf Minuten früher, und er wäre noch außen vor der Thüre umgekehrt, aber jetzt war es fast schon zu spät, auch fiel ihm Juliane's Lage ein, und er blieb; daß er nicht ging, dies durfte die Freifrau als das größte Opfer ansehen, welches ihr der väterliche Freund bringen konnte.

Dieses Schweigen dauerte, wie gesagt, nur einige Augenblicke, dann wurde es von dem Urschendorfer unterbrochen: „Herr Holzer! ich verstehe nicht viel Worte und viel Umwege zu machen. Ich pflege immer auf mein Ziel geraden Weges loszusteuern. Drum kurz und gut; wißt Ihr warum ich hier bin?"

Der Zwang, mit welchem der Greis seine Worte herauspreßte, und dessen Benehmen überhaupt, gab dem listigen Holzer zu erkennen, daß er einen Mann empfange, den nur die größte Nothwendigkeit zu ihm bemüßiget haben konnte; demgemäß änderte auch er in etwas seinen Ton und sprach mit mehr Würde als früher: „Wie soll ich dies wissen, Herr Ritter?"

„Ich werde Euch nur einen Namen nennen, und Ihr werdet im Klaren sein."

„Nun wohlan, laßt hören.“

„Berthold von Ellerbach!“

Holzer veränderte keine Miene, obwohl er alſogleich den Grund des Beſuches durchſchaute.

„Nun, Herr Bürgermeiſter?“

„Aufrichtig geſprochen, muß ich Euch jetzt noch geſtehen, daß ich noch immer nicht begreife —“

„Alle Wetter! ſo muß ich denn die Mähre zum hundertſten Male wiederholen; ich ſuche Berthold von Ellerbach, meinen Waffen- und Kampfgenoſſen!“

„Ihr werdet wohl von ſeinem Verbrechen gegen den Herzog gehört haben?“

„Das habe ich, und weiß auch, daß ihn der Herzog verhaften ließ. Allein ich befinde mich jetzt durch Wochen ſchon hier in Wien, um über ſein Schickſal Gewißheit zu erhalten, aber Niemand kann mir Auskunft geben; der Herzog will mich nicht vor ſich laſſen — ich ahne Unheil, aber ich will Gewißheit haben.“

Während der Greis noch ſprach, war in der Seele Holzers ein Entſchluß empor gekeimt, den er eben ſo raſch ausführte, als er erwacht war. Die Gelegenheit, dem Herzoge einen mächtigen Bundesgenoſſen zu entziehen, und dieſen vielleicht dem Kaiſer zuzuwenden, war da, er wollte ſie benutzen.

„Herr Ritter!“ ſprach er nach einigem Nachdenken, „Ihr ſeid mir bisher immer ſo ſchroff und abſtoßend zur Seite geſtanden; ich wüßte mich nicht zu entſinnen, mir ſolches Benehmen von Euch verdient zu haben, und ertrug es deshalb gelaſſen und geduldig. Nun plötzlich kommt Ihr, um mich über einen Gegenſtand zu befragen, über welchen alle Andern vielleicht keine Auskunft geben können, und der Herzog keine geben will; es muß alſo in jedem Falle ein Geheimniß ſein, deſſen Löſung Ihr von mir fordert; von mir, dem Ihr bisher nicht vertraut, fordert Ihr plötzlich ſo großes Vertrauen! Geſtehet aufrichtig, was würdet Ihr an meiner Stelle thun?“

Der Bürgermeiſter hatte nicht ganz Unrecht. Der Urſchendorfer ſah dies ein und geſtand es ſich im Stillen auch zu.

„Ihr thut auf der einen Seite zu wenig, und auf der andern zu viel,“ antwortete Hanns Kling; es iſt wahr, ich mochte mich mit Euch nicht befreunden, denn ganz kurz geſprochen — Ihr gefallt mir nicht; aber deshalb weiß ich mich auch nicht zu entſinnen, daß ich Euch ſchroff und abſtoßend gegenüber geſtanden wäre; auch meine ich, daß es immer beſſer iſt, ſeine Gefühle gegen Jemanden offen zur Schau zu tragen, als ſie zu verbergen, und die böſe Abſicht hinter eine freundliche Larve zu verſtecken. Was die

Urſache meines Hierſeins anbelangt, ſo haben Eure Worte meinen Verdacht nur noch mehr beſtärkt, und es muß mir jetzt um ſo mehr daran gelegen ſein, den Schleier dieſes unſeligen Ereigniſſes zu lüften. Ich betrachte den Weg zu Euch als einen vergeblichen —"

Da der Ton dieſer Worte den Entſchluß, ſich zu entfernen, andeutete, ſo unterbrach ihn Holzer raſch, indem er einzulenken begann: „Und wenn er dies doch nicht geweſen wäre?"

„Dann ſoll's mich freuen, Euch offener zu finden, als ich vermuthen durfte."

„Darf ich Euch vertrauen, Herr von Kling?"

„Ob Ihr mir vertrauen dürft? Donnerwetter! für was haltet Ihr mich, Herr Bürgermeiſter? Bin ich ein altes Weib, oder ein Schelm, der wetterwendiſch wie 'ne Windfahne iſt? Ich bin ein Mann, und kann ſchweigen wie ein Mann! Hierauf mein ritterlich Wort und meinen Handſchlag!"

Holzer nahm Beides an und fuhr fort: „Nun ſo erfahrt denn, Berthold von Ellerbach iſt nicht mehr unter den Lebenden."

Der Urſchendorfer ſchrak zuſammen: „Wär's möglich? Berthold ermordet? Sprecht, redet, iſt es wahr? Ich kann es kaum glauben!"

„Und doch iſt es ſo," antwortete Holzer. „Der Herzog hat Gericht über ihn gehalten, und das Ver-

brechen des Ellerbach mit Blut gesühnt. Bisher wissen nur Wenige von dem Vollzuge des Strafgerichts, und der Herzog selbst scheint wichtige Ursachen zu haben, dasselbe geheim zu halten; denn eine Gewaltthat, wenn ich es auch keinen Mord nenne, bleibt es immer; er fürchtet den Abfall seiner Anhänger unter den Landherren, sowie er sich bereits durch anderweitiges Thun viele Bürgerherzen entfremdet hat."

Hanns Kling schüttelte unwillig das Haupt. „Auf diese Weise freilich," sprach er nach einigem Bedenken; „wer wird mit der Hyäne Gemeinschaft haben wollen, wer wird sich in die Nähe des blutgierigen Tigers wagen? O, ich sehe ihn schon von Vielen verlassen, fast vereinzelt da stehen, kämpfen und unterliegen —"

„Und auf der andern Seite den Kaiser," ergänzte Holzer, „verstärkt durch den Uebertritt der Herzoglichen —"

Der Blick des Bürgermeisters ruhte spähend auf dem Antlitze des Urschendorfers.

Dieser unterbrach ihn rasch und rief: „Durch den Uebertritt der Herzoglichen? Wie meint Ihr dies?"

Der Andere entgegnete gleichgültig und unbefangen: „Wie kann ich es wohl meinen? Des Herzogs Gegner müssen wohl des Kaisers Freunde *werden.*"

Der Greis fuhr zuſammen, ſein Blick ſtreifte den Bürgermeiſter wie ein Blitz. „Ein Schuft thut ſo, wie Ihr geſprochen," rief er mit Donnerſtimme, daß das Gemach erdröhnte. „Ich merke, wo es hinaus ſoll; Ihr wollt mich auskundſchaften und meine Meinung wiſſen? Wohlan! ſo erfahret ſie denn, und ſo wie Euch, ſteht ſie von nun an Jedem, ſelbſt dem Herzoge zu Gebote. Ich bin nicht mehr für den Herzog, weil ich mit Mördern nicht gemeinſchaftliche Sache haben mag, ich wende mich ab von ihm, weil er ſich hinter die Städter geſteckt, und ich traue weder einem Metzger, noch einem Kramherrn was Gutes zu, wenn ſie dem Ritter gleichgeſtellt ſind. Ich ſage mich alſo los von den Albrechtern, aber deshalb will ich doch kein Kaiſerer werden! Kann ich jener Partei nicht angehören, ſo widerſtrebt mein ganzes Herz, ſich dieſer zuzuwenden. Warum? Ich will's Euch ſagen: hier iſt es nicht die Perſon des deutſchen Kaiſers, die mich abſtößt, nein, hier ſind es wieder die Räthe, die ich haſſe, verabſcheue, deren Thun mir ein Gräuel in den Augen iſt. Da hocken ſie Tage lang beiſammen und rathen und erwägen, und kommen erſt zu einem Entſchluſſe, wenn es ſchon lange zu ſpät geworden, und der gute Kaiſer, — denn das bleibt Friedrich mit allen ſeinen Mängeln immer — ja, der gute Kaiſer muß die Folgen ihrer

Dummheit tragen. Also, nun habt Ihr's vernommen: kein Albrechter, aber auch kein Kaiserer, sondern immer nur der Edle, Hanns Kling von Urschendorf! — Und somit Gott befohlen. Auf Nimmerwiedersehen!"

Der Ritter spornte wie ein Wilder aus dem Gemache.

Holzer sah ihm lächelnd nach: „Ich Thor! wie konnt' es mir nur in den Sinn kommen, einen Bären mit einem Netze fahen zu wollen!! Doch nun rasch an meinen Plan. Nur Einige wissen, was ich im Sinne führe, die Andern, der ganze Haufe muß Maschine sein. Ich glaube nicht, daß ich sie jetzt so leicht wieder auf die andere Seite bringen könnte, drum will ich sie, ohne daß sie es wissen, vom Herzoge entfernen, damit sie dann gleichsam gezwungen sind, sich dem Kaiser zuzuwenden. — Was aber mit den Wenigen thun, die mit Leib und Seele an Albrecht hangen? Mit jenen Räthen: dem Schönberger, Kirchheimer, Liebhart, Haug und den Anderen? — Stürzen! — Die müssen in den Augen der Andern verdächtigt und von ihnen selbst verurtheilt werden — so — so nur kann es gehen — nur kurze Zeit — und mein Plan ist wieder gelungen, ich werde triumphiren wie bisher. Der Kaiser wird in Wien einziehen, und ich — ich werde unter seinen Räthen sitzen!"

Es war ein reizendes Bild, welches ſich der ehemalige Ochſenhändler entworfen hatte.

Wir wollen ſehen, ob er es auch zur Vollendung bringt. — — — — — — — — — — —

Hat Jemand von meinen Leſern ſchon die Thätigkeit einer Spinne bei dem Weben ihres Netzes belauſcht? Gerade eine ſolche Beweglichkeit, ein ſolches Schleichen, ein ſolches Hinterlaſſen kaum merkbarer Spuren wurde jetzt an dem Wiener Bürgermeiſter bemerkt.

Die Nacht iſt herangebrochen.

Die Straßen Wiens haben ſich vereinſamt.

Kein Licht fällt durch die Fenſter, auch die Häuſer ſcheinen ihre Augen geſchloſſen zu haben.

Gegen die Freiung zu ſchleichen einzelne Geſtalten, ihr Weg führt gegen das Haus des Bürgermeiſters. Drei leiſe Schläge öffnen ihnen die Thüre deſſelben; kaum ſind ſie eingetreten, ſo ſchließt ſich hinter Jedem der Eingang.

Zwei große, durch einen Saal getrennte Gemächer nehmen die Angekommenen auf. Es ſind Rathsherren, dann von den Bürgern die Aelteſten und Angeſehenſten der Gilden.

Ohne daß ſie es wiſſen, iſt die Einleitung getroffen, daß die Vornehmeren der Gäſte in eines der

erwähnten Gemächer, und die Geringeren in das andere zusammengebracht werden. In dem letzteren herrschte die gespannteste Erwartung. Niemand kannte die Ursache, warum man vom Bürgermeister zur nächtlichen Weile so heimlich hierher beschieden worden sei.

„Was mag er nur haben wollen?" fragte ein Kramherr.

„Jedenfalls etwas Wichtiges!"

„Aber dieses geheimnißvolle Wesen?"

„Deutet auf Vorsicht!"

„Ich bin wahrhaftig neugierig."

„Ich kann in mir eine gewisse Unruhe nicht unterdrücken."

„Unruhe? Warum denn unruhig? Der Holzer hat es mit uns Bürgern noch immer gut gemeint."

„Wem, als ihm, verdanken wir es, daß wir des kaiserlichen Regimentes los geworden sind?"

„Das ist wahr; aber Vielen will es bedünken, als ob es jetzt mit uns auch nicht besser stände, als ehedem."

„Alle Wetter! jetzt hab' ich einen Einfall!"

„Da seht, was der Mathis Rebl für 'ne Freude hat, wenn ihm einmal was einfällt."

„Nun, so laßt hören!"

„Scherz bei Seite!“ ſprach der Bindermeiſter mit Ernſt, „durch Eure früheren Reden bin ich auf den Gedanken gekommen, daß der Holzer uns vielleicht in dieſer Angelegenheit hierher beſchieden hat.“

„In welcher Angelegenheit?“

„Nun, ich meine, daß uns der Herzog wieder eine neue Abgabe aufbürden will.“

„Das wäre ſchändlich!“

„Wir ſind ohnedem ſchon gequält genug!“

„Und nun noch friſche Laſten!“

„Wer weiß, ob es auch wahr iſt; der Binder hat vielleicht nur aus hohlem Faſſe geſprochen.“

„Ich wünſchte nicht, daß dem ſo ſei. Es wäre nicht gut.“

„Freunde! laßt uns vor der Hand keinem böſen Gedanken Raum geben, es kann nimmer lange währen, der Holzer wird den Schleier lichten und wir werden Alles erfahren.“

Von der Schottenkirche ertönte die Mitternachtsſtunde.

Jetzt öffneten ſich die Thüren der beiden Gemächer, welche in den Saal führten. Dieſer war glänzend erleuchtet, und die Fenſter mit ſchwarzen Tüchern dicht verhangen.

„Wollt Ihr hereintreten, liebe Herren?“ rief der

Bürgermeiſter nach beiden Seiten, und die Bürger füllten herbeiſtrömend den Saal.

Es mochten ihrer bei fünfhundert ſein.

Da von dieſen nur Einige in Holzers Unternehmen eingeweiht waren, und ſelbſt dieſe ihre Mitkenntniß verheimlichten, ſo herrſchte unter den Andern die geſpannteſte Neugierde, und ein tiefes Schweigen bezeichnete die Ungeduld, mit welcher man der nun folgenden Erklärung des Bürgermeiſters entgegen ſah.

„Vor Allem, meine lieben Herren!“ begann Holzer, „muß ich Eure Nachſicht anſuchen, daß ich dieſen Augenblick ſo lange hinaus geſchoben. Wie Ihr ſeht, habe ich den ganzen Rath, die Zunftmeiſter, und die Vornehmſten der Gilden hierher beſchieden, um Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen, allein noch ſind nicht alle Herren vom Rathe anweſend —“

„Wer fehlt denn?“ fragte Wolfgang Hollabruner.

„Der Stadtrichter Lorenz Schönberger, der Kirchheimer, dann der Haug, Krempel, Liebhart und Storch.“

Die Namen dieſer wurden von Oswald Reicholf von einem Papiere herabgeleſen.

Unter den Anweſenden entſtand ein leiſes Murren, welches der Holzer unterbrach: „Ich bin zwar

der Meinung, daß die noch Fehlenden eintreffen werden, allein um ſo zu ſprechen, wie ich fühle, wünſchte ich faſt, daß dies für heute nicht der Fall ſein möchte."

„Und warum, Herr Bürgermeiſter?" fragte der Oedenacker.

„Weil ich wünſchte, daß jene Worte, welche ich heute hier im geſchloſſenen Kreiſe zum Beſten unſerer Stadt und ihrer Bürger zu ſprechen geſonnen bin, ſonſt Niemand erfahren möge. Von den fehlenden Rathsherren aber habe ich die Ueberzeugung, daß ſie Alles, was nur immer im Rathe, und wenn auch noch ſo geheim, beſchloſſen werden möge, als beſondere Freunde des Herzogs, dieſem auch augenblicklich zutragen.„

Ein Murren entſtand.

„Welche Untreue!" rief Wolfgang Hollabruner mit kräftiger Stimme, „dann dürfen wir uns freilich nicht wundern, wenn die Unruhen außer dem Weichbilde unſerer Stadt kein Ende nehmen; ſolche Verräthereien ſind die Quellen derſelben, und ich glaube, Herr Bürgermeiſter, daß es Eures Amtes wäre, die Beſchuldigten ſolcher Handlungsweiſe halber zu beſtrafen."

„Ja, ja," ſprachen mehrere Andere, „ſie verdienen Strafe. Verrath an Mitbürgern iſt ärger als jener an Fürſten!"

„Deshalb," nahm Holzer wieder das Wort, „bin ich auch der Meinung, daß jene, wenn sie auch jetzt noch eintreffen würden, unserem heutigen Rathe keineswegs beiwohnen sollten."

„In keinem Fall!" entgegneten mehrere Stimmen.

„Sie müssen festgenommen werden!" versetzten Andere.

In diesem Augenblicke hörte man unten Stimmen.

„Es kommen Leute," sprach Holzer, „nur sie können es sein. Sie dürfen uns hier nicht beisammen finden, drum will ich es verhindern, daß sie diesen Saal betreten. Harret einen Augenblick in Geduld, ich werde alsogleich wieder in Eurer Mitte sein."

Er eilte auf den Gang hinaus — — — — — — — — — — — — — — Eine halbe Stunde früher!

Nicht weit von dem Hause des Bürgermeisters schleicht spähend ein Mann auf und nieder.

Sein Blick ist aufmerksam auf den Eingang des erwähnten Gebäudes gerichtet.

„Hier ist's nicht richtig," brummte der Mann vor sich hin, „'s ist eine geheime Zusammenkunft — Gilg hat recht erspäht — und ohne mich? Er traut mir nicht mehr, der Schelm hat eine feine Spürnase; aber ich hab' sie auch. Was er nur wieder vorhaben mag? Es sind nur Albrechter, die ich hinein-

ſchleichen ſah; aber warum ſo geheim? — Ohne mich? Der Gedanke will mir nicht aus der Seele. Glaubt er, die Zeit meines Einfluſſes ſei vorüber? Oder denkt er auch ohne mich an's Ziel zu kommen? Ho, ho, Herr Bürgermeiſter! Nicht ſo vorſchnell! Jakob Mainhart iſt noch immer der Alte. War der Stein Euch zu ſchlecht, um ihn aufzuheben, bei Seite geſchoben will er nicht ſein, drum ſtolpert über denſelben und brecht das Bein!"

Die Glocke ſchlug zwölf.

Eine Gruppe von ſechs Perſonen näherte ſich dem Hauſe des Bürgermeiſters.

Jakob Mainhart ging auf ſie zu.

„Guten Abend, Ihr Herren!"

„Guten Abend!"

„Ei ſieh da, Jakob Mainhart!"

„Wohin führt der Weg?"

Die Anderen gaben ausweichende Antworten.

„Macht keine Faxen," rief der Metzger, „und haltet die Fauſt nicht vor den Wald, es iſt vergebene Mühe. Ihr geht zum Holzer, ſo wie die Andern."

„Wenn Ihr es wißt, warum fragt Ihr?"

„Weil ich Euch auf Etwas aufmerkſam machen wollte."

„Nun, laßt hören."

„Wie kömmt es, daß Ihr Herren jetzt erst daher geschlichen kommt?"

„Weil die Mitternachtsstunde festgesetzt ist."

„Das ist sonderbar, die Andern sind aber bereits seit einer Stunde im Hause."

Den Räthen fiel diese Bemerkung gleichfalls auf.

„Warum sind wir um eine Stunde später beschieden?" fragte der Kirchheimer.

„Zufällig kann dies nicht gekommen sein!"

„Sollte der Holzer —"

„Alle Hagel!" rief der Liebhart, „je länger ich über die Sache nachsinne, desto verdächtiger däucht sie mir."

„Kehren wir um —"

„Er soll den Rath am Tage und nicht in der Nacht versammeln."

„Nein, zurück gehen wir nicht. Wir müssen wissen, was hier vorgeht."

„Ich trage kein Verlangen darnach!" rief der Liebhart.

„Ich auch nicht," setzte der Storch hinzu.

„Da will ich Euch einen Rath geben," sprach der schielende Metzger; „bleibt Ihr Beide hier außen, und die übrigen vier Herren mögen eintreten. Wir harren indessen unten das Ende der Versammlung ab, und wenn dieses erfolgt, so werden die Zurück-

kehrenden uns dort am Eck der Schottenkirche finden. Kommt Ihr aber nicht, so soll uns dies als ein Zeichen gelten, daß Euch etwas widerfahren sei, und wir werden dann auf Mittel sinnen, Euch zu helfen; vorausgesetzt, daß Euch noch geholfen werden kann."

„Es wird nichts so Arges sein!" lächelte der Stadtrichter Schönberger, „es bleibt bei dem, wie Ihr gesprochen, und nun, Ihr Herren! kommt."

Er, Kirchheimer, der Krempel und Haug traten ein.

Der Liebhart, der Storch und Mainhart bleiben auf der Freiung und stellen sich an's Eck der Schottenkirche.

— — — — — — — Oben am Ende der Treppe kam der Bürgermeister dem Stadtrichter und den andern drei Räthen freundlich entgegen.

„Guten Abend, Ihr Herren!" sprach er, sie bewillkommend, „Ihr habt die Zeit nicht zu pünktlich eingehalten, die Andern harren schon Eurer; tretet also nur ein, dort bei jener Thüre geht es durch ein Vorgemach in den großen Saal."

Die Angekommenen waren aber kaum eingetreten, so schloß sich die Thüre hinter ihnen zu, und sie befanden sich zwischen vier Mauern, deren spärliche Lampenbeleuchtung nichts als einziges Luftloch in der gewölbten Decke bemerken ließ. Einige Lagerstätten

waren bereit, die neuen Gäste in Empfang zu nehmen.

Unruhe und Sorge bemeisterten sich der Eingeschlossenen.

Indessen war Holzer zu den Versammelten zurück in den großen Saal geeilt. Schweigen und erwartungsvolle Neugierde empfingen ihn.

Er nahm seinen früheren Platz ein und sprach: „Liebe Herren! Ein Gegenstand von großer Wichtigkeit ist die Ursache, warum ich Euch hierher erbeten habe. Ich glaube, es dürfte nicht überflüssig sein, Euch daran zu erinnern, wie ich bisher mit allbekannter Treue und Sorgfalt trotz der bösen Zeitläufte den Pflichten jenes Amtes obgelegen, welches Ihr so zutrauungsvoll in meine Hände gegeben habt. Aber eben diese Sorgfalt für das allgemeine Beste, eben dieses Streben für Euer Heil und Wohl, haben mich zu den Schritten, welche ich bereits gethan und noch thun werde, bemüßiget. Damit ich nur zu treuen und verschwiegenen Bürgern spreche, habe ich jene, deren Falschheit ich kenne, Eurem Rathe zufolge, entfernt, und für die nächsten Tage unschädlich gemacht. Zwei von ihnen, der Liebhart und Storch, sind zwar gar nicht gekommen, aber sie sollen auch nicht erfahren, was hier vorgefallen, und im Nothfalle könnten wir uns ihrer noch versichern. Und

nun hört, was ich Euch mittheilen will. Ich habe die bestimmteste Nachricht erhalten, daß der Herzog den Entschluß gefaßt habe, Kriegsleute in die Stadt zu bringen, und in jedes Bürgerhaus zehn bis zwanzig solcher unbezahlter Söldner zu legen. Was hiervon die Folge sein würde, könnt Ihr, liebe Herren, leicht ermessen; denn nicht genug, daß diese hungrigen Mücken Euch das Blut aussaugen, und sich auf jede mögliche diebische und räuberische Weise bezahlt machen würden; so sind wir auch noch dem Willen Albrechts preisgegeben, denn in seiner Hand läge dann die Uebermacht, und er könnte regieren nach eigener Willkür, unsere Freiheiten nach Belieben kürzen, oder gar aufheben, kurz, mit unserem Leib und Gut schalten und walten, wie es ihm gerade bequem wäre; was aber der Himmel verhüten möge!"

Der Redner hielt inne.

Das unwillige Murmeln der Versammelten verrieth den Eindruck, welchen seine Worte hervorgebracht hatten.

„Das soll nicht geschehen!" rief Einer.

„Wohin könnte eine solche Willkür führen?" entgegnete der Andere.

„Wir wollen dem Herzoge treu bleiben, aber er soll auch unsere Freiheiten bewahren und schützen!"

„Haben wir noch nicht Geldes genug erlegt —"

„Um die Räuber vor den Thoren wegzukaufen —"

„Wohin ist jenes Geld gekommen?"

„Der Herzog hat es vergeudet, und die Räuber hausen ungestümer denn früher."

So ging es eine Weile fort, und Holzer erkannte, daß wohl der Unwille über Herzog Albrechts Treiben wach sei, daß es aber weit gefehlt wäre, wenn er den Andern jetzt einen Uebertritt zur Partei des Kaisers zumuthen würde; demgemäß fuhr er in seinem vorgesetzten Plane fort: „Ihr thut, liebe Herren, unserem guten Herzoge Unrecht. Glaubt mir sicher, er thäte gern, was recht ist, aber er hat leider immer leere Säckel. Drum liegt es an uns, ihm treu zu bleiben, aber deshalb doch gewisse Vorsichtsmaßregeln zur Verwahrung unseres Besten nicht zu versäumen. Drum will ich zur Abwendung der Gefahr Folgendes gerathen haben. Ich weiß in der Nähe 500 Reisige, welche der Stadt gern und willig ihre Dienste anbieten würden. Nehmen wir sie in die Stadt, um dem Fürsten gegenüber nicht ohne Macht zu sein, und, falls es ihm einfiele, uns überlasten zu wollen, doch nicht ganz wehrlos da zu stehen."

„Und der Herzog? — Wenn er es erfährt?“ rief Oswald Reicholf.

„Der Herzog,“ fuhr Holzer fort, „soll es gleich morgen durch uns selbst erfahren. Wir senden ihm ein Schreiben, in welchem wir ihm anzeigen, daß diese Reisigen nur zur Beschirmung gemeiner Stadt, zur Sicherheit Aller und jedes Einzelnen, selbst seiner herzoglichen Person in die Stadt gebracht worden seien; denn davor möge uns der Himmel bewahren, daß wir den Fürsten, der auf gut Vertrauen zu uns gekommen ist, nur im Entferntesten schädigen könnten!“

Der laute Beifall der Versammelten wurde dem Bürgermeister zu Theil; man beschloß schon am nächsten Morgen die Reisigen in die Stadt zu bringen, gelobte noch einmal die strengste Verschwiegenheit, und verließ mit dem festen Bewußtsein den Saal, daß Alles zum allgemeinen Besten sei, und wohl gelingen müsse.

Unten an dem Eck der Schottenkirche standen noch immer die Drei, und sahen, wie die zahlreichen Gestalten geräuschlos das Haus des Bürgermeisters verließen, vergebens harrten sie des Stadtrichters und der drei Rathsherren.

„Sie sind festgenommen!“ rief Liebhart, „so viel ist gewiß; auch uns Beide“ — wendete er sich zu Jakob Storch — „hätte dasselbe Loos getroffen;

da wir aber nicht kamen, so werden sie uns in unseren Wohnungen suchen, die sollen sie aber leer finden. Gott befohlen, Jakob Mainhart, habt Dank für den Freundschaftsdienst! Komm, Storch, ich werde Dich und mich in Sicherheit bringen."

Die Beiden schritten gegen den Hof, Mainhart am Eck aber gegen die Kärnthnerstraße zu.

Fünftes Capitel.

Auf Schloß Eichbüchl herrscht das tiefste Schweigen.

Es ist Nacht.

Dichte Finsterniß umwallt Hof, Gänge, Gemächer und Stuben.

Die Zugbrücken sind aufgezogen, Thür und Thor geschlossen.

Alles Leben ist ausgestorben, der Schlaf hat Alle in seine milden Fittige gehüllt und fortgetragen in das Land der Ruhe.

Alle? — Nein!

Dort ist eine Stube. Auf einem Lager in derselben ruht der Vogt. Ein matt flimmerndes Lämpchen steht tief in eine Mauernische gedrückt, und verbreitet einen sanften Dämmerschein in der Stube. Seibold Kerner schläft, aber sein Schlaf ist unruhig, sein lebhaftes Geberdenspiel kündet wirre Träume.

Vor der Thüre außen steht Simon, horcht noch immer und spricht: „Ob er wohl schläft? — Ich

kann dem Drange nicht widerſtehen, ich muß ſie noch heute ſehen, muß ihr künden, daß Rettung nahe iſt. Dort nach jenem Gange wandelt Seibold täglich um die Mittagsſtunde, dies hab' ich bemerkt, dort wird Johanna ſein. Der Liſtige traut mir noch immer nicht, er harret noch immer ſeines Boten von Wien; ehe dieſer anlangt, muß Johanna frei, und weit von hier ſein. Drum muthig, Simon, es gilt die Rettung der theuern Schweſter, für ſie wag' ich Alles!"

Er preßte leiſe die Klinke, die Thüre geht auf. Behutſam ſteckte er den Kopf hinein, der Vogt ſchlief. Nun ſchob er ſich in die Stube, Schritt für Schritt ging er vorwärts, nach jedem Schritte haltend, nach jedem Schritte horchend. Hart am Lager ſtand ein Tiſch, in der Lade deſſelben befanden ſich die Schlüſſel, welche Seibold immer auf den belauſchten Gang mit ſich nahm; dies Alles hatte Simon ſchon früher erſpäht. Er war bei dem Tiſche angelangt, er hielt den Athem in ſich und regte ſich nicht. In dieſem Augenblicke machte Seibold eine raſche Bewegung im Schlafe und ſtreckte ſeine Hand gegen Simon aus, dieſer fuhr nach dem Dolche, und hielt ihn unter dem Mantel krampfhaft gepreßt; noch eine Bewegung Kerners, welche ſein Erwachen hätte befürchten laſſen, und der Stahl des Häßlichen hätte ſich in ſeine Bruſt geſenkt; aber es geſchah nicht, er blieb ruhig, Simon

hörte ihn athmen — Seibold ſchlief wie früher. Nun wurde die Tiſchlade aufgezogen, die Schlüſſel genommen und die Lade wieder geſchloſſen.

Neues Horchen. Seibold ſchlief ruhig fort.

Jetzt trat der Häßliche ſeinen Rückweg an. Als er die Stubenthüre hinter ſich geſchloſſen, wieder eine Weile gehorcht hatte, und ſich noch immer kein Zeichen einer Entdeckung wahrnehmen ließ, athmete er tief auf und lispelte: „Dem Himmel ſei's gedankt! das Schwerſte iſt geſchehen; nun eilig hin, Johanna iſt frei, in den erſten Morgenſtunden, ſobald das Thor geöffnet iſt, verlaſſen wir das Schloß; ſie gehört wieder mir an, ſie iſt wieder meine Schweſter, mein einziges Leben auf dieſer Welt!"

Er eilte mit leiſen Schritten durch den Gang. —

— — — — — Eine Weile darauf erwachte Seibold Kerner aus dem Schlafe.

Er warf einen Blick umher, als ob er beurtheilen wolle, wie viel es beiläufig an der Zeit ſein könne. „Ich wette," murmelte er in den Bart, „es iſt kaum ein Viertelſtündchen mehr oder weniger als zwei Uhr. Wenn man durch ſo viele Wochen ſchon allnächtlich um dieſe Stunde geweckt wird, ſo wird es dann zur Gewohnheit, und man bedarf keines Weckers mehr. Ich will nun ſchauen, was das Täubchen im Käfig macht, will ihm, wie ſonſt, ſein

Futter reichen, und das gewöhnliche Liedlein girren hören."

Er erhob ſich vom Lager, nahm aus einem Schranke einen Korb, zündete eine größere Lampe an, und löſchte das kleine Lämpchen auf dem Tiſche aus, dann ſchritt er gegen die obere, ſchmale Seitenwand der Stube, drückte dort an einen Nagel, und ein ſchmales Pförtchen trat hervor. Der Vogt ſchob ſich hindurch und ſchloß es hinter ſich wieder zu.

„So," murmelte er, „jetzt mögen ſie mich außen ſuchen. Ich glaube, ſie müßten die Burg zerſtören, ehe ſie dieſen Verſteck entdecken würden. Nun vorwärts, in der Nacht zum Mädchen, am Tage zum alten Schelm. Ja, zum Mädchen; wenn Unſereins nicht ſchon zu alt wäre! Ha, ha, man hat ſein Theilchen ſchon auf dem Rücken, und wenn dies der Fall iſt, ſo heißt es, hübſch weit vom Graben bleiben, denn da wachſen einem keine Goldfiſchchen mehr, ſondern höchſtens Fröſche und Kröten, und um die mag ſich der Henker ſcheeren!"

Der Vogt befand ſich in einem viereckigen Raume, den man ſeiner niedern Wölbung halber weder ein Gemach, noch eine Stube nennen konnte. Von hier aus führte eine eben ſo geheime Thüre in eine Halle, welche den Aufenthalt Johanna's bildete.

Als Seibold eintrat, ſaß die Jungfrau auf einer

Polſterbank. Die Einrichtung dieſes Wohnortes bot ſo viel Bequemlichkeit, als man von einem gezwungenen Aufenthalte nur immer fordern konnte. Eine Ampel brannte hell und freundlich, angenehme Wärme durchfluthete das Gemach, welches, ſeine hochangebrachten, ſtark vergitterten Fenſter ausgenommen, wenig an ein Gefängniß erinnerte. Das Eintreten Seibolds befremdete Johanna nicht im Entfernteſten, denn ſie war es ſchon gewohnt, ihn um dieſe Zeit kommen zu ſehen.

Sie ſah ihm mit einem ſo wehmüthigen Blicke entgegen, daß das Herz eines jeden Andern durch denſelben gerührt worden wäre; aber Seibold Kerner hatte in dieſer Beziehung ſchon andere Stürme ertragen, an ihm glitten Bitten und Blicke ab, wie Pfeile an einer gepanzerten Bruſt.

Wie erwähnt, ſaß Johanna auf einer Polſterbank. Ein graues Kleid umfloß den jugendlich ſchlanken Leib. Wohl hatte dieſer bisher durch Kummer und Thränen von ſeiner ſchwellenden Ueppigkeit verloren, wohl waren die Roſen von den zarten Wangen gewichen; aber deshalb lag noch immer ein unausſprechlicher Reiz über dieſes unſchuldige Geſchöpf ausgegoſſen, deshalb war ſie noch immer ſo lieblich und ſchön anzuſchauen, wie die Lilie, wenn mit dem Sonnengolde der Gluthauch von ihren bleichen Blät-

tern ſchwindet, und der Mond ſeine blaſſe, wehmüthige Schimmerfluth über dieſelbe ergießt. — Wer das arme Geſchöpf geſehen hatte, wie es ſeit Monden ſchon einſam in dieſen Mauern trauerte, wie es mit Geduld die Gefangenſchaft ertrug, wie es ſich in ſtiller Sehnſucht zu Mutter Katharina und zum Bruder Simon hinüberträumte, wie es ſelbſt in den düſterſten Stunden, wenn ihm faſt jeder Hoffnungsſtrahl verſchwunden ſchien, dennoch ruhig, wohl mit Thränen, aber ohne Zorn, ohne Bitterkeit ſein Leiden trug; ja, wer es da geſehen hätte, er hätte Erbarmen mit ihrem Zuſtande fühlen müſſen, außerdem ſein Gefühl wäre ſo hart, wie jenes Seibold Kerners geweſen.

Als der Vogt eintrat, blieb Johanna ruhig und regte ſich nicht.

Jener ſtellte den mitgebrachten Korb auf den Tiſch.

Die Jungfrau ſah ihn an, aber ſie ſprach nicht.

Seibold machte ſich Einiges im Gemache zu ſchaffen.

Vergebens, die frühere Stille wurde nicht unterbrochen.

Seibold nahm den leeren Korb, um ſich auf den Rückweg zu machen.

Johanna blieb ſtumm.

Der Vogt ärgerte ſich. Er liebte es nicht, wenn

seine Opfer stumm blieben, er wollte sie sprechen, klagen hören; drum stellte er den leeren Korb noch einmal bei Seite, trat auf die Jungfrau zu und sprach: „Nun, schönes Fräulein, werde ich heute nicht Euer süßes Stimmlein flöten hören — wollt Ihr mich kalt von Euch senden?“ —

— Keine Antwort.

„Ihr scheint mir zu grollen?“

— Die frühere Stille.

„Und warum? Weil ich als treuer Diener meines Herrn das genau erfülle, was er mir geboten.“

Johanna, die Worte des Vogtes wirklich so aufrichtig nehmend, als sie dem Anscheine nach geboten wurden, konnte dem Manne nicht ganz Unrecht geben, und erwiederte: „Ihr thut Eure Pflicht an mir, der Himmel möge es Euch vergeben! Ich grolle Euch nicht — aber wäret Ihr fromm und gut, Ihr würdet nicht in die Dienste eines Herrn getreten sein, welcher ein unschuldig Mädchen auf seinem Schlosse gefangen hält. Und wozu? Ich möchte nur wissen, was er mit mir vor hat? Ich bin ja ein armes, harmloses Geschöpf; was kann er von mir haben wollen?“

„Eben, daß Ihr dieses nicht wißt,“ entgegnete der Vogt lächelnd, „das ist eine Kette mehr, die mei-

nen Gebieter an Euch fesselt. Glaubt mir sicher, Ihr seid ihm unendlich theuer."

Die Jungfrau schüttelte wehmüthig das schöne Haupt und entgegnete: „Warum wollt Ihr mir nicht seinen Namen nennen?"

„Weil Ihr ihn ohnedem nicht kennen würdet."

„Warum kommt er nicht her, damit ich endlich in Freiheit gesetzt werde?"

„Weil es ihm für jetzt unmöglich ist."

„Unmöglich? Wenn ich ihm theuer bin?"

„Das versteht Ihr nicht, liebes Fräulein."

„Mein Himmel! aber das verstehe ich, daß ich hier unschuldig leide, daß ich fern von den Meinen sein muß, die mich lieben, denen ich gewiß auch theuer, o sehr theuer bin, die mich aber deshalb nicht eingekerkert haben. Geht, geht, ich mag mit Euch nicht mehr sprechen."

Seibold Kerner war ein boshafter Eigensinn, wenn man ihn gehen hieß, so ging er gerade nicht.

Er nahm einen Stuhl, ließ sich dem Mädchen gegenüber nieder und sprach: „Sonst wart Ihr froh, wenn ich nur einige Minuten länger verweilte, Ihr hattet mich so viel zu fragen —"

„Jetzt weiß ich schon Alles."

„Ihr wußtet mir so viel vorzuschwatzen —"

„Und jetzt werde ich schweigen — schweigen, weil ich erfahren, wie bei Euch Bitten und Flehen vergebens ist.“

„Ihr seid ein kleines Trotzköpfchen.“

„Und Ihr ein alter Sünderschädel.“

Seibold biß sich in die Lippen und entgegnete mit den Augen zwickernd: „Ei, ei, wie Ihr plötzlich so fahrig werdet — “

„Weil Ihr mich quält, weil ich Euch fort haben will, und Ihr mich zum Trotz mit Eurer Gegenwart belästiget.“

„Weil ich Euch Etwas zu verkünden habe!“

Johanna erschrak. Ihre Vernunft, ihr Herz, ihr Instinkt sagte ihr, daß sie von diesem Manne nichts Gutes zu erfahren haben würde.

Sie warf, ohne zu antworten, einen flehenden Blick auf ihn.

„Nun, Schelmin, seid Ihr nicht neugierig?“

Johanna schüttelte verneinend das Haupt und beharrte in ihrem Schweigen.

Der Vogt fuhr langsam sprechend und seine Worte scharf betonend fort: „Was würdet Ihr dazu sagen, wenn ich jetzt zu Euch spräche: Fräulein Johanna, es kann vielleicht nur noch einige Tage währen, und Ihr werdet diese Mauern verlassen.“ —

Das Blut wirbelte dem Mädchen durch die Adern, ihr erster Gedanke war Freiheit. „Einige Tage?“ stammelte sie, „dann fort — fort von hier?“

Der Vogt nickte.

„Wär' es möglich, ich sollte endlich frei werden?“

„Frei? Wer hat das gesagt? Ich habe nur gesprochen, daß Ihr diese Mauern verlassen werdet, indem Euch ein anderes Schloß von meinem Gebieter zum Aufenthalte bestimmt ist.“

Johanna sank erblassend auf die Polsterbank zurück.

„Ein anderes Gefängniß!“ seufzte sie, und wischte sich die herabperlenden Thränen von den blassen Wangen.

„Ja, ein anderes Gefängniß wird Euch aufnehmen, und ein schlimmerer Vogt wird Euch beaufsichtigen. Ihr werdet keinen so wohnlichen Ort mehr zum Aufenthalt haben, Ihr werdet nicht mehr mit allen Bequemlichkeiten versehen werden, so wie es jetzt der Fall ist; jene Pünktlichkeit in der Pflege wird verschwinden, und mit Thränen in den Augen werdet Ihr noch den Seibold Kerner herbei wünschen.“

Es war ein unmenschlich grausamer Scherz, den sich dieser würdige Diener Bertholds in diesem Augenblicke erlaubte.

Früher durch ſeine zweideutige Rede den Gedanken an Freiheit zu wecken, und dann dieſen nicht nur darnieder zu ſchmettern, ſondern auch noch eine ſolche Ausſicht für die Zukunft zu entwickeln, das war mehr als teufliſch.

Johanna horchte, ſie wagte kaum zu athmen, damit ihr ja keines der unheilkündenden Worte entgehe; als der Tückiſche vollendet hatte, athmete ſie tief auf und lehnte das ſchöne Haupt wie trunken an die Wand.

Schadenfreude, Hohn, Tücke blitzten aus den Zügen des ergrauten Sünders.

„Ha!“ murmelte er, „wie ſie da liegt, ohne Leben, und doch ſo reizend; o, was gäb' ich drum, wenn ich zwanzig Jahre von meinem Nacken ſchütteln könnte, ſo wie man reife Früchte von den Bäumen ſchüttelt.“

Er näherte ſich der Jungfrau, aber in demſelben Augenblicke erhob ſich auch Johanna und ſah ihn mit einem ſo durchdringenden Blicke an, daß ſein Fuß unwillkürlich am Boden haften blieb. Sie ſchien wie durch eine innere Stimme ermuntert und aufgerichtet.

„Ihr lügt,“ begann ſie mit jenem Ernſt, welcher, von einem wehmüthigen Hauch übergoſſen, eine tiefe Wirkung hervorbringen mußte. „Ihr lügt, Ihr

wollt mich bethören und traurig machen. Mir sagt's mein Herz, eine innere Stimme hat es mir in diesem Augenblicke des höchsten Leidens zugerufen, ich werde diese Mauern nicht verlassen, ohne frei zu sein."

Seibold schlug ein rohes Gelächter auf. „Frei?" rief er, „o Wahn! Frei wollt Ihr werden? Wie und durch wen?"

Johanna fuhr in ihrer Aufregung wie inspirirt fort: „Wie? Durch wen? Meint Ihr, der Himmel werde ein unschuldiges Mädchen immer fort solchen Leiden preisgeben? Er kann und wird dies nicht, er wird mir einen Retter senden; o, wenn nur mein Bruder wüßte, wo ich schmachte —"

„Euer Bruder?"

„Ja, mein Bruder — Simon —"

„Simon!" schrie der Vogt auf, und sprang wie vor einer giftigen Schlange zurück.

„Ja, Simon ist sein Name!"

Da blitzt es in der Seele Seibolds auf; der angebliche Bote des Edelherrn trägt denselben Namen — wenn er — aus List sich eingeschlichen — wenn seine Angabe falsch wäre — um das Mädchen zu befreien — so ist's — „Trug! Falschheit!" rief er, „ich bin genarrt! Warte, Schlange, ich will Dir den eisernen Fuß auf den Schädel drücken, Tod und Verderben über Dich!"

Er stürzt fort.

Mit hastiger Eile die Thüren hinter sich schließend, langte er auf seiner Stube an — außen, im Vorkämmerchen war Simons Lager. Er stürzte dahin. Das Lager war leer.

„Er hat in demselben gelegen," murmelte er vor sich hin, „wo mag er hin sein?"

Sein Auge funkelt. Mit wüthendem Blicke durchspäht er das Kämmerchen, vergebens, von Simon keine Spur.

Tief Athem holend kehrt er in seine Stube zurück. „Wohin mag sich der Schelm verkrochen haben?"

Er denkt nach — er sinnt — da durchfährt ein Gedanke seine Seele — mit einem Sprunge ist er beim Tische, welcher an der Seite seines Lagers steht — er reißt die Lade auf — sie ist leer. Mit dem Ausrufe: „Verdammt! — Höll' und Teufel!" stürzt er aus dem Gemache.

— — — — — — — Wir haben Simon in dem Augenblicke verlassen, als er mit den erbeuteten Schlüsseln über jenen Gang eilte, auf welchem er den Vogt täglich im Geheimen dahin schleichen sah, und wo, seiner Meinung nach, Johanna gefangen sein mußte.

Die Ungeduld, die glühende Hast des Häßlichen erreichte in diesem Augenblicke die höchste Stufe. Die

Liebe zu seiner Schwester durchfloß jeden Tropfen seines Blutes. Endlich, nach so langer Trennung sollte er sie wieder sehen, endlich durfte er ihr wieder in das klare Engelsantlitz schauen. Sein Herz pochte rascher, sein Blut durchjagte schneller den gewohnten Kreislauf, auf seiner Stirne perlten einzelne Schweißtropfen; wer den Häßlichen so durch den Gang dahin eilen sah, hätte glauben mögen, es wäre ein böser Geist, welcher durch die finstere Nacht dahin schwebte, um irgend ein Unheil über die ahnungslose Menschheit zu bringen.

Simon eilt dahin — seine Gedanken sind vorwärts — bei Johanna — bei seiner Schwester — er sieht sie schon — er hört schon den Wohllaut ihrer süßen Stimme — er fühlt schon ihren warmen Odem — er wähnt sie aufjauchzen zu hören über ihre endliche Rettung, und wem verdankte sie diese? Ihm, ihrem Bruder!

So eilt er fort.

Er folgt verschiedenen Windungen, dann bleibt er stehen, zieht unter seinem Mantel ein Lämpchen hervor, bückt sich zum Boden nieder und beginnt da leise Feuer zu schlagen. Rasch ist an dem Zunder ein Schwefelfaden, und an diesem das Lämpchen angezündet. Hierauf setzt er seinen Weg fort.

Während er in mehrere Seitenrichtungen ein-

biegt, und manchmal durch kurze Treppen abwärts steigt, spricht er bei sich: „Wie mir das Herz schlägt, wie mir die Glieder zittern vor banger Erwartung! Endlich ist der lang ersehnte Augenblick gekommen, wo ich sie sehen werde — Johanna — arme Schwester, Du ahnst es wohl kaum, daß Dein Retter nahe ist.“

Er stand vor einer Thüre und öffnete sie mit einem von den zwei Schlüsseln, welche er aus dem Gurte zieht, dann eilt er durch den engen Schlund der zweiten Thüre zu, öffnet auch sie, und tritt in das Gefängniß.

„Johanna!“ rief er leise in den finstern Hintergrund hinein, „Johanna! wo bist Du? Komm hervor!“

Das Licht der Lampe war zu matt, um die ganze Tiefe zu durchdringen, deshalb konnte der Angekommene auch nicht jene Gestalt wahrnehmen, welche von dort her mit tiefer Stimme sprach: „Wer ruft, wer stört hier die nächtliche Ruhe?“

„Allmächtiger Himmel! was ist das? Dies ist nicht Johannas Kerker!“ mit diesen Worten eilte der Angekommene auf den Gefangenen zu, welcher auf einem elenden Strohlager in einem erbarmungswürdigen Zustande vor ihm lag.

„Wer bist Du? Kommst Du mich zu morden? Bist Du ein Sendling Seibolds?“

„Ich bin," entgegnete der Angekommene, wie von einer kalten Fluth übergossen, „ein Knecht des Vogtes."

„Und was suchst Du hier?"

„Was ich suche? Was nützt es, wenn Ihr es auch erfahrt? Was ich gesucht, jetzt hab' ich es noch nicht gefunden."

„Du bist also nicht meinethalben gekommen?"

„Nein! Ich wußte wohl, daß noch Jemand in diesem Schlosse gefangen sei, allein hier vermuthete ich eine Andere."

„Wie, Du wußtest?"

„Seit Wochen schon!"

„Und von wem erfuhrst Du es?"

„Von demjenigen, der Euch gefangen hält."

„Heiliger Himmel! von Berthold, von meinem —"

„Ja, von Eurem Bruder!"

„Bruder! Bruder! Von meinem Mörder, von meinem Henker willst Du sagen. Doch, laß mich vergessen, ich mag nicht daran denken."

Es trat Stille ein. Nach einigen Augenblicken nahm der Gefangene wieder das Wort: „Und wen hast Du hier zu finden gehofft?"

„Meine Schwester!"

„Deine Schwester?"

„Ja, Euer Bruder entriß ſie mit Gewalt meinen Armen.“

„Der Elende —“

„Ich erfuhr, daß ſie hier auf dieſem Schloſſe ſei; um ſie zu retten, ſchlich ich mich bei dem Vogte ein, und da ich ſeine täglichen Gänge hierher wahrnahm, wähnte ich, meinem Ziele nahe zu ſein, ſuchte mich für heute Abend durch Liſt der Schlüſſel zu bemächtigen, und finde Euch —“

„Mich Unglücklichen, der ſeit vielen Jahren ſchon in dieſem Grabe ſchmachtet!“

Simon betrachtete den Mann genauer, das bittere Gefühl getäuſchter Hoffnung, welches ihn im erſten Augenblick bewältigte, war zum Theil aus ſeiner Bruſt gewichen; er empfand Theilnahme für die Leiden des Mannes und ſprach: „Faßt Muth, ich bin zwar nur hierher gekommen, meine Schweſter zu befreien, allein ich will auch Eurer nicht vergeſſen —“

„Wie? Darf ich meinen Ohren trauen? Du wollteſt?“

„Ja, ich will; aber könnt Ihr mir nicht ſagen, ob hier in der Nähe —“

„O frag' mich nicht, ich weiß von nichts. Dieſe Mauern ſind undurchdringlich, ich bin ein lebendig Begrabener, der ſeit Jahren ſchon für alle übrige Welt abgeſtorben iſt.“

„Wo werd' ich aber meine Schweſter finden? Ich habe trotz der genauen Beobachtung nicht bemerken können, daß der Vogt noch einen anderen Ort mit ſolcher Regelmäßigkeit beſuche, wie dieſe Keller — ſollte ſie vielleicht oben —"

„Ich glaube, daß Berthold Deiner Schweſter wohl einen wohnlicheren Aufenthalt beſtimmt haben wird —"

„Ihr mögt Recht haben; doch was ſoll ich nun beginnen? Wie, ohne Seibolds Mißtrauen zu erregen, den Ort finden, wo Johanna eingeſchloſſen iſt?"

„Johanna!" fuhr der Gefangene empor, und die Ketten klirrten durch das Gefängniß. —

Der Häßliche ſah ihn ſtaunend an. „Was ſoll dieſe Aufregung?" fragte er verwundert. „kennt Ihr Johanna?"

Der Bruder Bertholds ſtieß einen tiefen Seufzer hervor, ließ ſich dann etwas beruhigter nieder, und erwiederte mit Wehmuth: „Deine Schweſter? Nein, ich kenne ſie nicht. Aber dieſer Name hat mächtig an den Pforten meiner Vergangenheit gerüttelt, hat Erinnerungen erwachen gemacht, die mein Herz mit Allgewalt erfaſſen, und es aufwiegeln bis zum Grund. Ich habe ein geliebtes Weib gehabt, welches dieſen Namen trug, ich habe ein ſüßes Töch-

terlein mein genannt, welches ebenso hieß, und ich habe Beide verloren."

Pupelki, so hieß, wie wir wissen, der Gefangene, versank in Schmerz. Ein feierliches Stillschweigen herrschte in dem Gefängnisse.

Der Häßliche fühlte sich immer mehr zu dem Gefangenen hingezogen. Er war früher gesonnen gewesen, ihm den gewaltsamen Tod seines Bruders Berthold mitzutheilen, allein nun war seine Theilnahme so gestiegen, daß er schon fürchtete, ihm diese Nachricht plötzlich und unvorbereitet bekannt zu geben; er beschloß daher im Stillen, ihn vor der Hand darüber in Unkenntniß zu lassen.

Nach einer Weile ermannte sich der Gefangene wieder, und brach in den Ausruf aus: „Ach, meine Kinder! — Sind sie noch am Leben? — Werde ich sie noch einmal an mein Vaterherz drücken?"

„Ihr habt also mehrere Kinder?"

„Einen Sohn und eine Tochter! — Ach, mein armer Simon!"

„Simon?" Der Häßliche begann zu zittern, Leichenblässe überhauchte sein Antlitz. „Simon?" schrie er auf, „und wo verließt Ihr Eure Kinder?"

„Im obderennsischen Lande!"

„Im Markte Didach bei St. Florian? —"

„Ja, ja, beim Gastwirth Trauer —".

„Heiliger Gott — allmächtiger Himmel!“ kreischte der Häßliche mit fast versagender Stimme, „Vater!“ er sank vor dem Gefangenen nieder, „Vater! ich bin Simon, Euer Sohn —“

„Mein Sohn!“ stöhnte der Gefangene wie vom Blitze getroffen, sein Körper begann zu zittern, seine Augen waren weit aufgerissen, er hielt die Hände starr vor sich hin, um den Wiedergefundenen zu umarmen, aber er vermochte nicht, sie zu schließen.

„Mein Vater!“ wiederholte Simon mit herzerschütterndem Tone, und umklammerte die Knie des Greises.

Thränen perlten über Beider Wangen.

Todesschweigen herrscht im Gefängnisse.

„Sohn und Vater!“ rief jetzt der Vogt höhnisch, welcher bereits eine Weile an der halbgeöffneten Thüre gelauscht hatte, „wo der Vater haust, kann auch der Sohn wohnen!“

Simon fuhr empor, stürzte gegen die Thüre — in demselben Augenblicke fiel sie ins Schloß, außen klirrte der Riegel — er war mit seinem kaum gefundenen Vater gefangen!

Sechstes Capitel.

Wir verſetzen unſere Leſer nach Wien.

Nachfolgende Scenen ereignen ſich am Morgen nach jener nächtlichen Verſammlung, bei welcher der Stadtrichter und die drei Räthe in dem Hauſe des Bürgermeiſters eingeſchloſſen wurden.

Der Tag iſt der Charfreitag.

Die Glocke von St. Stefan kündet eben die achte Frühſtunde.

Fünfhundert Reiſige, vom Probſt Georg geführt und von ihrem Hauptmanne befehligt, langten vor den Thoren Wiens an. Dort harrte ihrer der Bürgermeiſter, umgeben von vielen Bürgern, welche er zu ſeinen Getreuen zählte.

Holzer war zu Roß und geharniſcht. Er zog das Schwert, ſetzte ſich an die Spitze des Reiterhaufens, und führte ihn offen, Angeſichts der ganzen Stadt, durch die Straßen bis auf den Hof.

Das Staunen der Städter, denen die geſtrige Verſammlung, mithin auch die Ankunft dieſer

Gäste ein Geheimniß war, wuchs von Minute zu Minute.

Der Bürgermeister suchte sie zu beruhigen, indem er ihnen bekannt gab, daß bereits an den Herzog in die Burg ein Schreiben gesandt sei, in welchem er von der Ankunft dieses Haufens in Kenntniß gesetzt wurde, dessen Bestimmung die Sicherheit und den Schutz der gemeinen Stadt gegen äußere Feinde, so wie seiner fürstlichen Person sei.

Einigen genügte wohl diese Auskunft, allein der Zusammenfluß der Bürger und des Pöbels von allen Seiten war zu groß, als daß Alle diese Angabe rasch genug hätten erfahren können; die Nachricht: ein bewaffneter Haufe befinde sich in der Stadt, war hinreichend, Tausende, mit Schutz- und Trutzwaffen bewehrt, herbei zu locken, und da sie die Ursache nicht kannten, und auch so schnell nicht unterrichtet werden konnten, so glaubten sie, die Bewaffneten als ihre Feinde fürchten zu müssen, und verbreiteten die bestürzende Nachricht hiervon mit reißender Schnelle in der ganzen Stadt.

Herzog Albrecht, noch immer nicht ahnend, daß der Anschlag gegen ihn gerichtet sei, hatte wohl das Schreiben erhalten, allein er wunderte sich doch, wie man so etwas ohne sein Vorwissen hatte unternehmen können, und sandte alsogleich vier seiner Räthe

zum Bürgermeister auf den Hof, um ihm hierüber Rechenschaft abzuverlangen.

Als diese auf dem Judenplatze anlangten, begehrten sie von Holzer frei Geleit, und nachdem sie dieses erhalten, näherten sie sich dem Haufen, und Reimbrecht von Ebersdorf stellte die Frage: Was denn dies für ein Aufruhr und Auflauf wäre?

Holzer entgegnete freundlich: „Schon daß Ihr Herren frei Geleit begehrt, hat mich sehr gewundert! — Bedarf es unter Freunden des freien Geleites? Was dieser Auflauf soll? Ihr seht, es ist neugierig Volk, um die Reiter anzustaunen, von deren Ankunft wir seine herzogliche Gnaden doch schon unterrichtet haben, so wie auch von ihrem Zwecke."

Nun nahm Stefan Hohenberg, Herzog Albrechts Kanzler, das Wort: „Wohl wissen wir das Alles, doch haben wir darauf nur zu entgegnen, daß es auch streng bei dem verbleiben möge, was jenes Schreiben enthält; denn wahrlich! schon das Beginnen selbst, und wenn es auch in der wohlmeinendsten Treue seinen Grund hat, ist doch von der Art, daß es in der Brust eines jeden Herzoglichen, wenn auch nicht Mißtrauen, so doch gerechte Verwunderung erregen muß."

„Wie könnt ihr nur an unſerem treuen Willen zweifeln?“ rief der Odenacker.

„Haben wir hierzu je einen Anlaß gegeben?“ ſetzten mehrere der Bürger hinzu.

„Wir werden uns genau und ſtreng an das halten, was wir ſeiner herzoglichen Gnaden geſchrieben haben!“ beſchloß der Bürgermeiſter.

Die Räthe, hiermit zufrieden, begaben ſich zurück in die Burg.

Holzer aber kehrte ſich zu den Wienern und ſprach: „Und nun, Ihr lieben Herrn und Nachbarn, kehrt ruhig in Euere Häuſer zurück, laſſet Euch das Frühmahl munden, kommt dann wieder hierher, und wir wollen über dieſe Angelegenheit ausführlicher ſprechen.“

Die Bürger zerſtreuten ſich auch gutwillig.

Auch die Reiſigen wurden mit dem Bedeuten in beſtimmte Herbergen entlaſſen, daß ſie ſich's dort bequem machen, und ganz ohne Sorge ſich der Ruhe überlaſſen möchten.

Der Bürgermeiſter kehrte in ſeine Wohnung zurück.

Ehe wir in der Schilderung dieſer geſchichtlichen Thatſache fortfahren, können wir es nicht unterlaſſen, unſere Leſer auf den liſtigen Plan Holzers aufmerkſam zu machen.

Er wollte sich der Person des Herzogs bemächtigen. Da er aber den Wienern nicht trauen durfte, schreckte er die Vornehmsten durch eine erdichtete Nachricht, und brachte mit ihrem Wissen 500 kaiserliche Reiter in die Stadt. Nur Wenige kannten seine wahre Absicht, die Andern, nämlich Jene, welche bei der nächtlichen Zusammenkunft anwesend waren, sahen in den angelangten Reisigen nur ein unschuldiges Schutzmittel gegen etwaige Bedrückungen des Herzogs. Das ganze übrige Wien war in voller Unkenntniß, und dieses so schnell als möglich davon zu benachrichtigen, war die Obliegenheit der Einverstandenen. Die Einführung der Reisigen geschah offen und frei, der Herzog sogar erhielt die Nachricht hiervon in einem eigenen, von den Bürgern an ihn gerichteten Schreiben.

War der Plan einmal so weit gediehen, daß er in den Wienern keine Gegner zu befürchten hatte, so war die Ueberrumpelung der von der Belagerung her noch immer schadhaften, und auch wenig bewaffneten Burg ein Leichtes, und Herzog Albrecht befand sich unerrettbar in der Gewalt Holzers und des Kaisers.

Aber so weit sollte es nicht kommen. Holzer hatte seinen Scharfblick, jene kühne Zuversicht nicht mehr, die ihn früher einen Plan eben so rasch ausführen, als ergreifen ließen. Er versäumte den gün-

ſtigen Augenblick, dünkte ſich zu ſicher; die großen Maſſen konnten nicht ſchnell genug in Kenntniß geſetzt werden, und der Plan ſcheiterte.

Die Abgeſandten des Herzogs waren eben in die Burg zurückgekehrt, als die beiden Herren vom Rathe, Liebhart und Storch, daſelbſt eintrafen.

„Was habt Ihr uns zu künden?“ rief Herr Jörg von Stein, „Ihr ſcheint gewaltige Eile zu haben?“

„Wenig Gutes, edle Herren,“ antwortete der Bürger Liebhart, „trachtet nur, daß wir alſogleich mit dem Herzoge ſprechen können, denn wir haben dem fürſtlichen Herrn Gefährliches und Wichtiges mitzutheilen.“

Reimbrecht von Ebersdorf kehrte ſich zu den übrigen drei Räthen und ſprach: „Mein Gefühl täuſcht mich ſelten, mir ſchwante vom erſten Anfange an wenig Gutes. Kommt mit, Ihr Herren, wir eilen zum Herzoge.“

Sie ſtiegen die Treppe hinan.

Albrecht harrte mit Ungeduld der Rückkehr der ausgeſandten Herren. Auf dem Tiſche lag jenes Schreiben, welches er von Holzer im Namen des Raths erhielt. Er hatte es ſchon zum öfterſten Male geleſen; ſo lange er es betrachtete, konnte er über die treue Ergebenheit der Bürger, welche aus jenen Zeilen

ſprach, nur zufrieden ſein, allein wenn er es aus den Händen legte und ſeinen Gedanken folgte, ſo mußte er vor Allem über ſolche Willkür der Bürger erzürnt werden, und wenn er die Vergangenheit zu Rathe zog, ſo beſchlich auch der Gedanke an die Möglichkeit eines neuen Verraths ſein Inneres, denn er fürchtete, mit ſeinem Bruder, dem Kaiſer, gleiches Loos theilen zu müſſen.

In dieſer Stimmung trafen ihn die vier Räthe.

„Endlich, Ihr Herren!“ rief er ihnen entgegen, „Wir haben Euerer Rückkunft mit Ungeduld geharrt. Was bringt Ihr für Botſchaft?“

„Vom Bürgermeiſter und ſeinen Genoſſen die beſte,“ ſprach der Ebersdorfer.

„Laßt hören.“

„Die Bürger verſprachen, das genau zu befolgen, weſſen ſie Euch in jenem Schreiben verſichert haben.“

„Und das Volk?“

„Iſt bewaffnet gegen die Reiſigen aufgezogen, und konnte von Holzer nur mit Mühe beſänftiget werden.“

„Ihr meint alſo nicht, daß im Falle eines Verrathes ein allgemeiner Aufſtand —“

„Bewahre; im ſchlimmſten Falle iſt es eine Bewegung des Rathes und ſeiner Anhänger; doch erlaubt, gnädiger Herr! außen ſind zwei Bürger, welche

dringend mit Euch zu sprechen begehren; sie geben vor, Euch eine wichtige Entdeckung machen zu wollen."

„Laßt sie eintreten."

Der Liebhart und Storch erschienen.

„Ihr Herren vom Rathe," sprach der Herzog, „seid willkommen, oder habt Ihr vielleicht wieder die Ankunft von einem bewaffneten Haufen zu künden, welchen Unsere treuen Wiener zum Schutze Unserer Person in die Stadt beriefen?"

Der Ton dieser Rede verrieth Spott und Bitterkeit.

Der Liebhart ergriff die Rede: „Gnädigster Herr, Ihr thut uns und den Wienern Unrecht. Was geschehen, ging nur von Holzer und den Seinen aus, und wir fürchten, daß dies nichts Gutes sei."

„Nichts Gutes?"

„Ja, wir glauben, es handle sich um Verrath an Eurer fürstlichen Person."

Die Uebrigen erschraken. Der Liebhart fuhr fort: „Gestern Abend hatte der Bürgermeister mit einigen Hundert der vornehmsten Bürger eine geheime Zusammenkunft in seinem Hause. Jenen, welche er als wahre Anhänger Eurer herzoglichen Gnaden kannte, wurde die Zeit des Zusammentreffens um eine Stunde später als den Andern angegeben, denn Niemand wußte, um was es sich eigentlich handeln werde.

Zu den Letzteren gehörte auch ich und der Storch. Als wir um Mitternacht auf der Freiung anlangten, wurden wir vom Metzger Mainhart gewarnt. Da es ſich aber zum Wohl des allgemeinen Beſten darum handelte, zu erfahren, was drinnen eigentlich verhandelt werde, ſo ließen ſich vier von uns nicht abhalten, hinauf zu gehen, und wir Beide verſprachen ihrer Rückkehr zu harren. Die Verſammlung ging auseinander, allein die Unſern, unter denen ſich auch Herr Lorenz Schönberger, der Stadtrichter, befand, erſchienen nicht. Nun glaubten wir der Sache auf dem Grunde zu ſein. Jene ſind feſtgenommen, das erfuhren wir heute mit Gewißheit, und auch uns Beide hätte daſſelbe Loos getroffen, denn ſchon heute Morgen wurden wir in unſeren Wohnungen geſucht, die wir jedoch aus Vorſicht nicht wieder betreten hatten. Der Einzug der fünfhundert Bewaffneten verſetzte uns endlich in Gewißheit, denn dieſer, mit der geſtrigen Verſammlung zuſammen gehalten, giebt den deutlichſten Beweis, daß es ſich um nichts Offenes, nichts Wahres handle, und wir fürchten ſehr, daß der Verrath Eurer herzoglichen Perſon gelte. Darum kamen wir auch hierher."

Albrechts Antlitz war glühend roth. Sein Auge ſprühte Feuer und Flammen. Er ſchritt im Gemache ſtürmiſch auf und nieder.

„Ja, ja!“ rief er, „es iſt gewiß, Wir ſind verkauft, verrathen! O, der Elende, dem Wir ſo viel getraut, er iſt an Uns, ſowie an Unſerem kaiſerlichen Bruder zum Verräther geworden. Dort auf dem Tiſche liegt das Schreiben, das iſt der Judaskuß, den er Uns auf die Lippen gedrückt. Alſo wider Uns, wider Unſere Perſon geht das Spiel? Wohlan, Wir wollen ihm zu begegnen wiſſen. Schnell zu den Waffen!“

„Gnädiger Herr!“ nahm der Kanzler Hohenberg das Wort, „erlaubt mir, Euch darauf aufmerkſam zu machen, wie wir jetzt nicht in der Verfaſſung ſind, über alle jene Gegenſtände zu verfügen, welche zu einem Kampfe unumgänglich nothwendig ſind. Die Beſatzung in der Burg iſt unbedeutend, Waffen und Schießgeräthe in geringer Anzahl vorhanden; kommt es zu einer Belagerung, ſo reichen die vorräthigen Lebensmittel kaum auf einige Tage hin, und dann, welchen Widerſtand könnten dieſe Mauern bieten, die von der letzten Belagerung noch ſo ſchadhaft und unausgebeſſert ſind, deren zerſchoſſene Lucken und Wälle nicht wieder verbaut, ſondern nur mit Brettern und Pfoſten verwahrt wurden? Was hätten wir bei allen dieſen mißgünſtigen Umſtänden für Folgen zu erwarten?“

Die Räthe nickten dem Hohenberg beifällig zu,

und selbst der Herzog, so wenig sein aufgeregtes Gefühl ihm ein reifliches Ueberlegen gestattete, mußte sich doch im ersten Augenblicke gestehen, daß der Kanzler Recht hatte.

„Wahr, wahr!" rief er mehr im Selbstgespräche als zu den Andern, „Wir haben dem Holzer zu viel getraut, und wähnten Uns sicher in hiesiger Stadt, solcher Untreue hatten Wir Uns nicht versehen."

Er schwieg. Der gewohnte Gang durchs Gemach wurde wieder begonnen. „Und doch," rief er plötzlich aus, „sollen sie Uns nicht bekommen. Ein feiger Schelm, der im höchsten, wichtigsten Augenblicke verzweifelt, und sich muthlos Verräthern ergiebt. Noch rollt das Blut lebendig durch Unsere Adern, noch ist Unser Hirn thätig in dem Schädel. Die Hunde! meinen sie, es säße in diesem Augenblicke Kaiser Friedrich in der Burg? Haben sie vergessen, daß Wir es sind, Wir, Herzog Albrecht der Sechste Unseres Namens, daß Wir Keinem weichen, Uns Keinem ergeben, und wenn die Gefahr auf's Höchste gestiegen, lieber unterliegen, lieber sterben, als nur einen Hauch von Schmach auf Unserem fürstlichen Namen dulden? Mögen sie einst von Uns sagen und schreiben, was ihnen beliebt, Eines aber sollen selbst Unsere erbittertsten Feinde Uns zugestehen müssen, nämlich

dies, daß Wir nie gewankt, nie verzweifelt und immer der Gefahr die Stirne geboten."

Er blieb stehen, Alle sahen ihn erwartungsvoll an.

Grabesschweigen herrschte im fürstlichen Gemache.

Der Herzog stand in der Mitte desselben, und blickte finster zu Boden.

Einige Athemlängen.

Er zuckt zusammen, sein Entschluß ist gefaßt.

„Ein Roß!" schreit er auf, wie aus einem Traume erwachend, „ein Roß, ein Schwert, und Wir sind gerettet!"

Er stürmt hinaus — die Andern folgen ihm. — — — — — — Eine eigenthümliche Scene entwickelt sich vor unsern Blicken.

Es ist auf dem Michaelerplatze.

Herzog Albrecht sitzt hoch zu Roß. Einige Getreue umgeben ihn.

Er nimmt die Mitte des Platzes ein. Er hält sein flatternd Banner in der Rechten. Sein Federbusch wallt freudig vom kampfgewohnten Helm. Die Sonne spiegelt sich strahlend in der Stahlrüstung.

Vom Michaelerthurm herab erdröhnt die Sturmglocke, der Wind trägt den Schall durch die ganze Stadt.

Ausrufer ziehen durch alle Straßen, und künden den Bewohnern: „Auf, ihr Bürger Wiens! unserem Fürsten droht durch das fremde Kriegsvolk Gefahr!“

Aufgeschreckt stürzen Tausende auf die Straßen.

„Was giebt es für Rumor?“

„Fremdes Kriegsvolk ist hereingebracht.“

„Was soll dies bedeuten?“

„Horcht!“

„Was ist das?“

„Vom Michaelerthurme tönt die Noth- und Sturmglocke.“

„Hin auf den Michaelerplatz!“

— Und Tausende eilten zu dem Herzog.

Dieser steht noch immer auf dem früheren Flecke, und regt sich nicht und spricht kein Wort.

Immer mehr und mehr strömen die Aufgerufenen herbei, immer mehr verdichten sich die Massen, Tausende stehen auf dem Platz, der Herzog mitten unter ihnen.

Jetzt winkt der Fürst — tiefe Stille tritt ein — Albrechts kräftige Stimme tönt über den Platz: „Bürger Wiens! Ich bin der Fürst, den Ihr selbst Euch zum Herrn erkoren; Ihr zeigt Uns treuen Sinn, aber jener Holzer, der Bürgermeister der hiesigen Stadt, spinnt Verrath. Er will Uns an die Freiheit, vielleicht gar an's Leben! Bürger! Wir haben bisher

Euer Beſtes gewollt; Wir fordern jetzt Euere Hülfe, denn der Holzer hat den Feinden die Stadt aufgethan; rettet Euere und Unſere Ehre, oder wollt auch Ihr Euere Hände in Unſerem Blute waſchen, wohlan, ſo ſondert Euch ab von denen, die es treu mit Uns meinen."

Er hielt inne — Niemand regte ſich.

Albrecht fuhr fort: „Tauſend Dank! Ihr ſeid die Unſern, auf — der Kampf gegen die Verräther beginne — Tod und Verderben dem Holzer und den Seinen!"

„Tod — Kampf — Verderben dem Holzer!" ſo ſchrieen Tauſende zugleich.

Die Maſſen zertheilten ſich, ſo wie nachtſchwarze Wolken, wenn der Orkan durch ihre Mitte fährt; der Herzog ſprengt über den Kohlmarkt, und der Strom der Bürger ergießt ſich, um ihm zuvorzukommen, durch alle Nebenſtraßen.

Wo Kaiſer Friedrich unrettbar verloren geweſen wäre, dort wußte ſich der raſche Feuergeiſt des Herzogs mit Blitzesſchnelle heraus zu kämpfen; wo jener ſich Tage lang berathen hätte, wie der Gefahr zu entgehen ſei? und dieſe mittlerweile über ihm zuſammen geſchlagen wäre, dort ſprang der Herzog kampfesmuthig in die Wogen, theilte mit mächtigem Arm die Wellen, und ſchwamm kühn an's rettende Ufer.

Ja, ja, es war ein Flammenmensch, dieser Herzog Albrecht, kühn und verwegen, aufbrausend und leidenschaftlich, durch nichts zu beugen, durch nichts zu erschüttern, Niemandem unterliegend als dem eisernen, dem letzten Gebote der Natur — dem Tode! —

Der Augenblick war gekommen.

Jetzt schreckte Holzer aus seiner Sicherheit auf.

Ein dunkles Gefühl durchzog seine Seele und rief ihm mit unheilverkündender Stimme zu, daß der rechte Augenblick verstrichen sei! Jetzt erkannte er, daß nur ein Mittel seinen Plan hätte gelingen lassen können, und dies wäre ein plötzlicher, gäher Ueberfall der Burg gewesen; nun aber, da der günstige Moment verstrichen war, wollte er der Sache eine friedliche Wendung geben, allein auch hierzu war es zu spät; seine Stunde war gekommen, sein Schicksal hatte ihn erfaßt, er wankte — stürzte — und nichts vermochte ihn mehr vom Falle zu erretten.

Die Reisigen, durch den Aufruhr geschreckt, versammelten sich blitzschnell auf dem Hofe, Holzer befand sich bei ihnen.

Die Wuth der Bürger war gegen ihn gerichtet, und Hunderte von Stimmen forderten Rechenschaft von dem Rathe über die Ankunft des fremden Kriegsvolkes.

Vergebens ſuchte der Bürgermeiſter ſie zu beſänftigen, vergebens war ſeine Verſicherung, daß die Reiſigen nur zu des Fürſten und der Stadt Wohlfahrt hereingelaſſen worden ſeien, und daß man ſie, wenn ſie es wünſchten, auch augenblicklich wieder abziehen laſſen könne; man hörte nicht auf ihn, ſeine Worte hatten nicht mehr jene Wirkung wie ehedem, ſie waren ſchwache Pfeile, welche, ſtatt einzudringen, ſpurlos abglitten.

Ganz Wien war auf den Füßen; Meiſter und Geſellen, Studioſen und Lehrlinge, Arme und Reiche, Alles ſtrömte herbei, aber die Wenigſten waren von des Holzers Partei. — Als daher die Reiſigen den Rückweg antreten wollten, begann die bewaffnete Menge auf ſie einzudringen, Thüren und Thore wurden geſperrt, die Ketten an den Straßen vorgezogen — die Kriegsleute entblößten die Schwerter und ſpannten die Armbrüſte. — Nun ſtrömten die Bürgermaſſen vom aufgerufenen Michaelerviertel herbei. — Beſtürzung erfaßte die Reiſigen. — Von den Dächern flogen Steine auf ihre Häupter herab, und aus den Fenſtern und Maueröffnungen geſchahen Schüſſe.

Das Kriegsvolk ſah ſich in die engen Gaſſen hinein gezwängt, der Kampf mit ſo ungleichen Kräften begann, und der Ausgang deſſelben konnte auch keinen

Augenblick zweifelhaft bleiben. Die Ordnung der Reiter war durchbrochen, sie wurden versprengt, viele getödtet, die anderen gefangen. Das Gefecht, mitten in den Straßen Wiens, hatte beinahe drei Stunden gewährt.

Schon bei dem Beginnen desselben waren die Rathsherren wüthend davon geeilt, der Holzer mit ihnen.

Kaum acht Stunden waren seit dem Einzuge des Haufens verflossen, und schon war die Gefahr abgewendet, schon waren jene besiegt, und schon schmachteten viele der Verdächtigen in dem Kärnerthurm.

Die ehemaligen Bürgermeister Brenner und Ziegelhauser, der Angerfelder, Schwarz, Hollabruner, Oedenacker, Baum, Wiesinger und Burghauser, der Herr Augustin Tristam, dann noch viele Andere, obwohl des Kaisers erbittertste Gegner, dennoch von blinder Parteiwuth erfaßt, büßten mit ihren Feinden zugleich durch den Machtspruch desjenigen, dem sie mit ganzer Seele anhingen.

Der Probst Georg von Preßburg entkam glücklicher Weise in ein Haus, in welchem er sich so lange verborgen hielt, bis es ihm gelang, in Frauenkleidern aus der Stadt zu kommen.

Herzog Albrecht ſtand am Abend deſſelben Tages, — wie wir erwähnt, war es der Charſamſtag am Neunten des Oſtermonds, — wieder auf dem Michaelerplatze.

Die Freude beſiegter Gefahr blitzte aus ſeinen kühnen Augen.

Tauſende der Bürger horchten ſeinen Worten:

„Wir haben Uns nicht getäuſcht; Ihr habt Uns aus großer Gefahr befreit, und nicht vergebens war Unſer Ruf, als Wir ſie Euch bekannt gaben. Empfanget hiermit Unſeren Dank. Die Verräther aber wollen Wir züchtigen, daß man noch nach Jahren vor jener Strafe zurück ſchaudern ſoll, welche Wir über ſie zu verhängen gedenken. Jetzt auf, eilt hin nach dem Hauſe des Holzer — bringt mir ihn lebend — und nehmt im Voraus als Lohn dafür ſein ganzes Hab und Gut.“

Der Pöbel jauchzte auf — ſtürmte auf die Freiung — der Reichthum des Bürgermeiſters zerſtob, die Plünderung war wüthend — das ungerechte Gut gedieh nicht!

Wolfgang Holzer aber wurde vergeblich geſucht, er war verſchwunden.

Siebentes Capitel.

Schloß Eichbüchl war bestimmt, der Schauplatz entwickelnder Scenen in unserem Gemälde zu werden.

Seibold Kerner hat eben die Thüre des Gefängnisses ins Schloß geworfen, jenes Gefängnisses, in welchem sich Simon mit seinem Vater befand.

Der Vogt lief von hier wüthend in die Stube.

„Der Verräther!“ knirschte er wüthend vor sich hin, „der Schurke! Und ich Leichtgläubiger habe solches Höllenspiel nicht gleich erkannt! Also Vater, Sohn und Schwester — die ganze Verwandtschaft. Der gnädige Herr glaubt die Brut schon längst unter der Erde, und hat deshalb auch den Alten aus der Reihe der Lebenden herausgezerrt, und nun tauchen sie auf einmal auf, und wär' ich nicht so vorsichtig, so klug gewesen, der häßliche Satan hätte den Alten aus dem Bauer entführt, und dann wär's mir an den Hals gegangen. Doch der Himmel hat mich

bewahrt. Aber was nun beginnen? Von dem Allen, was mir der Betrüger aufgebunden, darf ich nichts glauben — mein Bote von Wien ist noch nicht zurück — es bleibt mir also nichts Anderes zu thun übrig, als vor der Hand das Kleeblatt fest zu halten und den Willen des Herrn abzuwarten."

Dieser Entschluß war kaum gefaßt, als der so lange ersehnte Bote eintraf; allein die Nachricht, welche er brachte, war nicht geschaffen, den Vogt zu beruhigen.

Simons Angabe wurde durch die Aussage des Angekommenen vollkommen bestätiget; von dem Tode des Edlen that der Bote keine Erwähnung, denn er hatte von demselben nichts erfahren. Seibold gerieth noch ärger in die Klemme, denn daß Simon das Geheimniß von den Gefangenen nur durch den Gebieter selbst erfahren haben konnte, war gewiß, er mußte also mit ihm gesprochen haben; allein wußte dieser, daß Simon sein Neffe war?

Die Umstände verwickelten sich von Augenblick zu Augenblick immer mehr, dem Vogte wirbelte das Hirn, er wußte nicht, was er beginnen sollte; je länger er darüber nachsann, desto höher stieg seine Verlegenheit. Endlich faßte er einen Entschluß. Er wollte ernstlich mit Simon sprechen, dieser sollte ihm die Wahrheit bekennen, und hatte er einmal diese

erfahren, so wollte er seine Maßregeln darnach ergreifen.

Demgemäß berief er den eben angelangten Knecht zu sich, sprach mit ihm eine halbe Stunde lang und ertheilte ihm Aufträge, dann begab er sich durch den Gang in jenes Gefängniß.

Es waren erst einige Stunden verflossen, seitdem sich Vater und Sohn beisammen befanden.

Simon war kaum von der ersten Aufregung zu sich gekommen, als er, sein neues Mißgeschick vergessend, sich an dem Gedanken, seinen Vater gefunden zu haben, labend, demselben neuerdings zu Füßen stürzte und, sie umklammernd, heiße Thränen vergoß.

Der Greis saß längere Zeit fast entsinnt auf dem Lager, und ließ den Sohn gewähren; er hatte nicht die Macht, sich zu bewegen und die Liebkosungen des Ungestümen zu erwiedern. Seine geschwächte körperliche Kraft drohte den aufgewirbelten Gefühlen zu erliegen. Er war nicht ohnmächtig, aber auch keines Gedankens fähig; er glich einem Kinde, welches gutmüthig die Zärtlichkeit seiner Eltern hinnimmt.

Endlich legte sich bei Simon der Sturm der Gefühle; auch Pupelli begann sich zu erholen.

„War es ein Traum?" fragte er.

„O nein," rief Simon, „kein Traum, Wirklich-

keit — Ihr habt mich, Euren Sohn, wieder gefunden."

„Mein theurer Sohn! aber wir sind noch immer hier im Gefängnisse —"

„Tragt keine Sorge deshalb, Vater, wir werden frei sein — bald — ganz frei — wir und Johanna." —

„Auch Johanna? Mein Himmel! Auch sie soll ich sehen? So viel Seligkeit auf einmal! Nach so viel Jahren endlich wieder einen frohen Augenblick!"

Die beiden Gefangenen saßen beisammen. Der Greis lehnte an dem Sohn, dieser horchte aufmerksam dem Athmen des Vaters — sie sprachen wenig, denn noch vermochten sie sich nicht in das plötzliche Glück zu finden.

In diesen stillen Augenblicken hörten sie außen den Riegel klirren.

Simon sprang auf, dieses Geräusch mahnte ihn wieder an die bittere Wirklichkeit.

„Ruhig, bleibt nur ruhig, mein Vater!" lispelte er diesem zu, „ich werde dem Schurken Rede und Antwort stehen."

Er erhob sich. Seine Rechte ruhte unter dem Mantel und hielt dort einen Dolch krampfhaft gefaßt.

Seibold Kerner ſteckte den Kopf zur halb geöffneten Thüre herein und rief: „Bleibt gelaſſen, ich habe Wichtiges mit Euch zu ſprechen.“

„Tretet ein,“ erwiederte Johanna's Bruder mit düſterer Stimme.

Der Vogt ſchlich herbei.

Die von Simon mitgebrachte Lampe beleuchtete die Scene.

Die beiden Männer ſtanden ſich, kaum einige Schritte von einander entfernt, gegenüber. Der Greis, noch immer angekettet, lag auf dem Lager.

Seibold Kerner deckte mit ſeinem Rücken den Ausgang des Gefängniſſes.

Simon behielt ihn wie ein lauernder Tiger im Auge.

„Was willſt Du von mir?“ fragte er nach einer Weile.

„Wahrheit!“ erwiederte gelaſſen der Vogt.

Der Häßliche rief: „Du, der Vogt meines Ohms, forderſt Wahrheit von mir?“

„Vergeßt nicht, daß Ihr in meiner Gewalt ſeid.“

„Oder Du in der meinen!“ entgegnete der Häßliche.

Seibold wollte einen Schritt zurücktreten, doch Simon fuhr fort: „Nicht von der Stelle, oder ich ſtürze mich auf Dich los und zermalme Dich.“

Der Andere riß einen Dolch hervor und verſetzte: „Ich bin auf Euren Angriff gefaßt!“ Der Stahl funkelte in ſeiner Rechten.

„Auch ich!“ lächelte Simon höhniſch, und wies dem Gegner ſeine Waffe.

Beide ſtanden einige Augenblicke ſprachlos. Der Vogt ſchien überraſcht.

„Wir haben gleiche Waffen!“ ſprach er, ſich ſelbſt beruhigend.

„Aber ungleiche Kräfte. Du biſt im Nachtheil.“

„Ihr irrt. Ich bin im Vortheil.“

Simon ſah in ſpähend an, und der Andere fuhr fort: „Meint Ihr, ich hätte mich ſo unvorbereitet in Eure Nähe begeben? Ich kenne Euch ſchon zu gut, um Euch nicht für immer zu mißtrauen. Hört mich an, Ihr werdet ohne den Willen meines Gebieters dieſen Ort nicht verlaſſen, ich mußte aber von Euch Antwort, wahre Antwort auf einige Fragen haben, demgemäß verfügte ich mich hierher, aber ich ſtehe unter einem mächtigen Schutze.“

„Und woher ſtammt dieſer Schutz?“

„Von Eurer Schweſter!“

„Von meiner Schweſter!“ rief Simon erſtaunt, „erklärt mir dieſes Räthſel.“

„Laßt mich näher treten, und es ſoll geſchehen.“

Simon wich einige Schritte zurück, und Seibold

folgte ihm in eben solchem Maße nach. Die beiden Gegner behielten sich dabei immer fest im Auge. Jetzt blieben sie stehen. Der Vogt wagte kaum zu athmen, ein Beweis, daß er irgend eine List im Sinne führte; Simons Brust pochte heftig vor Erwartung.

„Ich habe gesagt, ich stehe unter dem Schutze Eurer Schwester, ich will Euch nun erklären, auf welche Weise. Johanna befindet sich hier im Schlosse in einem verborgenen Gemache. Wer die Art und Weise nicht kennt, wie man zu demselben gelangt, würde es nur dann auffinden, wenn er sämmtliche Mauern des Schlosses zerstören ließe. Sie ist gut geborgen. Bevor ich mich hierher begab, ist der von mir abgesandte Bote von Wien zurückgekehrt. Ich glaube, Euch schon gesagt zu haben, daß er ebenso mein Vertrauter sei, wie ich jener unseres Gebieters bin. Ich kenne seine Treue und weiß, daß ich auf ihn bauen darf. In diesem Augenblicke befindet sich jener Knecht in der Nähe Eurer Schwester, und horcht auf den nächsten vollen Stundenschlag der Schloßglocke." —

Simon horchte hoch auf; seine Augen glotzten wie zwei Kohlen aus dem häßlichen Antlitze, er zitterte, und athmete in immer kürzeren Pausen. Seibold Kerner hielt absichtlich inne.

„Nur weiter, ſprich weiter!“ keuchte der Sohn Pupelli's mühſam hervor.

„Wißt Ihr, wie lange es noch bis dahin währen kann?“ fragte der Vogt langſam mit ſtärkerer Betonung.

Der Häßliche bebt wie eine Eiche im Sturm, aber er erwiedert nichts. Statt deſſen beantwortet Kerner ſeine eigene Frage und ſpricht: „Ich meine, jetzt ſei gerade die eine Hälfte der Stunde vorüber, alſo bis dahin noch dreißig Minuten!“ — Er hielt wieder inne.

Nach einigen entſetzlichen Augenblicken fuhr er wie früher fort: „Und wenn ich bis dahin nicht wieder zurückgekehrt bin, ſo iſt Eure Schweſter — todt!“

„Meine Schweſter!“ — „Mein Kind!“ — Dieſe beiden Rufe wurden von Vater und Sohn zu gleicher Zeit auf eine erſchütternde Weiſe hervorgeſtoßen. Der Vogt grinste lächelnd und drohte mit ſeinem Lauerblicke den Häßlichen zu verſchlingen.

Doch nur einen Athem lang blieb Simon, von der höchſten Angſt aufgeregt, unthätig, in dem nächſten Augenblicke war ſchon ſein Entſchluß gefaßt. Er ſtürzte der Thüre zu. Dieſen Moment hatte Seibold Kerner herbeigewünſcht, denn er befand ſich mit ei*nem Sprunge* an dem Lager des Gefangenen, ſchwang

den Stahl über den wehrlosen Greis und stieß ein gellendes Gelächter aus.

Der Häßliche blieb wie eingewurzelt stehen.

„Nur zu," rief ihm der Vogt nach, „eilt fort, ich kenne Eure Gedanken, Ihr wollt Euch der Freiin entdecken; aber wißt, in dem Augenblicke, als Ihr die Thüre hinter Euch schließt, in demselben Augenblicke schwimmt Euer Vater in seinem Blute."

„Halt ein!" schrie Simon, und rang verzweiflungsvoll die Hände.

„Rette Johanna!" jammerte der Vater.

„Tod und Verderben über Euch!" schrie Seibold dem Gefesselten zu.

Es war eine erschütternde Scene.

Simon befand sich in einer verzweiflungsvollen Lage. Dort die Schwester, hier der Vater — Beide in Lebensgefahr — er unfähig, sie zugleich zu retten, und wenn er sich nur der einen Seite zukehrte, war die andere verloren.

Gespenstisch blickte er um sich, als suche er nach einem Rettungspunkte, allein vergebens, es blieb ihm kein anderer Ausweg, als sich dem Willen des Vogtes zu fügen. Von dem geistigen Kampfe fast erschöpft, athmete er schwer auf, wischte sich den kalten Schweiß von der Stirne und sprach herabgestimmt: „Ich sehe ein, Du bist im Vortheil, Du hast mich

überlistet. Drum sprich, was wolltest Du von mir erfahren? Ich will Dir Wahrheit, reine Wahrheit tischen."

„Das läßt sich hören. Jetzt sprecht Ihr endlich als ein kluger Mann. Mit Gewalt gelangt Ihr bei mir nicht zum Ziele. Jetzt sagt mir offen: Habt Ihr mit meinem Gebieter gesprochen?"

„Ja!"

„Hat er Euch die Anwesenheit der Gefangenen hier entdeckt?"

„Er selbst."

„Wann geschah dieses?"

Ein Gedanke durchflog jetzt die Seele des Häßlichen. „Dies ist der Weg zur Rettung!" rief es laut in seinem Innern, „ich Thor, warum habe ich ihm nicht schon längst die Wahrheit verkündet?" — Dann sprach er zum Vogt als Antwort auf dessen frühere Frage: „Ich sprach mit ihm einige Augenblicke — vor seinem Tode."

„Berthold todt!" schrie Pupelli erschüttert auf.

„Faßt Euch, mein Vater!" rief Simon dem Greise zu, „ich wollte Euch die schreckliche Kunde seines gewaltsamen Todes hier nicht entdecken, aber die Nothwendigkeit zwingt mich, Euer und Johanna's Leben hängen davon ab."

Seibold Kerner stand bestürzt. An diesen

Fall hatte er bisher noch nicht gedacht. Dies war das Gräßlichſte, was für ihn geſchehen konnte, denn mit dem Tode Bertholds war auch er unwiederbringlich verloren. Aber eben, weil ihm aus dieſem Umſtande ſo großes Unheil entgegen grinste, weil er ſich mit demſelben an den Rand eines tödtlichen Abgrundes geſchleudert ſah, eben deshalb ſträubte er ſich auch mit ganzer Gewalt gegen die Möglichkeit, gegen die Wahrheit dieſer Kunde, und rief aus: „Ihr lügt, Ihr wollt mich bethören, es iſt nicht wahr — Berthold von Ellerbach kann nicht todt ſein —“

Simon erkannte wohl den Grund, warum ſich der Vogt gegen den Glauben an die Wahrheit dieſer Kunde ſo ſträubte, und rief: „Ich ſchwöre Euch, daß ich Wahrheit rede, bei dem Leben meines Vaters und meiner Schweſter.“

Seibold Kerner erbebte. Er begann an die Möglichkeit zu glauben; aber noch immer wollte er an der Wirklichkeit zweifeln, und obwohl ſchon in ſeinem Innern eine unheilverkündende Stimme erwacht war, welche daſſelbe beſtätigte, ſo ſuchte er ſie doch zu erſticken, indem er rief: „Ihr lügt — ich kann es nicht glauben — es iſt nicht wahr — gebt Raum — bald wird die volle Stunde tönen, und wenn Ihr den Tod Eurer Schweſter nicht ſelbſt heraufbeſchwören wollt, ſo laßt mich hinaus.“

Vater und Sohn ſtießen zu gleicher Zeit einen Wehruf aus.

Todesſchweigen.

Vom Thurme tönt das dritte Viertel.

In demſelben Augenblicke hört man die Schritte eines Herbeieilenden. Ein Knecht ſtürzt herein.

„Herr Vogt!“

„Schurke, was willſt Du hier?“

„Schnell, ſchnell, kommt!“

„Warum haſt Du das Mädchen verlaſſen?“

Simon horchte hoch auf.

„Laßt die Poſſen und rettet Euch — der Urſchendorfer iſt zurückgekehrt — der gnädige Herr iſt todt — Bewaffnete ſuchen Euch —“

„So nimm noch Du Deinen Lohn!“ ſchrie Seibold Kerner, als er ſich entdeckt und verrathen ſah, und ſtürzte auf Simon los.

Dieſer wich dem Dolchſtoße aus und umfing den Vogt.

„Zu Hülfe!“ ſchrie Seibold ſeinem Knechte zu, allein der Getreue war ſchon fort, und hatte die Thüre des Gefängniſſes offen gelaſſen.

Die beiden Ringenden hielten ſich ſo umfaßt, daß ſie ſelbſt von den kurzen Dolchen keinen Gebrauch machen konnten. Der Kampf währte fort, die Ver-

zweiflung lieh dem Vogte Kraft, den Angriffen des Häßlichen zu widerstehen.

Pupelli stand im Gefängnisse, so weit ihm die Kette vorzudringen gestattete, und rang verzweiflungsvoll die Hände.

Man hörte das Stöhnen und Keuchen der Kämpfenden.

Aus der Ferne vernahm man Stimmen, der Gefesselte rief nach Hülfe — der Kampf währt fort — die Stimmen kommen näher.

Angst und Verzweiflung erfassen mit doppelter Gewalt den Vogt — jetzt gelingt es Simon sich loszuringen — er führt gegen Kerner einen Stoß, und trifft ihn in die Schulter — der Verwundete taumelt zurück — jetzt wirft sich ihm der Andere mit ganzer Kraft entgegen, und fühlt in demselben Augenblick einen Stich in der Brust.

Ein Wehruf Simons durchdringt das Gefängniß. —

„Mein Sohn — Hülfe — er wird ermordet!" jammert Pupelli. —

Die Ringenden sind Beide zu Boden gesunken und stoßen blind auf einander los —

Bewaffnete dringen herein, Hanns Kling von Urschendorf befindet sich an ihrer Spitze. — — —

Wir können dieſes Capitel nicht ſchließen, ohne unſere Leſer über Vorfälle der früheren Vergangenheit aufzuklären, welche auf einige unſerer Perſonen Bezug haben, und die ſie ſich auch, nachdem die erſten Eindrücke eines ſo ſeltſamen und traurigen Wiederſehens vorüber waren, wechſelſeitig mittheilten.

Wir lieben es, uns bei ſolchen Nachholungen der äußerſten Kürze zu befleißigen, und werden dies hier um ſo eher thun, da ſich nachfolgende wichtigere Begebenheiten hervordrängen, welche die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer in einem viel höheren Grade verdienen.

Pupelli und Berthold von Ellerbach waren die einzigen Sproſſen ihres Stammes. Die außerordentliche Verderbtheit des jüngeren Bruders ließ ihn bald ein aufmerkſames Auge auf das zu hoffende Erbe richten, und der Wunſch, dieſes allein zu beſitzen, entſtand bald ſo lebhaft in ſeinem Innern, daß er auf Mittel ſann, dieſen zu befriedigen, und keines zu ſchlecht fand, wenn es ihn nur zum Ziele führte.

Noch vor dem Tode ihres Vaters, mithin auch noch vor dem Antritte ihres Eigenthums, lernte der Aeltere, Pupelli, ein Mädchen kennen, welches eben ſo ſchön, als tugendhaft und züchtig, aber auch eben ſo arm als ſchön war. Die Herzen der jungen Leute fanden ſich zu einander, und da Johanna

von bürgerlicher Abkunft war, so mußten sie ihre Leidenschaft vor den Verwandten Pupelli's, wollte dieser seine Geliebte nicht den feindlichsten Verfolgungen preisgeben, sorgfältig verbergen.

Pupelli schloß mit Johanna einen geheimen Ehebund, ein vertrauter Priester sprach den Segen, und drei glückliche Jahre flossen dahin. Simon und Johanna waren die Sprossen der Ehe.

Allein diese war nicht so verborgen geblieben, als es die Liebenden gehofft hatten; der jüngere Berthold entdeckte, durch die geheimen Gänge des Bruders aufmerksam geworden, das Geheimniß, und traf seine Maßregeln. Kaum war der Vater gestorben, so lockte er Pupelli an einen einsamen Ort, ließ ihn dort überfallen und nach Schloß Eichbüchl führen.

Johanna, für ihre Kinder eine ähnliche Gewaltthat fürchtend, entfloh, und da ihre Ehe mit Pupelli ohne Zeugen geschlossen war, und der Priester dieselbe ohne alle Vorsichtsmaßregeln eingesegnet hatte, so konnte sie auch keine Ansprüche geltend machen. Um ihren Gatten klagend, und sich verzehrend in Gram und Kummer siechte sie dahin, und verließ bald darauf ein Leben, welches für sie so schön begonnen und so elend zu Ende ging.

Ihrer beiden Kinder nahm sich der Schankherr Martin Trauer in Didach an, ohne mehr von

ihnen zu wiſſen, als daß ſie die Waiſen einer armen Frau ſeien, die in dem Dorfe auf Koſten der Gemeinde beerdiget werden mußte. Eine Vorſichtsmaßregel hatte Johanna doch vor ihrem Ende getroffen. Ein ehemaliger Knecht Pupelli's, welcher eben durch den Markt zog, erhielt den Auftrag, falls er ihrem Gatten je wieder begegnen ſollte, ihm zu berichten, wie ſie geendet, und wo er nach den beiden Kindern zu forſchen habe.

Dieſe Botſchaft kam dem Gefangenen richtig zu, denn der Knecht nahm bei Berthold Dienſte, um nach ſeinem ehemaligen Herrn zu forſchen, was ihm auch gelang; aber Seibold Kerner entdeckte deſſen Einverſtändniß mit Pupelli, und machte den Getreuen unſchädlich

Mittlerweile bemächtigte ſich Berthold des ganzen Erbes ſeines Vaters, und ehelichte Juliane, welche ihm, von den Ihren gezwungen, die Hand reichte. Ueber das ſpurloſe Verſchwinden Pupelli's verbreiteten ſich ſpäter die ſeltſamſten Gerüchte; auch die Gattin Bertholds erfuhr dieſe zu ihrem Schrecken, und ſie theilte die zuletzt allgemein gewordene, aber unerwieſene Meinung, daß Pupelli durch ſeinen Bruder ermordet worden ſei.

Der Schankherr Trauer übergab die beiden Waiſen an die blinde Katharina, weil dieſe ver-

ſprochen hatte, ſich ihrer anzunehmen und für ihr ferneres Wohl zu ſorgen.

— — — — — — — — Der Augenblick der Erlöſung war gekommen.

Eine Stunde nach dem Eindringen Klings in das Gefängniß ſind die Getrennten wieder vereint.

Johanna iſt durch Angabe des ſterbenden Vogtes befreit und liegt in den Armen Katharina's, aus welchen ſie in jene des wieder gefundenen Vaters ſtürzt. Der alte Kling hält ſeine Amelei umfaßt. Juliane blickt unter Thränen auf die abgezehrte Geſtalt des todt geglaubten Pupelli.

Aber durch dieſe ſtillen Thränen zieht ein gräßlicher Schmerz; der tödtlich verwundete Simon liegt im Sterben, er hat mit ſeinem Leben jenes des Vaters gerettet, er iſt ein Opfer ſeiner Bruderliebe gefallen. Ohne nur im Entfernteſten ſeinen Schmerz zu verrathen, blickt er lächelnd auf die Gruppen; ſein häßliches Antlitz iſt wie von einem Friedenshauch überweht, er hat ſelbſt der Blinden vergeben, ſeine Hände ruhen in jenen der Seinen; das einzig ſchöne Gefühl in ſeiner Bruſt, die Liebe zu ſeiner Schweſter, feiert in den letzten Lebensaugenblicken den höchſten Triumph: Er — er hat Johanna dem Vater zugeführt!

Und Vater und Schweſter ſtehen ihm zur Seite, wiſchen ihm mit zitternden Händen den Schweiß von

der Stirn, und weinen heiße Thränen an seinem Sterbelager, horchen bange seinen letzten Athemzügen, und sehen das Erlöschen seines Auges, fühlen seinen letzten matten Händedruck, und sehen, wie der Tod sein Opfer erfaßt; das Antlitz wird bleich — jetzt hört der Odem auf — jetzt verstummt das Herz — das Auge erlischt — die Wärme schwindet — der Leib erstarrt — der alte Vater drückt ihm das Auge zu. —

Simon ist verschieden!!

Achtes Capitel.

Die Chriſtenwelt hat die Auferſtehung gefeiert.

Die Nacht, welche den erſten Oſtertag gebären ſollte, ſank herab; ſtill, traurig, beklommen legte ſie ſich über die Erde, ſo wie eine Frau, welche fühlt, daß die Laſt, die ſie neun Monate unter ihrem Herzen getragen, ſich loszuringen beginnt.

Der Himmel iſt mit Wolken bedeckt, ein leiſer Wind ſtreicht über die Flur, die Sterne ſind verſchwunden, die Nacht hat ihre Reize verloren und ihren Schmuck von ſich gethan.

Ein einzelner Mann ſtreicht vor der Stadt längs den Mauern. Sein Gang iſt raſch, ſein Blick unſtet, ſein ganzes Weſen verwirrt. Er geht, bleibt oft an der Stelle wie eingewurzelt haften, ſtößt den Odem aus kochender Bruſt, und ballt drohend die Fauſt gegen die Stadt.

Jetzt langt er bei dem Stubenthore an. Eine Weile bleibt er vor demſelben ſtehen, wirft einen fehn-

ſuchtsvollen Blick darauf, eilt hin, und beginnt heftig an dem Pförtchen zu klopfen.

„Wer begehrt Einlaß?“ fragt innen die Stimme eines ſtädtiſchen Rottmeiſters.

„Oeffnet!“ rief der Mann, „ich bin es, Wolfgang Holzer, der Bürgermeiſter von Wien!“

Das Pförtchen blieb geſchloſſen, und die Stimme innen erwiederte: „Flieht von hinnen, Herr Bürgermeiſter, denn wenn ich Euch einlaſſe, ſeid Ihr verloren!“

„Ich will in mein Haus!“

„Es iſt geplündert.“

„Zu meinen Getreuen!“

„Sie ſind verhaftet.“

„Ich will mit den Bürgern ſprechen!“

„Sie ſind empört über Euch.“

„Oeffne, öffne!“ rief Holzer wild.

Aber der Mann öffnete nicht, und der Bürgermeiſter ſtürzte endlich verzweifelt fort. Seine Stimmung war noch mehr erbittert, ſeine Gefühle noch mehr empört; er wollte ſich abwenden von der Stadt, aber unwiderſtehlich zog es ihn zu derſelben hin. So wie früher zum Stubenthore, ſo kam er jetzt an das Thor zum rothen Thurm, und ſo wie dort, ſo wurde er auch hier abgewieſen.

Nun erfaßte ihn ein bitterer Ingrimm, er ſtürzte fort durch die Nacht.

Sein Weg ging den Donauſluß hinan, bis gegen das Schloß auf dem Kahlenberge.

Mitternacht war vorüber als er vor demſelben anlangte.

Nach langem Pochen erſt erſchien der Burgvogt des Schloſſes.

Holzer forderte Einlaß, allein Aſchbeck, ſo hieß der Mann, verweigerte ihm denſelben.

„Wie, Ihr wagt es!“ rief der Bürgermeiſter, „habt Ihr vergeſſen, daß Ihr in meinem Gelübde ſteht?“

„Ich bin es nicht mehr,“ erwiederte der Andere kalt, „ſo wenig als Ihr noch Bürgermeiſter von Wien ſeid. Zieht von dannen, Herr Holzer, wahrt Eure Freiheit und Euer Leben, denn beide ſind bedroht, und ein zweiſchneidig Schwert hängt an einem einzelnen Haare über Eurem Haupte.“

Der Flüchtige ſtürzte fort.

Finſtere Nacht umfing ihn, der Himmel hing ſchwarz und düſter über ihm, Berg und Wald umſtarrten ſeinen nächtlichen Pfad, die noch immer kahlen Bäume grinsten ihn wie nächtliche Geſpenſter an, er floh fort, wie gejagt, durch Dorn und Buſch, über Stock und Stein.

„Die Elenden!“ rief er wüthend aus, „wie ſie nun plötzlich den Mantel wenden, und mir die Zähne weiſen. Vor Kurzem noch haben ſie ſich demüthig vor mir gebeugt, haben zu meinen Füßen gewinſelt wie die Hunde, wenn ſie die Peitſche fürchten, und da ein Unglück, ein Mißgeſchick mich bedroht, nun empören ſie ſich gegen mich, gegen mich — ihren Herrn! Aber noch iſt das Ende des Poſſenſpiels nicht herangebrochen, noch bin ich nicht beſiegt, ein unterliegender Gegner iſt noch immer kein beſiegter. Ich will mich wieder erheben, und will kräftiger als je daſtehen. Ich will ihnen zeigen, daß Wolfgang Holzer wohl Alles, aber nur nicht ſeinen Willen verlieren kann. Ein Schritt nach Wien, nur eine Stunde Friſt in ſeinen Mauern, und die Bürger ſtehen mir wie ehedem zur Seite, und tragen mich im Triumphe vor die Burg des Wütherichs, und pochen mit eiſernen Fäuſten an den morſchen Bau, und jagen den Herzog auf vom ſchwellenden Pfühl; Kaiſer Friedrich zieht ein, und ich bin wieder, was ich geweſen; nein, ich ſteige noch höher, noch ſchwindelnder hinan; aber dann — aber dann wehe denen, die von mir abgefallen, wehe den Abtrünnigen, die ſich von mir gewendet! Die will ich faſſen mit glühenden Zangen, will feurige Kohlen ſchütten auf ihre Häupter, will ſie eingraben in Salz und Aſche, daß ſelbſt

kein Knochen von ihrem einſtigen Daſein zeugen ſoll!“ —

Der Flüchtige ſtürzte ruhelos fort — der Morgen — der heilige Oſtermorgen brach heran.

Auf dem entwurzelten Stamme einer Eiche ſitzt Wolfgang Holzer; er iſt müde, und will für ſeine fernere Wanderung Kräfte ſammeln.

Der Ort iſt ein kuppenartiger Vorſprung eines Hügels, unten dehnt ſich ein weiter Forſt aus, im Rücken prangen baumreiche Höhen. In den eben knospenden Zweigen hüpfen luſtige Vögel, ſie beachten den einzelnen Mann nicht, ſcheinen nur von der Nähe des heranbrechenden Frühlings durchdrungen, und zwitſchern und trillern in ausgelaſſener Weiſe. Dieſer Geſang allein ſtört das ſonſtige Schweigen.

Der Bürgermeiſter von Wien ſitzt am heiligen Oſtermorgen mitten in der Wildniß; geſtürzt und vertrieben, weiß er faſt nicht, wohin den irren Fuß zu wenden. Sein wirrer Blick durchſtreift das Land, welches zwar arm und ausgeſogen, aber doch nicht reizlos vor ihm liegt. Aus weiter Ferne vernimmt er Glockenklang. Die Bewohner des Dorfes werden zur Meſſe gerufen. Bilder, an denen er ſeid langer Zeit nicht gehangen, Bilder, welche er im Treiben ſeines raſtloſen Ehrgeizes ganz vergeſſen, die aus ſeiner Seele heraus gewiſcht ſchienen: ſie ſprangen

plötzlich aus dem Herzensſchachte auf, und entfalteten vor den Augen des Geſunkenen eine Farbenpracht, die ihn mit gewaltſamer Wirkung erfaßte und mit ſich fortriß.

„Heute iſt der erſte Oſtertag“ ſprach er ſeufzend, „ein Ruhetag, ein hoher Feſttag. Die ganze Gegend iſt in feierliche Stille verſunken, dort unten wallen Landbewohner zur nächſten Kirche, ſie gehen, das zu erflehen, was tauſend Andere in Ueberfluß beſitzen! Wie genügſam das Volk doch iſt! Ein grobes Gewand, eine ärmliche Hütte, ein liebend Weib, eine Schaar von fröhlichen Kindern, und dazu nichts als das, was unumgänglich nothwendig iſt, das Leben auf die mühſeligſte Weiſe zu friſten, und bei dem Allen doch rüſtig, thätig, unverdroſſen, ja manchmal ſogar fröhlich, — ach! wer das könnte, oder gekonnt hätte! — Ich? Nie! — Mich hat das Leben erfaßt wie ein Strudel, hat mich geriſſen aus dem beſcheidenen Bäckerhauſe, hat mich geſchleudert in das wirre Treiben der Großen, und bald gehoben, dann hinab gedrückt, dann wieder gehoben, und nun? — Nun ſitze ich hier, ein flüchtig Wild; nun ſcheint mein jahrelanger Bau plötzlich eingeſtürzt, und ich — ich ſoll von Neuem beginnen! Und wer trägt an dem Allen die Schuld? — Ich, ich ſelbſt! Warum hab' ich gezaudert, warum zu viel auf dieſen

elenden Pöbel gebaut, der ſeinen Günſtling heute in die Lüfte hebt, und ſich morgen treulos von ihm wendet? Fünfhundert kaiſerliche Reiter — der Plan ſo fein begonnen — ſie kommen ohne Mißtrauen in die Stadt — raſch vorwärts — hin gegen die Burg — die Trommeln heulen Sturm — die Argloſen taumeln auf, und ehe ſie zur Beſinnung kommen, iſt der Herzog aufgehoben, entführt, und in der Neuſtädter Burg in Gewahrſam; ja, ſo wär's gelungen, ſo wär's ein Meiſterſtreich geworden, und jetzt? — jetzt werden ſie mich höhnen, ſchelten, und doch hab' ich nur den günſtigen Augenblick verſäumt. — Sonderbar! Als mein Streben gegen den Kaiſer ging, ließ es die Vorſehung gelingen, und er iſt ja doch im Rechte; und nun, nun, da ich den Mann der Gewalt vernichten will, nun ſcheitert mein Vornehmen, nun läßt mich das Geſchick zum Stümper werden! Jetzt, da ich mein Unrecht wieder gut zu machen gedenke, jetzt muß ich ſtraucheln, fallen. — Fallen? Nein! — Wolfgang Holzer iſt noch nicht gefallen, Wolfgang Holzer fällt auf einmal nicht. Und doch — was beginnen? Wär' ich in Wien, nur einen Tag in Wien, es ſtände Alles ſo wie geſtern; denn mir ſollten ſich die Maſſen wieder zuwenden, wenige Stunden, und ſie würden in mir wieder ihren Abgott verehren. Ja, in Wien! Wie werden meine Feinde ſich jetzt

herumtreiben, wie werden ſie ſchüren und blaſen, um mich ganz zu untergraben, und ich — ich muß es geſchehen laſſen — ich muß hier in einſamer Wildniß ſitzen, um von der nächtlichen Flucht auszuruhen, um aufzuathmen vom gähen Sturz. Dort, der Landmann, er kehrt in ſeine Hütte zurück, er hat ein Fleckchen Erde, wohin er mit Sicherheit ſeinen Fuß ſetzen kann; und ich, der ich ſo hoch geſtanden, ich bin nirgends geborgen, ich bin überall verfolgt. Jener kehrt heim, ein liebend Weib empfängt ihn, Freunde kommen ihm bewillkommend entgegen, Kinder umhüpfen ihn freudig, er lächelt Allen vergnügt zu und freut ſich ſeines ärmlichen Daſeins; und ich — ich bin ſelbſt im höchſten Glücke allein geſtanden, habe Niemanden gehabt, der mich geliebt hätte, habe nie ein Herz mein genannt, habe nie an dem Buſen eines wahren Freundes gelegen, ich war immer allein, ganz allein."

Holzer verſank in trauriges Schweigen, dieſer Gedanke erfaßte ſein Herz, und nach langer Zeit wieder einmal bemächtigte ſich ein wehmüthiges Gefühl ſeiner Bruſt. Aber nicht lange gab er demſelben Raum, es ſchien, als ob er ſich deſſelben ſchäme, und er ſuchte ſich ihm mit Gewalt zu entwinden. Er ſprang auf, und ſtürzte fort, ſeinen Weg durch Wald und Dickicht ſuchend.

Seinen Gedanken nachhängend, achtete er der Richtung des Weges nicht, und hatte sich bald verirrt. Ein zufällig getroffener Bauernbursche mußte ihm bis Melk als Leiter dienen; dort ließ er sich über die Donau setzen, und betrat sein Schloß Weiteneck, welches er von Herzog Albrecht zum Geschenk erhalten hatte.

Aber so wie der einen Abhang hinab laufende Mensch, einmal in Bewegung gekommen, sich nicht zu halten vermag, und unwillkürlich noch eine Weile der erhaltenen Geschwindigkeit folgen muß; eben so vermochte auch Wolfgang Holzer nicht in Weiteneck zu bleiben. Es litt ihn dort nicht, sein Verhängniß hatte ihn erfaßt, er mußte ihm folgen. Der Wahn, noch immer jenen Einfluß auf die Massen in Wien zu besitzen, der Gedanke sich durch eben diesen Einfluß dem Herzoge wieder aufzudringen, trieben ihn von hier fort. Als Hauer verkappt, von dreien seiner Knechte geleitet, bestieg er ein kleines Fahrzeug, und glitt auf den Wellen der Donau gen Nußdorf hinab.

Es ist Vormittag, am Ostermontage.

Vor den Hütten des genannten Dorfes stehen die Bewohner in reinlichen, aber armen Gewändern. Der Morgengottesdienst ist eben zu Ende. Die laue Luft kündet den herangebrochenen Frühling. Alles

lebt frisch auf, und heitert sich aus; man verläßt die Stuben, um außen der stärkenden Bergluft theilhaftig zu werden.

Einzelne Gruppen der Dorfbewohner unterhalten sich im freundlichen Gespräche. Eine derselben besteht aus drei Männer. Der Ansehnlichste von ihnen ist Jobst Zellhauer, der Bäcker von Nußdorf, die andern Beiden sind Weinzierl aus den nächsten Weingärten. Diese Drei haben kaum ein halbes Stündchen mit einander geplaudert, so nähert sich von der Stadt her ein vollbackiger, stämmiger Bursche, mit einem kurzen Genicke, aber zwei blühend rothen Wangen. Seine blaue Jacke, seine pelzverbrämte Gugel, und endlich das faltige Beingewand kündeten den Sonntagsstaat des Städters.

Die Nußdorfer grüßten den Angekommenen.

„Guten Festtag, Herr Jobst!" entgegnete der Bursche freundlich.

„Ei, willkommen Gilg Stößl!" entgegnete der Bäcker, „hätte Euch bald nicht mehr erkannt."

„Seid Ihr derselbige Gilg, welcher beim Metzger Mainhart am Eck bedienstet ist?" fragte der Aeltere der beiden Weinzierl.

„Ja, ich bin derselbige!" bestätigte Stößl.

„Seht, welch sonderbares Zusammentreffen," fuhr der Frühere fort, „kenn' Euch schon länger, aber nur

dem Namen nach, ich heiße Lorenz und hab' eine Schweſter, Evchen Weiz!"

„Potz Horn und Haut!" ſchrie Gilg freudig auf und machte einen gewaltigen Hopſer, „Ihr ſeid der Bruder meines Kernmädls? Alle Wetter! das iſt mir recht. Habt Ihr vielleicht einige Kälber, wenn ich zu Euch ins Gäu komme?"

„Ei, mein lieber künftiger Schwager," entgegnete der Gefragte, „bei mir kälbert ſich nichts; da haben die Kaiſerlichen und dann wieder die Herzoglichen den Kehraus gehalten, und wo ſolche Gäſte einſprechen, da bleibt ſelten eine Nachleſe übrig.

„Wahr geſprochen!" verſetzte der Bäcker, „wir auf dem Lande außen haben's am beſten empfunden; wir werden lange Zeit brauchen, bis wir wieder ins alte Geleiſe kommen."

„Geht bei uns auch nicht beſſer," verſetzte Gilg, „die Herren wiſſen nicht, was ſie wollen. Früher war ihnen der Kaiſer nicht recht, jetzt wollen ſie wieder dem Herzoge an's Leben; aus ſolchen Wirren kann kein Heil erſprießen, aber an dem Allen trägt nur Einer Schuld, der verdammte Holzer —"

„Wir haben die vorgeſtrige Geſchichte ſchon vernommen," meinte Lorenz.

„Nun ſeht, dieſer eine Schelm verdreht Hunderten die Köpfe, und Niemand weiß jetzt noch, was

er eigentlich gewollt hat. Doch was geh'n uns dieſe Streiche an!"

„Ja, Ihr habt Recht!" ſprach der Bruder Evchens, „reden wir von etwas Klügerem. Habt Ihr ſchon lange keine Nachricht von Eurer Liebſten?"

„Seitdem ſie mit der Freifrau aus Wien fortgezogen iſt; o die Schelmin! wenn ich ſie nur wieder zu Geſicht bekomme, ich werde ſie ſchon ein wenig in's Gleiche bringen — eine ſolche Nachläſſigkeit iſt unverzeihlich. Seht, künftiger Herr Schwager, ich habe das Mädl ſo lieb, ich könnte für ſie in's Waſſer gehen, und eben deshalb ärgert mich ihr Schweigen; doch, Herr Jobſt Zellhauer, Euch werden meine Herzensſachen wenig Freude machen, wißt Ihr, warum ich eigentlich heraus gekommen?"

„Nun, laßt hören!"

„Mein Meiſter will mit Euch einen großen Handel ſchließen, — er nimmt Euren ganzen Hörnervorrath; wie viel Stücke habt Ihr ſteh'n?"

„Ich glaube, es werden fünfzehn ſein."

„Grade recht, ſo viel bedürfen wir. Ich gehe mit Euch, die Waare zu beſehen."

Die beiden Weinzierl wollten ſich entfernen, aber Gilg Stößl rief: „Was? Ihr wollt uns verlaſſen? Was fällt Euch ein? Kommt mit, wo Fünfzehn

ſteh'n und Zwei hinein geh'n, da haben auch noch Zwei Raum genug. Doch halt, wer iſt das?"

Seine Aufmerkſamkeit lenkte ſich auf einen herankommenden Mann. Die Andern folgten Gilgs Blicken.

„Es iſt ein Weinzierl!"

„Ich glaube ihn zu kennen."

„Ja, ja, es iſt der Mathis Wolf."

„Was fällt Dir bei, der Mathis Wolf iſt viel größer."

„Ein Fremder iſt's."

Während die beiden Weinzierl dieſen kurzen Wortwechſel führten, wendete Gilg von dem Ankommenden kein Auge.

Dieſer blieb in einiger Entfernung ſtehen, winkte den Bäcker Zellhauer zu ſich, ſprach einige leiſe Worte mit ihm, worauf ſich Beide in das Haus begaben.

„Er iſt's!" rief jetzt Gilg Stößl aus, „bei meiner armen Seele, er iſt es, der Schelm, der Racker der Gaudieb; da hinein iſt er gegangen, da drinnen ſteckt er — wenn die Wiener es wüßten, doch halt — welch ein herrlicher Gedanke! Wenn ich — das wäre eine prächtige Gelegenheit — o, gnädiger Herr, ich habe die Angſt jenes Nachmittages noch nicht vergeſſen, wo ich bei der Plünderung der Kaiſerer feſtgenommen, mitgeſchleppt, und beinahe in das Gefängniß geworfen wurde; damals hab' ich Euch Ver-

geltung mit Wucherzinsen geschworen, und ich will mein Wort halten!“

Lorenz sah seinen künftigen Schwager staunend an, und wußte nicht, was er von dessen plötzlichem Eifer zu halten habe. „Ich verstehe kein Wort von Eurem Gerede!“ sprach er zu Gilg.

„Sollt mich gleich verstehen. Wißt Ihr, wer der Fremde ist, welcher mit Herrn Zellhauer in das Haus ging? Der flüchtige Wiener Bürgermeister ist's!“

„Was, der Holzer?“

„Ja, derselbige, und nun steht mir bei —“

„Was wollt Ihr beginnen?“

„Wir wollen das Land von einem Scheusal befreien, wir wollen ihn fahen, und dem Herzoge ausliefern.“

Der Antrag Gilgs fand kein ungeneigtes Ohr, denn für diesen Fang war ein hübscher Lohn zu erwarten. Man schritt rasch zur That. Noch einige bekannte Nußdorfer wurden mit ins Geheimniß gezogen, man schaffte Waffen herbei, versah sich mit Stricken, und suchte von rückwärts in Zellhauers Haus zu gelangen. Gilg Stößl war der Anführer und Leiter des Ueberfalls.

Der verkappte Holzer, nicht ahnend, welche Gefahr ihn bedrohe, sprach sehr dringend mit dem Bäcker.

Dieſen zählte er noch kurz früher zu den Seinen. Er wollte daher durch ihn einige ſeiner wärmſten Anhänger aus Wien nach Nußdorf beſcheiden, um den Stand in der Stadt genau zu erfahren, und mit den Städtern Pläne für die Zukunft zu faſſen. Aber Zellhauer war dem Antrage nicht geneigt. Die letzte Treuloſigkeit des Bürgermeiſters hatte ihm alle Herzen entfremdet; man fing endlich an einzuſehen, daß er ſeine Anhänger nur als Mittel benütze, um die eignen Pläne zu erreichen, ohne dabei nur die mindeſte Rückſicht auf das Wohl der Bürger und des Landes zu nehmen. Holzer bemühte ſich vergebens, dem Bäcker die Nothwendigkeit ſeines Begehrens begreiflich zu machen; im Eifer der Rede überhörte er ganz das Geräuſch der Herankommenden, und war daher wie vom Schlage gerührt, als plötzlich die bewaffneten Landleute in die Stube traten.

Die Gefahr des Augenblickes erfaſſend, bemeiſterte ſich Holzer augenblicklich, und wandte ſich mit erheuchelter Gleichgültigkeit an den Zellhauer, indem er ſprach: „Habt Ihr, werther Meiſter, mit dieſen Leuten zu unterhandeln, ſo will ich mich entfernen.“

„Thut nicht Noth,“ ſprach Gilg Stößl, „denn wir kommen zu Euch, und nicht zu dem Meiſter.“

„Und was wollt Ihr von mir?“

Gilg versetzte: „Was können Bewaffnete von einem flüchtigen Verräther wollen?“

Holzer kniff die Lippen zusammen. „Ich verstehe Euch nicht, Ihr irrt Euch,“ stammelte er.

„Ich irre mich nicht, Herr! Ich bin Gilg Stößl, Jakob Mainharts Knecht, ich kenne Euch zu gut, und Ihr, Ihr seid der gewesene Bürgermeister Holzer, jetzt mein Gefangener.“

„Du unterstehst Dich, Schurke?“ rief dieser dem Gäuknecht zu.

„Werft mit den Schurken nicht so herum, Herr Holzer!“ erwiederte Gilg, „es könnte einer davon auf Euch selbst zurück fallen.“

„Ihr habt mich verrathen!“ rief der Bedrohte dem Bäcker zu.

„Thut dem Meister kein Unrecht,“ nahm Gilg wieder das Wort, „ich — ich habe Euch auf der Straße erkannt, und den Ueberfall eingeleitet. Wäre Herr Zellhauer gesonnen, Euch beizustehen, so gälte die Gefahr ihm so gut als Euch. Und nun ergebt Euch!“ —

Holzer hatte nicht Zeit, seinen verborgenen Dolch hervorzuziehen, denn schon hatte sich ihm Gilg entgegen geworfen, und ihn umschlungen. Die Andern sprangen herbei. Der Widerstand war vergebens, der Bürgermeister wurde übermannt, gebunden und fortgeführt.

Die Strafe des Himmels hatte ſchon früher ihren Anfang genommen; nun ſollte auch die Schmach beginnen. — — — — —

— — — Eine Stunde ſpäter. — — — —

In den Straßen Wiens wimmelt es von Menſchen.

Welch eine Scene!

An der Spitze eines kleinen Häufleins ſchreitet Gilg Stößl, Mainharts Knecht; hinter ihm kommt ein kleiner Kreis von bewaffneten Landleuten, in deſſen Mitte ein Roß geführt wird. Auf dieſem ſitzt gebunden der flüchtige Bürgermeiſter — Wolfgang Holzer!

Seine Glieder hängen ſchlaff hinab, ſeine Züge ſind verſtört, ſeine Wangen todtenbleich. Bart und Haupthaar hängt wirr hinab, der Blick ruht düſter auf dem Knopf des Sattels.

Der Weg geht durchs Schottenthor gen die Burg.

Das Volk ſtrömt herbei.

„Haben ſie ihn endlich erhaſcht?"

„Gilg, Du bekommſt von mir einen Gulden für den köſtlichen Fang."

„Wie geht es, Herr Bürgermeiſter Judas?"

„Wolfgang! laß Dein Rößlein traben!"

„Da, haſt Du eine kleine Zehrung mit auf den Weg!“ — Der dies ſprach, warf mit Koth nach dem Gefangenen.

Mehrere wollten dem Beiſpiele folgen, allein eine Stimme ſchrie: „Laßt das, lieben Freunde, wir beſchmutzen ja unſeren Straßenkoth!“

„Deine Freunde im Biber- und Kärnerthurme harren ſchon auf Dich.“

„O Du garſtiger Schelm!“

„Du Fraiſer aller Fraiſer!“

„Du großer Ritter von der Krauſen.“

„Ja, ja, einen Böſen braucht man nicht zu ſuchen mit dem Licht, er ſelbſten an den Tag ſich bricht.“

Einer ſprang in den Kreis, riß heftig an dem Bart des Bürgermeiſters und johlte: „Die Katze läßt das Mauſen hart, drum reiß' ich aus Dir Deinen Bart!“

„Verräther — Schelm — Judas — Hund — Räuber!“ —

So ſchrie es von vielen Seiten und Enden, und unter ſolcher Begleitung langte Holzer in der Burg an.

In ſeinem Innern wüthete während dieſer ſchmachvollſten Scene ſeines Lebens der heftigſte Sturm. Solchen Empfang von Seiten des Volkes, deſſen Abgott er vor Kurzem noch geweſen, und noch immer zu ſein glaubte, hatte er nicht erwartet. Jeder Hohn,

jedes Wort ſchnitt wie ein ſcharfes Glas in ſeine Seele, die Mißhandlungen raubten ihm faſt das Bewußtſein, ſein Blick verglaste ſich, ſein Gehör verdumpfte, er hörte nur mehr ein wirres Schreien, Rufen, Johlen, ohne die Reden zu verſtehen; er ſah keine einzelnen Geſtalten mehr, denn die Tauſende verſchwanden zu einem chaotiſchen Ganzen vor ſeinem Blicke, er war faſt empfindungslos geworden.

Endlich wurde es immer ruhiger und ſtiller um ihn, ſein Auge klärte ſich auf, ſeine Ideen entwirrten ſich, er kam ganz zu ſich, blickte auf, und befand ſich in einem hohen Gemache. Ihm gegenüber ſtand mit zornfunkelndem Blicke — Herzog Albrecht.

Der Bürgermeiſter athmete leichter auf, ein Theil der Schmach war zu Ende, er ſtand dem Fürſten gegenüber. Holzer ſammelte ſich, und ertrug das minutenlange Anblitzen des Herzogs.

Die wilde Miene deſſen verrieth den Sturm, er brach los: „Elender Böſewicht! ſo ſtehſt Du Uns endlich gegenüber!“

Holzer antwortete nicht, ein finſterer Trotz ſprach aus ſeinen Augen.

„Antworte!“ fuhr der Herzog wild fort, und ſeine Unterlippe erzitterte vor Grimm und Wuth, „ſprich, wie haſt Du Uns gegenüber gehandelt? Wo-

her jene nie erhörte Verrätherei, die Du auserſonnen, um Uns zu ſtürzen?"

Jetzt nahm der Andere das Wort und ſprach: „Ihr ſcheltet mich, Herr Herzog, einen Elenden, einen Böſewicht, und doch, ſagt offen, wer zwiſchen uns hat des Böſen mehr gethan, Ihr oder ich? Legt die Hand an Euer Herz, und gebt mir offenen und wahren Beſcheid. Ihr, Herr Herzog, ſeid des Kaiſers leiblicher Bruder, ein Vater hat ihn und Euch gezeugt, eine Mutter hat ihn und Euch unter ihrem Herzen getragen, und wie, wie, frage ich, habt Ihr gegen ihn gehandelt? — Ich — ich bin nur ein Unterthan, ein Vaſall, ein Fremder, uns knüpfen nicht Bande des Blutes, meine Schuld ſteht gegen die Eure wie ein Zwerg neben einem Rieſen da. Und dann, auf weſſen Veranlaſſung, zu weſſen Nutzen geſchah dies Alles, was ich that? Wart Ihr es nicht, der mich bewogen und dazu gebracht, habt Ihr mir nicht getreulich beigeſtanden? Wem habe ich den Weg in die Burg ſeiner Ahnen gebahnt? Wen habe ich zum Herrn von Wien gemacht? — Euch, Herr Herzog — Ihr — Ihr wart mein Günſtling, und nun, nun, da ich mich von Euch wende, nun, da ich gefunden, daß ich mich arg in Euch getäuſcht, und meinen Fehler beſſern wollte: nun ſcheltet Ihr mich einen Elenden, einen Böſewicht!"

Der Herzog ſchäumte. Solche Worte hatte er noch nie anhören müſſen. Wie ein Wüthender ſchrie er: „Lotter — Schalk — Bube — ſolche Reden — Uns, dem Fürſten?!“

Holzer erwiederte kalt: „Meine früheren Worte enthalten mein ganzes Recht, denn ich weiß, von nun an wird man mich nicht mehr hören, ſondern nur verdammen. Ich habe geſprochen, und fürchte für die Zukunft nichts mehr.“

„Ja,“ rief Albrecht, „Du haſt genug geſprochen — ſchon zu viel — Wir aber wollen Dich lehren, die Zukunft zu fürchten. Wir wollen ein Loos über Dich verhängen, gräßlich, ſchrecklich, unerhört, wie es noch keinem Sterblichen zu Theil geworden. Wir wollen Unſern Geiſt anſtrengen, um für Dich eine Strafe zu erſinnen, eine Strafe, würdig Deines Vergehens, Deiner Verrätherei. Wolfgang Holzer, elender Knecht, den Wir ſo hoch gehoben, Du undankbare Schlange, die wir an Unſerem Buſen erwärmt und zum Leben gerufen — Du verkäuflicher Söldling, gedungener Mörder, — Wir wollen Dich ſchon zum offenen Bekenntniſſe bringen, Wir wollen Dich quälen, martern, recken, foltern, einen Blutstropfen nach dem andern aus dem verruchten Herzen ſickern laſſen — und noch nach Jahrhunderten ſoll man mit Schrecken und Entſetzen von Deinem Tode ſprechen.“

Der Herzog stürzte aus dem Gemache.

Wolfgang Holzer wurde in das Gefängniß gebracht. — — — — — — — — — — — — —

Es war Donnerstag am 14. Tage des Ostermonds.

Der gewesene Bürgermeister hatte bereits drei Abende im Kerker verlebt, derjenige, welcher eben jetzt herannahte, sollte der vierte werden.

Welch ein Bild!

Noch vor wenigen Tagen frei, hoch gestellt, kräftig, voll Thätigkeit, und nun gefangen im düsteren Kerker, gestürzt, matt, auf einem Strohlager ruhend: wer hätte in diesem Menschen noch den früheren Holzer erkannt?

Welch ein düsterer Aufenthalt in diesem engen, hohen Thurme! — Am Tage jene trübe, kühle Dämmerung, welche die Gegenstände kaum von einander unterscheiden läßt, und in der Nacht, o in der Nacht erst jene tiefe, starre, undurchdringliche Finsterniß, die sich wie eine dichte Binde um das Auge lagert; wer möchte in einem solchen Orte wohnen und nicht verzweifeln?

Der ehemalige Bürgermeister ruhte auf dem Lager, von Zeit zu Zeit stöhnte er auf, nur dadurch erkannte man die Gegenwart eines sterblichen Wesens, denn sonst war's finster — todtenstill.

Nach einiger Zeit hört man's vor der Thüre außen knarren, der Riegel klirrt, das Schloß geht auf, und ein Mann mit einer verdeckt gehaltenen Lampe, welche er erſt im Gefängniſſe enthüllt, tritt ein. Die Thüre hinter ihm ſchließt ſich wieder, er ſtellt die Lampe auf den Boden und nähert ſich dem Gefangenen.

„Herr Holzer!" begann er — doch der Angeredete unterbrach ihn, und rief freudig bewegt: „Biſt Du es wirklich? O mein Himmel! kaum hätte ich geglaubt, daß Du meine Bitte ſo ſchnell erfüllen würdeſt."

Es war — Heinrich Blumtaler.

Der Jüngling antwortete raſch: „So wie immer, habt Ihr mir auch diesmal Unrecht gethan. Euer an mich geſandter Bote hatte mir kaum Eure Lage und Euren Wunſch, mich noch einmal ſprechen zu wollen, mitgetheilt, ſo eilte ich auch ſchon ſchleunigſt hierher. Nur mit Mühe gelang es mir, von dem Kerkerwogt die Erlaubniß zu einer kurzen Zwieſprache mit Euch auszuwirken. Was wünſcht Ihr, Herr Holzer?"

Die letzte Frage geſchah in einem ſo rührenden Tone, daß der Gefangene erbebte, und ſeine zitternde Rechte dem jungen Manne entgegen ſtreckte: „Heinrich," bat er, „kannſt Du mir verzeihen?"

„Ich habe Euch nichts zu verzeihen, Herr Holzer; im Gegentheil, ich bin Euch verpflichtet, denn durch Euer hartnäckiges Schweigen habt Ihr mich zu einem Entschlusse gezwungen, dem ich das Glück meiner jetzigen Lage schon danke, und vielleicht auch noch jenes meines ganzen übrigen Lebens zu danken haben werde."

„Du beschuldigst mich noch immer eines hartnäckigen Schweigens? Solltest Du es noch nicht wissen, daß ich nicht reden durfte, daß ein mächtiger Wille meine Zunge in Fesseln legte? Nun aber, da Alles verloren, Alles unwiederbringlich verloren ist, nun will ich sprechen, nun will ich den Schleier lüften und Dir offenbaren —"

„Schweigt!" unterbrach ihn Blumtaler rasch, „sprecht nicht, ich mag es von Euch nicht hören, denn schon hat ein Anderer —"

„Wie, Du weißt?" —

„Ich weiß es fast gewiß aus seinem eigenen Munde."

„Wie? Er selbst, der Herzog —"

„Ja, er selbst. Doch nun genug davon. Mich drängt es nicht mehr, den Schleier ganz hinweg zu zerren, denn die Gewißheit würde mich nicht glücklich machen. O mein Himmel! welch' schöne Träume waren es, als ich mir meine unbekannten Eltern in

einem Bürgerhause dachte; fromm, friedlich und arm, so wähnte ich sie zu finden, so hoffte ich's, so hätt' es mich erfreut; ich wäre in ihre Hütte eingezogen, mein Fleiß hätte sie genährt, meine Sorgfalt sie beglückt; ich hätte sie umhaucht mit einem Kranz von Freuden, dessen Blüthen aus dem reinsten Kindesherzen gekeimt wären. Ja, Herr Holzer, meine Eltern zu erfreuen, zu beglücken, das hätte mich entzückt, hoch beseligt; aber so — so wie ich ahne, daß es ist — so — beim Himmel! — so mag ich's nicht wissen, so kann das Wiederfinden der Meinen mir kein Glück gewähren."

Holzer seufzte tief auf: „Recht, recht — er verdient es nicht, am Kindesherzen zu ruhen, der Wütherich — o sieh mich an, Heinrich, sieh mich an, wie mich seine Henkersknechte zermartert haben. Auf die Folter haben sie mich gespannt, sie haben mich gereckt und gepeinigt, aber ich hab' es ertragen, und doch nicht gesprochen, mitten in den gräßlichsten Qualen dachte ich mir den Augenblick, in welchem er über meine standhafte Verschwiegenheit wüthen und schäumen würde, und dieser Gedanke verlieh mir Kraft und Ausdauer. Doch nicht von mir, von Dir wollte ich ja sprechen. Ich habe Dich Jahre lang wie mein Kind, wie meinen Sohn gehalten, denn mir wurdest Du von Deinem Vater anvertraut, und ich mußte

für Dich haften und bürgen; daher meine Verwiegenheit, daher meine Angſt, als ich vernahm, Du wollteſt mein Haus verlaſſen, daher meine Verzweiflung, als Du Dich der kaiſerlichen Partei hinneigteſt, in welcher Du dem Vater feindlich gegenüber ſtehſt."

„Dies Alles, damals ſo unbegreiflich, wurde mir bei der Enthüllung des Geheimniſſes nur zu klar. O mein Himmel! welch ein unſeliger Stern waltet über mir! Ich, der früher mit ganzer Seele an dem Gedanken, meine Eltern zu finden, gehangen, ich fürchte jetzt den Augenblick, wo er zu mir ſprechen wird: Ich, ich bin Dein Vater! — Er, mein Vater, den ich fürchten muß und nicht lieben kann, ich ſein Kind, gebrandmarkt ſchon durch die Geburt: wer wird mir dieſen Flecken von der Stirn wiſchen, wer wird mir einen Namen geben? Denn den ſeinen kann und darf ich ja nimmer führen."

„Der Kaiſer, der Kaiſer vermag Alles!" entgegnete Holzer, „halte treu zu dem Kaiſer, und er wird Dein Glück gründen, aber bewahre auch das Geheimniß Deiner Geburt, denn es könnte Dir mächtige Feinde gebären, und Dein Lebensglück wär' zertrümmert."

„Das will ich, und deshalb meide ich auch in des Herzogs Nähe zu kommen, damit mir ja keine

Gewißheit werde, und jede fernere Erklärung unmöglich sei."

Kurzes Stillschweigen trat ein.

Blumtaler ergriff Holzers Hand und fragte: „Habt Ihr mir sonst nichts mehr zu künden?"

„Nichts. Was ich Dir bekannt geben wollte, weißt Du schon."

„Alles?" fragte Heinrich dringend.

„Alles," entgegnete Holzer.

„Und von meiner Mutter wißt Ihr mir nichts zu erzählen?"

„Nein, darüber blieb ich immer im Dunkeln. Ein Anderer hätte Dir wohl viel darüber sagen können, allein er weilt nicht mehr unter den Lebenden. Nur so viel weiß ich, daß Deine Mutter ein Fräulein aus edlem Hause gewesen, daß man Dich mit Gewalt von ihrer Seite gerissen, und daß sie Dich für todt hält. Ich glaube, es dürfte gewiß der Zeitpunkt kommen, in welchem Dir Dein Vater auch dieses Räthsel lösen wird."

Der eintretende Kerkerwogt mahnte den jungen Mann, daß die gestattete Frist verstrichen, und daß der Augenblick der Entfernung gekommen sei.

Heinrichs Brust wurde von tiefer Theilnahme bewegt; der Gedanke, daß er diesen Mann, in dessen Nähe er so lange geweilt, im Leben wahrscheinlich

nimmer sehen würde, dieser Gedanke erfüllte ihn mit einem Gefühle, welches fast dem Weh glich. So lange dieser Mann von der Sonne des Glückes umfunkelt ihm gegenüber stand, vermochte er nie ein Herz zu ihm zu fassen, so lange er ihn mitten in dem Gewirre von Umtrieben beschäftigt sah, wandte sich sein Auge mit Ekel von ihm; allein nun in diesem Augenblicke, hier auf dem Strohlager, im Gefängnisse, mit zermarterten Gliedern, nun da ein zwar gerechtes, aber dennoch gräßliches Verhängniß ihn erreicht hatte, nun schmolz der Widerwille des edlen Herzens, und warme Theilnahme erfüllte es.

„Herr Holzer," sprach er mit Rührung, „kann für Euch noch Etwas geschehen?"

Der ehemalige Bürgermeister schüttelte verneinend das Haupt, und antwortete: „Nichts — nichts — ich bin verloren — rettungslos verloren!"

Heinrich reichte ihm schweigend die Hand, er faßte und drückte sie.

„Lebe wohl, Blumtaler," flüsterte er, „sieh, wahrhaftig, ich hätte nicht gewähnt, daß der Abschied von einem Menschen mich noch so erfassen könne. Ich, der unter Folterschmerzen keinen Wehruf ausstieß, dem die unmenschlichsten Qualen keine Thräne erpressen konnten, mir wäre jetzt bald das Auge feucht geworden. Aber 's ist nichts, es war nur ein Augen-

blick, wo man dem Weibe näher iſt, als dem Manne. — Leb' wohl, Heinrich — der Himmel mache Dich glücklich, ſo glücklich, als Du es verdienſt." —

Blumtaler ſchied traurig.

Holzer blieb allein.

„Ob für mich nichts mehr geſchehen könne," wiederholte er, nach einer Weile leiſe: „das waren Heinrichs letzte Worte; o es könnte wohl, allein es wird nicht — jene, für die ich zuletzt thätig war, können nicht, und die Andern wollen nicht. Mir könnte nur Eines helfen, das Volk, und dieſes hat ſich von mir gewendet, iſt mir treulos; mir kann nicht geholfen werden. So geht alſo das Leben zu Ende, ich ſtehe an der Grenze meiner irdiſchen Bahn; der ſtolze Gedanke, daß ich ſo plötzlich, mit einem Male nicht fallen könne, iſt zur Lüge geworden, er war Täuſchung, ſo wie alles Andere, das ich errungen, oder nach dem ich geſchmachtet; er war Täuſchung, ſo wie mein ganzes Leben ein Wahn! — Warum hab' ich mich auch hineingedrängt in jenes gefährliche Treiben zwiſchen jenen unſeligen Haß zweier Fürſtenbrüder? Wie zwei mächtige Steine treiben ſie ſich im wirbelnden Kreiſe, beide gleich feſt, beide gleich hart; ſie ſelbſt ſchaden ſich nicht, aber weh dem Korn, welches dazwiſchen hineinfällt! Und ich war dieſes Korn, ich wurde zerrieben, zermalmt! — Ich weiß

nicht, was es iſt, aber zentnerſchwere Laſt preßt heute meine Bruſt, wie eine düſtere Wolke durchzieht es mein Gemüth, mir iſt's ſo bang, ſo weh, wie noch nie, es erfaßt mich eine unheilvolle Ahnung, als ob dies die letzte Nacht meines Lebens wäre. Heiliger Himmel! — die letzte ſchon — und ich — ich habe vergeſſen, daß der Weg ſo lang, daß das Ziel die Ewigkeit iſt! — Die letzte Nacht, nein, nein! Das wäre zu gräßlich, dies kann nicht die letzte Nacht ſein, ich bin ja allein — allein — und Niemand iſt da — dem ich — horch — die Thurmuhr — wahrhaftig — zwölf dumpfe Schläge — Mitternacht — die letzte Mitternacht — und ich habe Niemanden — Heinrich — ſonſt Niemanden? — Halt, meine Mutter — o meine arme, vergeſſene Mutter — Du grauſame Unheilbotin — Mutter, haſt auch Du mich verlaſſen?" —

Die Gefängnißthüre ging auf, eine Frauengeſtalt ſchritt herein; es war dieſelbe Matrone, welche dem ehemaligen Hubmeiſter an den Ufern der Wien entgegen getreten war; es war dieſelbe Matrone, welche dem neuerwählten Bürgermeiſter ſo gräßliches Unheil verkündet hatte; ebenſo wie damals ſtand ſie jetzt dem Gefallenen gegenüber, den Stab abwehrend vor ſich hingehalten, und mit eben derſelben tiefen, markerſchütternden Stimme, wie damals, ſprach ſie:

„Bleibe ruhig, bleibe fern von mir, wenn Du mich nicht vertreiben willſt; Du nennſt mich Deine Mutter, ich aber nenne Dich nicht mehr meinen Sohn, denn ich habe Dich verſtoßen, habe Dich aus meinem Herzen geriſſen, ſo wie man eine faule Frucht vom Aſte ſchüttelt; ich habe Dich verflucht!“

„Weh mir!“ kreiſchte Holzer auf, und die Eiſigkalte fuhr fort: „So habe ich Dir zugerufen, und Du Unwürdiger haſt mich nicht hören wollen; nun iſt's zu ſpät, Dir iſt nicht mehr zu helfen, nun windeſt Du Dich vergebens auf dem Lager, Du biſt verloren!“

Holzer wollte ſich aufraffen, aber er vermochte es nicht, ſein Odem war kurz, er ſtützte ſich mit den ſchwankenden Händen auf das Lager und blieb in ſitzender Stellung.

Die Matrone fuhr fort: „Doch ich bin nicht gekommen, Dir dieſe Stunden zu verbittern, denn wiſſe, es ſind die letzten —“

„Die letzten?“ ſchrie Holzer auf.

„Ja, die letzten! Ich will Dir einen Dienſt erweiſen. Du haſt ſelbſt geſprochen, der Weg ſei weit, das Ziel die Ewigkeit, ich will Dir die Laſt erleichtern, jene Laſt, welche mit Rieſenwucht Dein Herz preßt. Schußel Spüler! ſei wahr, offen, nimm keine Lüge mit, denn Lügen drücken ſchwer;

bekenne — bekenne — Du haſt Dich durch Trug und Liſt in Kreiſe gedrängt, für die Du nicht beſtimmt warſt."

„Ja, das hab' ich!"

„Du haſt, von falſchem Ehrgeiz geleitet, nach Würden und Aemtern getrachtet, und ſchlechte Mittel angewendet, Deine Wünſche zu erreichen."

„Ja, ich hab' es!"

„Du haſt die Gemüther friedlicher Bürger unzufrieden gemacht, ſie aufgewiegelt, aufgeſtachelt, bis ſie gegen ihren rechtmäßigen Fürſten in offene Empörung ausbrachen."

„Ja, auch das!"

„Du haſt den Haß zweier Brüder noch heller auflodern gemacht, haſt Blutvergießen herbeigeführt, haſt friedliche Bürger plündern laſſen, haſt Dich mit fremdem Gute bereichert —"

„Allmächtiger! — ja, ja, dies that ich!"

„Du haſt über ein Land, über Dein Vaterland, den Krieg herauf beſchworen."

„Weh mir, auch das!" —

„Du haſt den ungerechten Anſprüchen eines ſündigen Fürſten gedient, und am Ende ihn ſelbſt wieder verrathen — 6000 Gulden war der Preis des Bubenſtückes — Du haſt alſo, um Deinem Handeln

die Krone aufzuſetzen, einen Verrath im Verrathe geübt."

„Heiliger Himmel! — ja — ich hab' es!"

„Bei Dir war jeder Hauch eine Lüge, jede Bewegung ein Vergehen, jeder Schritt eine Sünde! — Unruhſtiftend, von Liſt und Trug umgeben, von Falſchheit und Habſucht gefolgt, ſo legteſt Du Deine Bahn zurück; Du biſt ein Dieb, ein Brandſtifter, ein Mörder, ein Räuber — Du biſt ein Verräther, ein Ungethüm in der Geſtalt eines Menſchen."

„Mutter!" heulte Holzer auf.

„Bleibe ruhig, Elender! wenn Du nicht willſt, daß ich von Dir gehe. Du haſt geklagt, daß Du allein ſeieſt, Du haſt mich herbei gewünſcht, und nun, da ich gekommen, willſt Du mein Wort nicht hören. Oder willſt Du die letzten Stunden, ſo wie Dein ganzes übriges Leben, in Lüge verbringen?"

„Nein, nein, ich will es nicht, ich habe ja bekannt."

„Damit haſt Du nur Dir gedient und Deine Bruſt erleichtert, und nun vernimm noch einen Rath, den letzten, den ich Dir gebe. Du wirſt morgen öffentlich den Tod erleiden; verbring' dieſe Nacht, die letzte, in Reue, und bekenne vor Deinem Tode dem ganzen Volke gegenüber Dein Unrecht; leide ergeben, was der Wille des Himmels über Dich verhängt,

und gehe nicht halsſtarrig ein zum ewigen Gericht. Ich ſcheide —"

„Noch nicht!" kreiſchte der Gefangene. „Mutter! nur einen Augenblick noch verweilt — bei dem ewigen Heil meines Vaters beſchwöre ich Euch, verweilt nur noch einen Augenblick!"

Die Matrone, welche ſich ſchon zum Abgehen gewendet hatte, blieb ſtehen, ſie kehrte ihm wieder ihr bleiches Antlitz zu, und ſprach: „Was willſt Du noch? — Rede!"

„Mutter!" fuhr der Unglückliche flehend fort, „erhört mich, eine Frage, eine Bitte. In den drei wichtigſten Augenblicken meines Lebens ſeid Ihr mir entgegen getreten, einmal ermahnend, dann mich verfluchend, und jetzt mich tröſtend. Nehmt meinen Dank, meinen kindlichſten Dank dafür. Doch Eines, Eines ſagt mir nur: ich weiß nicht, wie es kommt, daß Ihr lebt, denn in der Heimath ſagt man, Ihr wäret vor Jahren geſtorben, und doch ſteht Ihr leibhaftig vor mir, gleich einem Weſen, dieſer Welt angehörend."

„Ich hab' es Dir ſchon geſagt: ich bin todt, aber nur für Dich."

„Welch ein Räthſel! Mutter — laßt mich Euch berühren, Eure Hand an meine Lippen drücken."

„Wag' es nicht."

„Ihr ſeid alſo kein lebendes Weſen?"

„Du irrſt, ich lebe!“

„Hier? Unter uns, unter Menſchen?“

„Morgen Vormittags um die elfte Stunde wird der Schleier von Deinen Augen ſinken, und Du wirſt die Wahrheit erkennen!“

Langſamen Schrittes verließ ſie nach dieſer Verkündigung das Gefängniß.

Wolfgang Holzer war wieder allein.

Die Nacht rauſchte mit ihren Geiſtesſchwingen, und ſchwand langſam von dannen.

Um den Gefangenen herrſchte Grabesſchweigen, aber in ihm tönte noch lange fort die anklagende innere Stimme. — — — —

— — Ein blutiger Morgen zog herauf.

Ein Morgen, ſo blutig, als ihn immer ein Fürſt, wie Herzog Albrecht VI., heraufbeſchwören kann.

Es war am fünfzehnten Tage des Oſtermonats, an einem Freitage.

Eine Menge Volkes ſtrömte herbei, denn auf dem Hof waren die Galgenzimmerleute bereits ſeit Mitternacht mit der Aufführung eines Gerüſtes beſchäftiget, welches zur Richtſtätte dienen ſollte.

Die Wiener hatten ein Schauſpiel zu erwarten, ſo gräulich, wie noch keines innerhalb ihrer Mauern ſtattgefunden.

Die Feder sträubt sich, es zu beschreiben; wir würden es nur oberflächlich erwähnen, fände nicht in demselben eine unserer Hauptpersonen ihr Ende; drum müssen wir der Wahrheit der Geschichte folgen, wir können, wir dürfen sie nicht verhehlen; aber wir wollen ein Mittel benutzen, das uns geboten ist, wir wollen mildern; — statt zu beschreiben, wollen wir die Thatsachen nur einfach erzählen; es wäre zu gräßlich, solche Scenen auch noch ausmalen zu müssen.

Die Geschichte aber, die treue, unbestechliche Begleiterin der Fürsten, hat diesem blutigen Bilde ein Blatt gegönnt, und dieses Blatt wird noch nach Jahrtausenden von der zügellosen Gier eines Mannes zeugen, den das Geschick an der Wiege schon so hoch gestellt, der sich aber selbst so tief erniedrigt hat.

Einen schlechten Menschen ereilte zwar bei diesem Gerichte der Lohn seines schlechten Handelns, aber die Art und Weise, wie dies geschah, bleibt doch immer so empörend, so unmenschlich, daß man den Namen des Richters nur mit Abscheu nennen kann.

Kaiser Maximilian, der Sohn Friedrichs, pflegte, so oft von seinem Ahn, dem ersten Habsburger, die Rede war, stets sein Barett vom Haupte zu ziehen und sich zu verneigen; wenn sein Gedächtniß auf Friedrich den Schönen geleitet wurde,

ſo füllten Thränen das ſanfte, blaue Auge; aber wehe dem, der es gewagt hätte, in ſeiner Gegenwart den Namen ſeines Ohms, Albrecht des Sechſten, zu nennen; für ihn war Albrecht ein fremder Tropfen im habsburgiſchen Blute!

Doch nun raſch zu den Gräueln; wir können uns ihrer nicht erwehren, alſo dran und drauf, flüchtig darüber hinweg, ſo wie ein ſcheues Wild über einen bodenloſen Moorgrund! — — — — — —

Es iſt acht Uhr Morgens. — Die Sonne iſt raſch aufgeſtiegen. — Ein blutiges Licht auf ein blutiges Bild!

Ein hoher, ſchwarzer Wagen hält vor dem Schergenhauſe in der Wipplingerſtraße.

Die Verurtheilten beſteigen ihn.

Dieſe ſind: der Hauptmann Auguſtin Triſtam, die Bürger Oswald Reicholf, Sebaſtian Ziegelhauſer, Hanns Burghauſer, Jörg Hollabeck, Hanns Oedenacker und Wolfgang Holzer.

Alſo ſieben Opfer, theils ſchuldige, theils unſchuldige; denn Einige von ihnen waren von je des Holzer erbittertſte Feinde.

Der Wagen, von Söldnern umgeben, ſetzte ſich gen den hohen Markt in Bewegung. Straße, Platz, Fenſter, Dächer waren mit Menſchen beſäet. Unter der Schranne hielt der Zug.

Ein Trommetenſtoß gebietet Stille, darauf ertönt der Ruf: „Es möge Niemand die armen Sünder mit Worten ängſtigen!“

Dann war es ſtill.

Auguſtin Triſtam mußte vom Wagen ſteigen, einige Minuten ſpäter, und — er war enthauptet.

Nun ſetzte ſich der Zug von Neuem in Bewegung. Es ging gen den Hof zu. Die noch übrigen ſechs Opfer ſahen ſich an. Das war ein böſes Zeichen.

Der Hof iſt ein ſchöner geräumiger Platz, das Gerüſte prangte wie ein würdiges Denkmal des Herzogs in deſſen Mitte. Auch hier ſind alle Räume beſetzt.

Manches Herz pocht, aber mancher Sinn ſtrebt jetzt ſchon nach den Würden und Reichthümern der Opfer.

Auf dem Gerüſte ſtand der Hucher*) mit ſeinen Gehülfen. — Schragen, Meſſer, Haken, Seile, Alles war in Bereitſchaft. Ein viel grauſamerer Tod war für die Bürger beſtimmt.

Als die Verurtheilten dies gewahrten, erbleichten ſie. Oswald Reicholf und Ziegelhauſer rangen die Hände, und wandten ſich, um Erbarmen flehend, an die Menge.

Es fruchtete.

Einige aus der Gemeinde eilten zum Herzoge,

*) So hieß damals der Nachrichter.

daß er die Gefangenen zum Schwert begnadigen möge. Mit der Vollſtreckung des Urtheiles wurde indeſſen inne gehalten.

Entſetzliche Stille, verzweiflungsvolle Erwartung!

Der Herzog mußte nachgeben, wollte er nicht Tauſende gegen ſich empören.

Die Abgeſandten kamen zurück. Der Vollzug des Bluturtheils begann. Die Uebrigen bis auf Holzer wurden der Ordnung nach enthauptet.

Nun kam auch an den ehemaligen Bürgermeiſter die Reihe.

Er wollte ſich zum Schwertſtreich fertig machen, allein der Henker wies auf den Schragen.

„Was machſt Du da?“ fragte der Verurtheilte.

Der Andere antwortete: „Herr, Ihr müßt anders dran, Ihr ſeid von der Begnadigung des Herzogs ausgeſchloſſen. Der Spruch begehrt, Euch das falſche Herz aus dem Leibe zu reißen und die vier Theile Eures Leibes an die Straßen zu ſtecken für die Vögel des Himmels!“

Ein Schrei des Entſetzens rang ſich aus Holzers Bruſt — ringsum Todtenſtille — Holzer behauptete ſeine frühere Standhaftigkeit wieder, und ſprach laut zum Volke: „Ja, ich hab' es verſchuldet, an dem Kaiſer, meinem rechten Herrn, den ich verrathen und gern vertrieben hätte. Aber an dem Her-

zoge habe ich einen solch' gräulichen Tod nicht verdient, ich ergebe mich ihm aber als ein reuiger Christ, und gedenke an den Tod des Erlösers auf dem Kreuze, den wir heute vor acht Tagen gefeiert haben."

Nach diesen Worten murmelte er leise: „Mutter! ich habe mein Versprechen erfüllt!"

Abermalige Todtenstille.

Holzer liegt auf dem Schragen.

Der Henker beginnt sein gräßliches Amt.

Kein Wehruf — kein Geschrei wird gehört — Holzer bezwingt seine Pein.

„Mutter — Gottesmutter — Mutter!" murmelte er immer in sich hinein.

Keine Ohnmacht raubt ihm die Sinne — er ist seines ganzen Bewußtseins fähig — welche Lebenskraft! — er erhebt noch das Haupt, um sein zuckendes Herz zu schauen.

„Mutter!" — haucht er, „Mutter, ich komme — zu Dir!"

Dann sinkt er zurück.

Die gräßliche Verkündigung ist in Erfüllung gegangen, er hat sein eigenes zuckendes Herz gesehen.

Es schlägt elf Uhr.

Holzer ist todt!

Das Räthsel ist gelöst.

Sechste Abtheilung.

Neuntes Capitel.

Der Frühling war mit ganzer Gewalt hereingebrochen; der holde, wonnige, ſüße Frühling herrſchte auf der einen, und Herzog Albrecht auf der andern Seite; Du mein Himmel! der Frühling und Herzog Albrecht, welche zwei himmelweit von einander verſchiedene Weſen! Jener ſchaffend, neu gebärend und belebend, und dieſer vernichtend und vertilgend; ich glaube, hätte der Frühling ſeine Reize vertauſendfachen können, Herzog Albrecht würde ſie vergeſſen gemacht haben; hätte der Frühling ſeine Schöpferkraft verhundertfältiget, Herzog Albrecht hätte Alles verſchlungen. O, es war ein gewaltiger Herr, der ſich nannte den Sechſten ſeines Namens!!

Mit dem Blutbad vom fünfzehnten April war der Anfang gemacht. Die Bahn war gebrochen, und der Weg der Gewalt neuerdings betreten. Der Vorfall mit Holzer mußte gehörig ausgebeutet werden, das heißt, er mußte Gold tragen.

Augenblicklich waren einige Verschwörungen entdeckt, und sonderbarer Weise waren nur die reichsten Bürger Theilnehmer derselben. Friedrich Ebner, der würdige Nachfolger Holzers im Amte des Bürgermeisters, leistete dem Fürsten allen möglichen Vorschub. Sechs Bürger, unter welchen sich auch der ehemalige Bürgermeister Christian Brenner befand, wurden festgenommen, zu einer Strafe von 2000 Gulden verurtheilt, und nachdem sie diese geleistet, auf eine kurze Frist heimgelassen. Bald aber wurden sie, eines neuen Verbrechens beschuldigt, abermals ins Gefängniß geworfen; man schreckte sie mit einem dem Tode des Holzer ähnlichen Ende, und zwang ihnen auf solche Weise eine Lösesumme von 25,000 Gulden ab. Nach Böcklabruck verbannt, mußten sie dann, bevor sie Wien verließen, sich in einer Schrift der Strafe schuldig bekennen, und bezeugen, daß sie ihr Leben nur der Güte und Gnade des Herzogs verdankten. Auf dieselbe Weise mußten sich auch andere Bürger mit 19,000 Gulden lösen. Viele entgingen der Schmach durch die Flucht, sie ließen Haus und Hof zurück, und suchten nur ihre Freiheit, ihr Leben zu retten. Auch Frauen und Priester wurden nicht geschont, denn die zügellose Willkür ging mit der erfindungsreichsten Grausamkeit Hand in Hand. Welch ein Leben unter solchen Wirren in Wien.

Ob arm oder reich, groß oder klein, wer nur Etwas beſaß, war nicht gewiß, ob er nicht morgen in der Schergenſtube ſitzen und, von irgend Jemand als Verräther bezeichnet, ſein Habe und ſein Leben bedroht ſehen würde. Der Herzog ſandte ſeine Späher bis in die Trink- und Badeſtuben; das Mißtrauen drang dadurch in alle Häuſer, ja ſogar in die Wohnungen von Verwandten, ſo daß ſich Keiner vor dem Andern ſicher wähnte. Albrecht ſchien unerſättlich, denn abgeſehen von den Steuern und Hulden, die in Wien allein die damals ungeheuere Summe von 300,000 Gulden betrugen*), ließ er auch noch Keller und Gewölbe durchſuchen, und was er an Waaren und Kaufmannsgütern vorfand, in Beſchlag nehmen.

Als die Wiener dieſe unerſättliche Habgier, dieſen bodenloſen Fürſtenſäckel, dieſe unerhörte Willkür, dieſen Druck ſo mächtig wie noch nie empfanden: da fingen ſie doch an, ſich zu geſtehen, daß ſie ſich unter dem Kaiſer eines viel milderen Regiments zu erfreuen hatten, und daß ſie durch ihr Handeln an Friedrich ſich die Strafe des Himmels zugezogen, welcher

*) Von jedem Kopfe einen Groſchen — von jedem Hauſe einen Gulden — von jedem Joch liegenden Grundſtückes einen Gulden — u. ſ. w.

ihnen, um sie für ihren Uebermuth und Ungehorsam zu züchtigen, einen solchen Fürsten gesandt hatte.

Michel Beheim erzählt bei dieser Gelegenheit die alte Fabel von den Fröschen in seiner einfachen Weise wie folgt:

Das Exempel von den Fröschen steht hier geschrieben.

Den Wienern ist geschehen, gleich
Als den Fröschen in einem Teich.
Da die zuerst geschaffen war'n,
Wart ihn' zu einem Kün'g erkarn
Ein Block, schwamm in dem Wasser
Auf und nieder, fürpasser.

Und die Frösch saßen oft darauf,
Wenn sie wollten, mit ganzen Hauf'.
Da das eine Weile ward gethan,
Da fingen sie ein Anders an,
Und suchten in den Räthen,
Wie sie den Dingen thäten,

Daß sie hätten ein'n andern Kün'g,
Der sie paß regiert und zwing',
Weil dieser Kün'g wär ihn' für nicht,
Sein Regiment wär gar entwicht,
Wann ihm Niemand gehorchte,
Auf ihn hätt' man kein Forchte!

Den Fröschen ward für diesen Blach
Ein andrer Kün'g geben darnach,

Der hätt zwei rothe Höslein an,
Auf hohen Beinen war er gahn,
Und einen langen Kragen
Den sah man hoch aufragen.

Ein' rothen Schnabel scharf und lang,
Bei dem Wasser war gern sein Gang.
Die Frösch mußten sich schmiegen fast,
Weil ihn'n viel großer Ueberlast
Derselbe Kün'g war warchen,
Man nennet ihn den Starchen.

Ein'n nach dem Andern er auf zikt,
Un in seinen Kragen verschlikt.
Und da sprachen die Frösch: „Ho, ho,
Wie haben wir gewellt also!
Wann bei der ersten Kunig
Waren wir friedsam und sunnig.

Aber bei diesem haben wir nit
Auf kein' Stund Sicherheit und Fried.
Wir wüßten keines Kummers tal
Daß uns gewesen ist so wahl.
Es ist wohl ein Gehösche!"
So sprachen die Frösche.

Desgleichen thäten die Wiener dumm,
Weil der Kaiser war ihn'n zu frumm
Und zu gütig in aller Sach.
Sie wußten nit, daß ihn'n geschach
So gütlich bei dem Kaiser
Die Fraiser aller Fraiser.

Der frumm Kaiser war in Verschmächt
Für den, Namens Herzog Albrecht,

Der konnt wohl mit ihn'n ume gah'n!
Ihn'n iſt recht geſchehen daran,
Den Böſ'n und mit den Frummen
Ihr Meiſter. — der iſt kummen! —

Dieſe Wirrniſſe währten nicht nur in Wien fort, auch außerhalb der Stadt ging es kunter bunter genug her. Die Umgegend der Reichsſtadt war der Schauplatz verheerender Scenen. Kaiſer Friedrich konnte die Schmach der Belagerung nie vergeſſen; er war gegen die Wiener noch immer zu erbittert. Nun, da ſein Plan mit Holzer fehlgeſchlagen, ſann er wieder auf einen andern, um den feindlichen Bruder zu ſtürzen, und ſchritt auch bald zu deſſen Ausführung; nebſtbei aber befahl er ſeinen Hauptleuten, die Hauptſtadt mit Schanzen und feſten Schlöſſern zu umzingeln, dieſe mit Söldnern zu bemannen, und dann ununterbrochen Ausfälle in die benachbarte Gegend zu unternehmen. Der Krieg dauerte alſo fort; Wien lag wie ein gehetztes Wild da, das bald von dem einen bald von dem andern der in der Runde liegenden Schlöſſerkette geneckt, angefallen und mißhandelt wurde. — — — — —

— — — — — — Gegen die Thore Wiens ſchreitet ein Mann.

Er wirft einen ſchwermüthigen Blick auf die vor ihm liegende Stadt und ſpricht: „So kehre ich

also wieder zu dir zurück; ich hab' es ja gewußt, daß es so kommen würde; ich bin nicht lange weg geblieben, aber schon während dieser kurzen Frist hast du der Gräuel genug erfahren; armes Wien! Du verlockte Stadt, die jetzt schmachten muß unter der eisernen Zuchtruthe eines eigenwilligen Herrn. Nichts ist mir fremd geblieben von dem, was Du erlebt, ich habe die Geschichte Deiner Tage erfahren und aufgezeichnet, ich will, so wie vieles Andere, auch diese Schmach zur Kenntniß der Nachwelt bringen. So wie ich vor Monaten deine Mauern verlassen, so ziehe ich jetzt wieder in dieselben ein, arm und schutzlos, nichts habend, nichts bei mir tragend, als mein dürftig Kind, mein fehlerhaftes Werk, welches mir aber deshalb doch so lieb und theuer ist, als ob es das beste, das gelungenste wäre; mein Himmel! jedem Vater ist sein eigen Kind, wenn es auch zwergig und verkrüppelt ist, doch das liebste; so auch du mir, mein Buch von den Wienern! — Doch nun rasch hinein, die Aufträge der Herrin vollzogen! Ich will sehen, was mir das Geschick dieses Mal in Wien bescheert!"

Mit diesen an sich selbst gerichteten Worten zog Michel Beheim, der kaiserliche Poet, abermals in die Stadt ein. Rasch, mit Zuversicht in seiner stets eigenthümlichen Haltung, durchschritt er die Straßen.

Die Vorübergehenden ſahen ihn an, blieben ſtehen, blickten ihm nach, ſchüttelten den Kopf, und gingen dann ihres Weges weiter. Manche liſpelten einander einige Worte zu, Andere maulten wieder vor ſich hin, aber Beheim ſchien dies nicht zu beachten, ſondern ſchritt ſeines Weges gleichmüthig dahin.

Der Poet ließ eben eine Gruppe von Bürgern hinter ſich, die ihm verwundert nachſchauten.

„Da habt Ihr ihn," begann der Eine nach einer Weile, „ich will des Holzers ſein, wenn dies nicht jener Reimſchmied iſt."

„Ich halte ganz zu Euch," erwiederte ein Zweiter, „es iſt derſelbe Hofſchlingel —"

„Ddch nicht der Schelm, der uns Wienern —"

„Ja, ja, der Nämliche, der das Schandbuch ſchreibt."

„Daß ihm die Finger verkrummen mögen!"

„Was nützt dies? Er läßt es einen Anderen ſchreiben."

„So ſoll ſein Hirn verdummen!"

„Thut auch nichts, er ſchreibt doch; Ihr kennt ſolche Narren nicht; wer einmal auf's Dichten verſeſſen iſt, der ſchmiedet fort, und wenn er kein korngroß Hirn mehr im Schädel hat; die Katze läßt das Mauſen nicht, der Reimer auch im Grabe dicht't."

„Was mag der Schelm in Wien wollen?"

„Wie könnt Ihr nur fragen? Er kommt her,

um unſer Thun zu belauſchen, und uns dann in ſeinem Buche herab zu läſtern."

„Das iſt möglich, allein ich glaub' es nicht, denn hierzu braucht er nicht hier zu ſein, und dann würde er in dieſem Falle nicht ſo frei und offen einher ſchreiten."

„Hört mir nur mit den Poeten auf, die haben eine kecke Stirn, und abſonderlich der Beheim, der iſt Schande und Spott gewohnt, und iſt kein heuriger Haſe mehr."

„Ihr ſeid dem Manne nicht grün. Ihr mögt darum ſagen, was Euch beliebt, ich bleibe bei meinem Wort, der Poet iſt um wichtiger Urſache willen nach Wien gekommen!"

„Was mag es aber nur ſein?"

„Vielleicht vom Hofe aus geſandt?"

„Sehr möglich!"

„Der Herzog befindet ſich ja aber derweilen in Salzburg!"

„Ganz recht; aber muß er denn gerade zum Herzoge? Es giebt ja auch Andere, mit denen man unterhandeln kann."

Während ſich die Bürger vergebens bemühten, die Urſache von Beheims Ankunft in Wien ausfindig zu machen, hatte dieſer die Straße im Rücken, und befand ſich bereits im Innern der Burg.

In einem der Gemächer derselben saß eine hohe, stattliche Dame; ihr schönes Haupt lehnte sinnend auf der niedlichen Hand, und diese war auf einen Tisch gestützt, dessen Decke, mit buntfarbiger Holzmosaik belegt, den italischen Ursprung verrieth. Die Dame selbst prangte in karmoisinrothem Sammet, das Faltengewand floß malerisch von beiden Seiten des hochlehnigen Stuhles hinab, und bot solcher Weise dem beschauenden Auge das reizendste Bild dar. Das schwarze Haar der Dame war in breite Flechten gewunden, welche sich am Rande der hohen Stirn kronenartig um das Haupt zogen.

Das Nachdenken der Dame wurde durch einen eintretenden Diener gestört, welcher einen Boten vom kaiserlichen Hofe aus Wiener-Neustadt meldete.

Die Gebieterin winkte gütig, und in einigen Augenblicken trat Michel Beheim ein; erstand der Frau Markgräfin Katharina von Baden, der Schwester der feindlichen Brüder, gegenüber.

Der Sänger verneigte sich und schritt näher; die Dame nickte mit dem schönen Haupte, reichte dem Gesandten die Hand zum Kusse und sprach: „Willkommen, Michel Beheim!“

„Der bin ich, gnädige Frau.“

„Wir kennen uns ja schon lange.“

„Es muß doch nicht so lange her sein, gnädige Frau.“

„Wie meint Ihr dies?“

„Mir däucht es fast, als ob noch immer derselbe Lenz nicht verflossen wäre, denn Ihr, gnädige Frau! blüht noch immer so rosig, so reizend wie damals.“

Katharina drohte lächelnd, und sprach nicht ohne Ernst: „Beheim, der unbekannte Grund Eures Erscheinens flößt mir im Voraus Mißtrauen ein, weil Ihr mich bestechen wollt.“

„Wir Sänger schmeicheln nicht!“

„Niemand mehr als gerade die Poeten; in ihrer Phantasie vergessen sie immer die Wirklichkeit; und sonderbar, man weiß, daß sie erfinden, daß ihre Dichtung Gemälde, oder, besser gesagt, Lüge ist, und dennoch hört man sie gern, dennoch strömt man herbei, ihr Lied zu vernehmen.“

„Ich finde dies natürlich —“

„Natürlich? Wahrhaftig, das finde ich nicht.“

„Erlaubt, daß ich Euch widerspreche, gnädige Frau! es ist doch so; denn in jedem echten Dichter liegt ein Stück Himmel verborgen, und dem Himmel strebt jeder Mensch nahe zu kommen.“

Die Markgräfin lächelte und rief: „Euer Eigen-

dünkel macht mich fröhlich, er ist zu riesig, um mir nicht ein Lächeln abzugewinnen."

„Thut es immerhin, gnädige Frau! Wenn ich mich erklärt habe, werdet Ihr vielleicht meine Behauptung nicht mehr so lächerlich finden. Alle Menschen erwarten ihr Glück vom Himmel, wenn aber Einer die Gabe besitzt, sein Glück aus sich selbst zu schöpfen, muß er nicht den Himmel, oder mindestens ein Stück des Himmels in seinem Herzen tragen?"

„Und diese Gabe —"

„Diese Gabe, gnädige Frau, besitzt der Poet. Sein Lied quillt sprudelnd aus der Seele, und ergießt sich ein Strom durch die ganze Welt. Sein Lied ist ein Göttergeschenk, welches mit ihm durch das ganze Leben pilgert, und ihn bis zum Grabe geleitet. Heute flieht es wie eine scheue Taube aus der Herzensarche, um ihm, wenn draußen Fluthen und Stürme toben, den Frieden in die Brust zu bringen; morgen zuckt es wie der Blitz aus seiner Seele, und schlägt und zündet, und wälzt die Flammen durch Gau und Land; hier, hier steigt es wie ein Taucher in den Herzensschacht hernieder, und holt Perlenthränen aus der Tiefe herauf; dort, dort setzt es sich wieder auf den Leichenstein, kost mit den Blumen, welche aus den Herzen der müden Schläfer zu sproffen scheinen, und erzählt ihnen die Sagen vergangener Tage und

vergangener Liebe. Und dieſe Lieder, gnädige Frau! ſchöpft der Dichter aus ſeiner Bruſt, aus ſeinem Herzen; dieſe Lieder, die er ſingt im Glück und Unglück, die ihn heute tröſten, morgen erheben, die ihn jetzt erfreuen, morgen zu Thränen rühren; dieſe Lieder, die ihm die Vergangenheit ſtündlich vorzaubern, und wie mit einem prophetiſchen Geiſte die Zukunft enthüllen laſſen, ja, dieſe Lieder ſchöpft der Dichter aus ſeinem Herzen, aus ſeiner Bruſt; habe ich alſo nicht Recht, wenn ich ſage, daß in jedem echten Dichter ein Stück des Himmels verborgen liege?"

Die Markgräfin ſah den Sänger gerührt an. „Vergebt, Beheim!" ſagte ſie freundlich, „daß ich Eure Worte lächerlich fand; in Eurem Sinne habt Ihr vollkommen Recht, und wenn ich auch nach meinen Gedanken Manches dagegen einzuwenden hätte, ſo viel iſt gewiß: der wahre Sänger iſt ein Günſtling des Himmels, und er hat das mit allen Günſtlingen der Mächtigen gemein, daß man ſie ſucht um ihres Gebieters willen."

Beheim lächelte: „Von ſolchen ſchönen Lippen ein ſolches Zugeſtändniß! Wär' ich in meiner Kunſt nicht ein Stümper, könnte ich mich mit vollem Recht einen Meiſterſänger nennen, ich wäre ſtolz darauf, ein Günſtling des Himmels zu ſein; doch um mich zu tröſten, und mir dafür zum Theil Erſatz zu leiſten,

hat der Gütige auch mir eine Gunſt zugewendet, ich meine die Gunſt meiner huldreichſten Kaiſerin, und als ihr Günſtling ſtehe ich in dieſem Augenblicke hier.“

„Von Eleonore?!“ rief die Markgräfin verwundert, „ſprecht, laßt hören, was wünſcht die Fürſtin?“

„Ihr fragt, gnädige Gräfin, was meine Gebieterin wünſche? Die Kaiſerin kennt keinen andern Wunſch, als jenen des ganzen Oeſterreicher Landes, und dieſer iſt — Friede!“

„Und ſie ſendet Euch zu mir? Wer bin ich denn, daß ſie von mir den Frieden fordert?“

„Ihr ſeid die Schweſter der feindlichen Fürſten, Ihr ſeid eine milde, gnädige Frau, und die Gräuel unſerer Tage können an Eurem Herzen nicht ſpurlos vorüber gegangen ſein. Ihr befindet Euch in der Nähe des Herzogs, er hört Eure Worte, er traut Euch, Ihr ſteht ihm vielleicht unter allen Menſchen am nächſten. Der Kaiſer will den Frieden, das Land ſehnt ſich darnach, Alles iſt von ſeiner Nothwendigkeit durchdrungen. Wohin ſoll dieſer Zwieſpalt führen, was ſoll das Ende ſolchen Haſſes, ſolcher Verfolgung werden? Iſt des Bürgerblutes noch nicht genug gefloſſen, iſt des Elends noch nicht genug in Oeſterreich?“

„Ihr ſprecht von Krieg und Elend; wer iſt es,

der jetzt die Wienerstadt umzingelt hält — ist's nicht der Kaiser? Sind es nicht kaiserliche Söldner, welche in unserer Umgegend wie in Feindesland wüthen?"

„Wohl ist es so, gnädige Frau! Doch habt Ihr die Schmach vergessen, welche die Wiener unserem Herrn angethan? Ich will, ich kann dieses Handeln nicht recht heißen, aber zu entschuldigen ist es jedenfalls."

„Nie, nie!" erwiederte Katharina, „meinem Herzen stehen beide fürstlichen Brüder gleich nahe; aber glaubt mir sicher, Beheim! Einzelnen gegenüber hat Albrecht zwar unfürstlich, unmenschlich gehandelt, aber dem Lande, dem ganzen Oesterreicher Lande gegenüber, ist die Schuld unter beiden Fürsten ganz gleich vertheilt, in Beider Herzen wüthet unmenschlicher Haß, und Beide lassen sich von diesem Hasse leiten. Könnt Ihr diesen Haß verschwinden machen, dann wird's Friede sein!"

„Und sollte dies Euch, gnädige Frau! nicht gelingen können? Frauenworte kommen vom Herzen und bringen zum Herzen; meine Gebieterin, die Kaiserin, hat mir ihren Wunsch auf die Seele gebunden; sie wird ihrerseits bei dem kaiserlichen Herrn Alles zum Guten zu wenden suchen, nur mögt auch Ihr beim Herzoge —"

„Die gute Frau," sprach Katharina wehmüthig,

„ſie kennt Männerſinn nicht, ſie kennt dieſe eingewurzelten, unausrottbaren feindſeligen Gefühle nicht, und meint, dieſelben ließen ſich, wie eine trübe Stirn durch ein ſüßes Wort, wieder glätten. O, das iſt nicht; hier iſt Alles vergebens. Doch ich will mich nicht eigenſinnig dagegen ſtemmen, ich will, ſobald der Herzog zurückgekehrt, es verſuchen, ihn zu einer Annäherung zu bewegen; ein Waffenſtillſtand ſoll zu Stande kommen; während dieſer Friſt müſſen ſich die Fürſten auf einem Landtage zu einen ſuchen; ob dies gelingen wird, ich getraue mich's nicht zu verbürgen; ob der zu ſchließende Friede von Beſtand ſein wird, daran zweifle ich im Voraus ſchon. Und nun, Michel Beheim, gehabt Euch wohl, bringt der kaiſerlichen Schwägerin mein Wort, daß ich thun werde, was in meiner Macht ſteht. Ihr habt mir mit Eurer Poetenbegeiſterung einige angenehme Augenblicke verſchafft, nehmet meinen Dank dafür."

Sie reichte dem Sänger die Hand zum Kuſſe; dieſer führte ſie mit Innigkeit an ſeine Lippen, und verließ, von angenehmer Hoffnung für das allgemeine Wohl beſeliget, das Gemach.

„Der eine Theil meiner Sendung iſt vollbracht," ſprach er bei ſich, „nun zum andern."

Bald trat er in ein anderes Gemach der Burg. Der Eigner deſſelben war Stefan Hohenberg,

der Kanzler des Herzogs. Beheim überreichte ihm ein kaiserliches Schreiben, und nachdem es dieser gelesen hatte, sprach er zu dem Sänger: „Ich werde dem kaiserlichen Herrn die Antwort auf meinem Wege zumitteln, Ihr seid ja ohnedies gesonnen, hier zu bleiben. Ich empfehle Euch Verschwiegenheit, und solltet Ihr in irgend eine Verlegenheit kommen, so wendet Euch an mich, oder an Herrn Haug von Werdenberg, den ich jetzt zu meinen Freunden zähle."

Beheim verließ zufrieden den Kanzler und murmelte außen angelangt: „Verstehe, auf den dürfen wir zählen, er ist unser!" — Er verließ die Burg.

Beheim, wohl wissend, wie viele Feinde er unter jenen Wienern zählte, die zur Partei des Herzogs gehörten, that Alles, um sich ihrem Anblicke so viel als möglich zu entziehen.

Durch Hülfe Preisings, den er durch Blumtaler kennen gelernt und jetzt aufgefunden hatte, gelang es ihm, in einem unansehnlichen Hause ein Kämmerchen zur Miethe zu erhalten, welches er auch alsogleich bezog. Er mied es, am Tage auszugehen, und benutzte nur die angenehmen Abende, um sich in der Stadt, oder außer derselben zu zerstreuen. Ein Glück war es jedenfalls für Beheim, daß die allgemeine Stimmung in Wien für Albrecht nicht mehr eine so günstige war, wie früher, und daß, je mehr

die Herzoglichen in ihrem Anſehen zurückgedrängt wurden, die Kaiſerer deſto mehr hervortraten. Wie konnte es auch anders ſein? Die widerrechtlichen Bedrückungen und die eigenmächtigen Verfügungen Albrechts mußten überall Abſcheu, und in manchen Städten, wie z. B. Steier, ſogar offenen Widerſtand hervorrufen; demgemäß begann auch in Wien der Widerwille rege zu werden; man mied die Albrechter, und wahrte ſich vor jeder Gemeinſchaft mit ihnen; dadurch konnten die Anhänger Friedrichs nur um ſo günſtiger hervortreten und ihre volle Würde behaupten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dies Alles im Verborgenen und Geheimen begonnen, und dann erſt immer deutlicher an das Licht hervortrat.

Wie gefährlich der Standpunkt unſeres Sängers in Wien war, ſollte er bald erfahren.

Es war an einem Abende, als ihn ſein Weg über den hohen Markt führte. Er war in Gedanken vertieft, und erwog eben die letzten Vorfälle und mannigfachen Verräthereien, welche das Spiel geleitet hatten. Vor der Schranne ſaßen einige Albrechter.

Einer von ihnen, Peter Harniſchmeiſter war ſein Name, trat auf den Sänger zu und ſprach: „Michel Beheim, Ihr geht öfters hier vorüber, es

ist heute schon zum dritten Male; wir glauben, Ihr seid verwegen genug, dies uns zum Trotz zu thun?"

„Welch sonderbare Zumuthung!" rief der Dichter verwundert, „solches Handeln ist mir noch nie in den Sinn gekommen."

„Ich will's glauben, aber ich sage Euch, Michel Beheim! durch Euer Dichten werdet Ihr noch zu Schanden kommen; es wird Euch Angst und Noth bringen, und Euer ganzer Lohn wird vielleicht ein Dolchstich von Feindeshand sein; drum folgt meinem Rathe, mäßiget Euch, und laßt das Dichten."

Beheim, über diese Anrede in Staunen gesetzt, entgegnete: „Wer könnte der Bösewicht sein, der mir nach dem Leben zu trachten gewissenlos genug wäre? Nur ein Verräther, ein Mörder, ein Uebelthäter —"

Der Andere unterbrach den Sänger und sagte in bedenklicher Betonung: „Wer weiß, vielleicht ist es gerade ein Ehrenmann!"

„Fürwahr, das ist er nicht!" rief Beheim empört, „er ist ein Bösewicht, ein Mörder. Und wären Eurer Tausende, ich halte Einen, wie den Andern, mir seid Ihr Alle gleich; glaubt mir's, es ist kein Ehrenmann unter Euch! Ihr habt Eurem gerechten Herrn nachgestellt, ihm nach dem Leben getrachtet, dies thun nur Schälke und Mörder; aber Euer Unternehmen ist mißlungen, der gütige Himmel wollte

ſolche Schmach nicht geſchehen laſſen, und hat den Kaiſer wunderbar beſchützt."

Bei dieſen Worten erhob ſich ein Zweiter der Herzoglichen, kam ſtolzen Ganges auf die Beiden zugeſchritten, und rief dem Gegner Beheims zu: „Peter Harniſchmeiſter!"

„Was willſt Du, Walmann?"

„Sag' mir doch, was bindeſt Du mit dem Sänger an? Was er auch immer von uns ſingen und dichten mag, was ſchadet es uns? Was kümmert uns ſein Geſang? Man weiß ja recht gut, wer er iſt, und wo — er deutete dabei auf die Stirn — es bei ihm fehlt."

Der Poet entbrannte in Zorn und entgegnete: „Elender, Nichtswürdiger! ja, ja, Ihr habt Recht, man weiß, wer ich bin; denn ich hab' weit und breit die Welt durchſtreift, und bin von Herren und Fürſten mit Achtung und Auszeichnung empfangen worden, und überall, wo ich geweſen, dahin darf ich, weiß Gott! wiederkehren; nur in Wien ſtellt man mir nach, nur in Wien ſprießt mir kein Heil. Euch kümmert es wenig, was ich von Euch ſing' und dichte, ich glaub' es gern, denn wer auf Ehr' und Würde nicht hält, den kümmert auch ſein Ruf nicht viel, und man weiß es ja, kömmt die Ehre eines ſchwachen Weibes vor der Welt nur erſt einmal zum

Falle, ſo achtet ſie ſpäter auf nichts mehr, was man auch immer von ihr ſprechen möge. Ihr droht mir, daß ich vor Euch nicht ſicher bin? O, ich werde mich Euch gegenüber ſchon zu erhalten wiſſen und Wien nicht verlaſſen, was Ihr auch immer unternehmen möget, mich von hier zu treiben!"

Die Herzoglichen warfen ihm zornfunkelnde Blicke zu, und Beheim ſetzte ſeinen Weg wieder fort.

Daß Beheim den Grafen Haug von Werdenberg alſogleich von dieſem Vorfall in Kenntniß ſetzte, verſteht ſich von ſelbſt; auch dem Kaiſer wurde es berichtet, und Friedrich ließ ihm tröſtende Worte ſagen und rathen: ſich ja nicht an abgelegene Orte zu begeben; der Graf Haug ſetzte auch noch hinzu: „Wollte Gott, die falſchen Schälke thäten Euch nur Etwas an, es ſollte ihr Leben koſten!"

Beheim entgegnete höchſt verwundert: „Mein Himmel! was nützt mir ihr Tod, wenn auch ich nicht mehr am Leben bin? Eine Wunde, ins Holzers Namen! wenn's ſchon ſein muß, ſo laß ich mir ſie gefallen, doch um der Schälke willen zu ſterben, das, glaube ich, würde mir wenig frommen!"

Der Graf ſelbſt mußte über die Rede lachen, und vertröſtete den Dichter auf's Beſte.

An einem Abende befand ſich Beheim allein in

seinem Kämmerchen, da wurde leise an der Thüre geklopft, und Herrmann Preising trat ein.

Der Dichter hieß den jungen Mann an seiner Seite niedersetzen und begann: „Was bringt Euch heute noch so spät zu mir, Freund Preising? Habt Ihr vielleicht vergebens auf Euer Liebchen gewartet, und wollt Euer Mißvergnügen darüber bei mir los werden?"

Preising entgegnete lächelnd: „Meine Dorothe läßt nicht vergebens auf sich warten!"

„Wenn aber Jakob Mainhart —"

„O, der ist seit Holzers Tode ein ganz Anderer geworden. Wie ich Euch erzählt, war es sein Werk, daß die Verschwörung des Bürgermeisters entdeckt wurde; er war dem Holzer todtfeind geworden, und wünschte dessen Fall. Aber ein solch blutiges Ende mochte er doch nicht erwartet haben, denn seit jenem Tage hat sich des rohen, gewaltigen Mannes eine Schwermuth bemächtiget, die ihn immer zu Hause festhält. Er flieht alle Gemeinschaft mit den Bürgern, und sucht, wie noch nie, die Gesellschaft der Seinen. Von dem Herzoge mag er schon gar nichts mehr hören, und er verwünscht jetzt oft genug seine Thätigkeit für denselben. Daß ich unter diesen Umständen der endlichen Erfüllung meiner Wünsche näher als je bin, könnt Ihr leicht ermessen, und ich be-

daure nur, daß mein Glück aus so blutigem Boden sprießen mußte."

„Es ist gewöhnlich das Loos der Menschen, daß dem Einen aus dem Grabe des Andern der ernährende Halm emporkeimt, daß, während der Eine an diesem Ende der Schaukel sinkt, sich der Zweite an dem andern Ende emporhebt. Und so wie bei Einzelnen, ist es auch bei ganzen Völkern der Fall; aus blutgedüngten Schlachtfeldern sind oft schon die herrlichsten Friedensblumen aufgewuchert."

„Ihr habt Recht, Herr Beheim, der Weltlauf ist einmal so; doch vermag deshalb der gefühlvolle Mensch über die Art und Weise, wie er sein Glück errungen, doch nicht gleichgültig zu bleiben. Genug hiervon, erfahrt nun den Grund meines späten Besuches."

„Ich bin begierig, zu vernehmen, was Euch hierher geführt."

„Euer Wohl!"

„Mein Wohl?"

„Ja, Herr Beheim, Euer Wohl und Eure persönliche Sicherheit."

„Daß diese in Wien bedroht sind, ist mir ja nicht mehr unbekannt."

„Aber in welchem Maße, dies dürfte Euch doch noch ein Geheimniß sein. So vernehmt denn: der

neuerwählte Hubmeister Valentin Liebhart hat im Rathe darauf angetragen, auf Euren Kopf einen Preis zu setzen."

Beheim erschrak im ersten Augenblicke, dann aber, sich fassend, fragte er: „Nun, und der Rath?"

„Ist darauf eingegangen."

„Und der Preis?"

„Sind 400 Dukaten!"

Der Sänger athmete etwas beengt auf und antwortete, jedoch nicht ohne einen Anflug von Laune: „Wahrhaftig! ich bin den Wienern sehr theuer! Wer hätt' es glauben sollen, daß mein armer Kopf bei ihnen noch so hoch im Werthe steht?"

„Ihr könnt noch scherzen?" fragte Preising.

„Soll ich klagen darüber? Was nützt es auch, wenn ich es thäte? Doch nehmt meinen Dank für die Sorgfalt, ich werde sie benutzen, und mich nie ohne sichere Begleitung außer dem Hause sehen lassen. Einem Ueberfall in meiner Wohnung werde ich vorzubeugen suchen, indem ich mich mit Waffen versehe, doch glaube ich, soll's so weit nicht kommen."

„Ihr werdet doch nicht —"

„Wien verlassen? Bewahre! dies kam mir nicht in den Sinn; ich glaube nur, daß meine Feinde doch eben auch die gehörige Vorsicht für sich selbst nicht außer Auge lassen werden; denn sie kennen

mich zu gut, um nicht zu wiſſen, daß ich geſchickt genug bin, das Schwert zu führen, und auch hinlänglich Muth beſitze, mich ihnen entgegen zu ſtellen. Doch nun, lieber Preiſing, gehabt Euch wohl! Ich will's heute mit meiner Geliebten verſuchen, vielleicht ſchenkt ſie mir jetzt ein freundlich Stündchen; Ihr wißt, die Muſe iſt ein launiſches Weib, und thut oft ſpröde, wenn man ſie herabbeſchwört, und oftmals wieder kömmt ſie ungerufen, und bietet freiwillig Kuß und Umarmung. Lebt wohl und beſucht mich oft in meiner Einſamkeit."

Der junge Mann verließ den Dichter.

Beheim blieb allein.

Er breitete die Blätter des „Buches von den Wienern" vor ſich aus, und ſah ſie lange an, dann ſprach er wehmüthig: „Was bin ich für ein Thor, daß ich mit meinem Dichten mir ſelbſt ſo viel Sorge, ſo viel Bangniß ſchaffe? Seit ich dieſes Buch ſchreibe, hat die Unruhe mich zu quälen nicht aufgehört, hat Gefahr mich noch immer tückiſch umlauert. Warum mir alſo ſelbſt das Leben verbittern? Warum nicht den Wermuthstropfen, der dies thut, aus dem Kelche ſchleudern? Ja, ich will's — ich will mich um ihr Thun nicht ferner kümmern, will von dieſem Treiben weder dichten, noch ſingen, ich will mein Wie-

nerbuch vernichten — Vernichten? Dieſes Buch? Dieſes Buch der Wahrheit?"

Er hielt inne, und fuhr dann raſch fort: „Nein, nein, davor möge mich der Himmel bewahren! Solche Verrätherei zu verſchweigen, ſolche Dinge den Kindeskindern nicht zur Warnung, zur Belehrung zu überliefern, dies wäre ein Vergehen — drum fort mit den Gedanken der Schwäche, das Buch von den Wienern bleibe, und werde erhalten. Ich habe es begonnen in den größten Wirren, habe es fortgeſetzt während der Drangſale einer ſechswöchentlichen Belagerung, und will ſelbſt jetzt in Todesgefahr, von Mördern bedroht, zu ſchreiben nicht ermüden. Komm her, du mein theures Kind, mein liebes Wienerbuch! Was mir deinethalben auch immer werden möge, ich werde dich doch nicht vertilgen, du biſt eines jener Schmerzenskinder, die ihren Eltern ohne Wollen und Verſchulden nur Kummer und Sorge bereiten, aber ihnen deshalb doch immer lieb und theuer bleiben. Komm her mein Buch, ich habe dich begonnen mit Luſt und Liebe, ich will dich auch ſo vollenden. Du haſt mich manche Lebensſtunde gekoſtet, haſt manche ſchlafloſe Nacht herbeigeführt, haſt mich aber auch erfreut durch dein Gedeihen, und nun — dem Ende nahe, ſollte ich dich vernichten? Nein, nein, es kann, es darf nicht ſtattfinden! Ich

will ſingen, wie bisher, was hier geſchehen, ich will erzählen die Wahrheit und will künden die Verrätherei. Und bänden tauſend Eide mich, das Wienerbuch nicht zu vollenden, ich müßte ſie brechen, ich könnte dem Drange des Herzens nicht widerſtehen. Drum drauf und dran — herbei mein Lied — die Muſe neigt ſich lächelnd zu mir nieder, ich fühle mein Blut wallen, meine Stirn wird heiß, wie Harfenklang durchzittert es meine Seele, mir iſt ſo wohl, mir jubelt es durch das Herz, mein Himmel! — wo iſt die Erde — wo die Welt — die Bilder ziehen wie in einem klaren Wellenſpiegel an mir vorüber — mich drängt es zu ſingen, ich fühle den Kuß, den warmen, heißen Götterkuß der Muſe, — ich bin dein — ganz dein!"

Das Buch von den Wienern wurde fortgeſetzt.

Zehntes Capitel.

Und wieder verſetzen wir uns, wenn auch nur auf wenige Stunden, nach Schloß Eichbüchl.

Seitdem jene löſende Kataſtrophe dort ſtattgefunden, herrſchte unter den Bewohnern eine freundliche Stille.

Pupelli von Ellerbach, durch langjährige Kerkerleiden herabgebracht, bedurfte der liebevollen Pflege ſeiner Tochter Johanna, um wieder zu Kraft und Geſundheit zu gelangen. Die verwittwete Freiin theilte ihre Zeit zwiſchen Johanna und Amelei, welche Letztere an eine Rückkehr nach Urſchendorf nicht mehr zu denken ſchien.

So ungern nun der greiſe Kling ſein Kind zu Hauſe vermißte, ſo war er doch weit entfernt, vor der Hand gegen ihren Aufenthalt bei Juliane etwas einzuwenden, denn die Jungfrau hatte ſich auf Eichbüchl vollkommen erholt, und blühte wieder ſo lieblich und reizend, wie ehedem. Heinrich Blum-

taler war zwar einige Male auf Eichbüchl zu Beſuche eingetroffen, allein es geſchah immer zu ſolcher Zeit und auf ſolche Weiſe, daß der Vater Amelei's noch immer weit davon entfernt war, das Herzenseinverſtändniß der jungen Leute zu ahnen; er ließ daher Amelei ganz ruhig auf dem Schloſſe, weil er froh war, ſein Kind nur wieder geneſen zu ſehen, und trabte, ſo oft ihn die Sehnſucht nach Amelei übermannte, gen Eichbüchl zu, um dort einige Tage zu verweilen.

Düſter und abgeſchloſſen hatte ſich die blinde Katharina ſeit längerer Zeit aus den heitern, häuslichen Kreiſen zurückgezogen. Das Wiederfinden Johanna's war der letzte frohe Moment; denn da ſie ſich die Schuld von Bertholds Miſſethat beimaß, ſo ſank ihr eine ſchwere Laſt vom Herzen, als die Jungfrau wieder frei war, und noch dazu in den Armen ihres Vaters lag. So ſehr ſich aber Johanna auch beſtrebte, das Verhältniß zwiſchen ihr und der Blinden wieder auf jene Stufe zu bringen, wie es ehedem der Fall geweſen, ſo mißlang doch jeder Verſuch hierzu, denn Katharina zog ſich faſt abwehrend zurück, indem ſie zur Jungfrau ſprach: „Laß mich gewähren, Johanna! Ich weiß, daß Du mir gut biſt, allein jene Tage, wo ich Dich mein Kind nennen durfte, ſind verrauſcht, Du haſt einen Vater gefunden,

dem Du die höchste Aufopferung und Liebe zuwenden mußt, ich aber bin nur eine Fremde, die sich jetzt zwischen Vater und Kind nicht drängen darf."

Johanna senkte dann gewöhnlich nach solcher Rede traurig das Köpfchen, und schlich zu ihrem Vater, um über Mutter Katharina's Eigensinn zu klagen. Nach und nach gewöhnte auch sie sich an die immer zunehmende Düsterkeit der Blinden, und ertrug es am Ende ebenso wie die Andern, wenn jene sich oft Tage lang beim Mahle, oder den andern Zusammenkünften nicht sehen ließ.

Unter solchen Verhältnissen verstrichen Monate. Die Unruhen und Wirren der Außenwelt nahmen die Aufmerksamkeit der Bewohner Eichbüchls nur insofern in Anspruch, als sie mit den Hoffnungen und Wünschen derselben in Verbindung standen. Alle wünschten dem Kriege ein Ende, und die Versöhnung der fürstlichen Brüder; Pupelli wollte dann wieder hervortreten und sein Recht auf die Ländereien und Güter der Ellerbach geltend machen; Juliane gedachte sich unter den Schutz des Kaisers zu stellen, um ihre Ehre vor dem Herzoge zu sichern, und Amelei hoffte auf endliche Verbindung mit dem Geliebten ihrer Seele; nur Johanna, unschuldig, ohne Leidenschaft, ohne Ansprüche, wandelte wie in reiner Unwissenheit und Unbesorgtheit zwischen ihren Verwandten und

Freundinnen, und ahnte kaum, daß es außer jenen Freuden, die ihr jetzt zu Theil wurden, noch eine Menge Wonnen und Seligkeiten gebe, welche das Leben erst zum Leben stempeln, und das Erdensein in einen Edensaufenthalt umzuwandeln im Stande sind. Für sie gab es nur eine Freude, diese bestand in ihrem jetzigen Leben; für sie gab es nur einen Schmerz, wenn sie sich manchmal an Bruder Simon erinnerte. Freilich kamen oft auch Augenblicke, in welchen sie sich an die, wie eine zweite Heimath ihr theuer gewordene Hütte außer Wien erinnerte, und manchmal schwebte ihr auch das Bild des Jünglings vor, welcher an jenem Abende als Gast eingekehrt war, und der auf so sonderbare Weise wieder entfernt wurde; aber diese Erinnerungen waren nur leise Dämmerstrahlen, die, von unbestimmten Gefühlen begleitet, in ihrem Herzen nur einen Hauch von Sehnsucht nach einem unbekannten Etwas zurückließen, welche, da sie sich dieselbe weder zu deuten noch zu erklären wußte, so wie eine Kohle immer mehr verdunkelte, und am Ende wie ein halbvergessener Traum, dessen Gestalten uns ohne Bild und Form vorschweben, in der Seele fortlebte.

So standen die Verhältnisse, als an einem Abende die Blinde in die große Halle trat, welche die Schloßbewohner stets zu versammeln pflegte.

Ihr Erſcheinen war unerwartet, und erregte beſonders bei den Frauen die lebhafteſte Theilnahme.

Johanna war gleich aufgeſprungen, eilte ihr entgegen, und leitete ſie liebevoll, wie ehedem, an ihren eigenen Sitz, während ſie ſich an Amelei's Seite niederließ.

Das bleiche Antlitz der Blinden war ernſt, die ſchwarze, um die Augen gelagerte Binde ſtach grell dagegen ab.

„Ihr habt unſere Geſellſchaft ſchon lange gemieden," ergriff die Freifrau die Rede, „ich will Euch hiermit keinen Vorwurf machen, ſondern Euch nur zu erkennen geben, daß wir Euch vermiſſen, ſchmerzlich vermiſſen."

„Der aufrichtige Ton Eurer Worte rührt mich," entgegnete Katharina, „denn ich erkenne an demſelben, daß es nicht blos Worte ſind. Frau Juliane, womit hab' ich dieſe Theilnahme verdient, wodurch ſoll ich meine Dankbarkeit an den Tag legen?"

„Warum meidet Ihr unſere Geſellſchaft ſo hartnäckig?" fragte Pupelli, „meint Ihr, die Einſamkeit ſei Eurer Gemüthsſtimmung zuträglich?"

„Was ich thue, geſchieht Euretwegen."

„Unſertwegen?"

„Ja, weil ich den Glanz Eurer Freuden durch meine Gegenwart nicht wie durch einen düſtern Re-

bel verſchleiern will, weil ich dem Kieſel gleiche, den ein muthwilliger Knabe in den klaren Bach wirft, um ſein Waſſer zu trüben —"

„Welch ein Wahn!"

„Es iſt kein Wahn, Juliane! ich fühle, daß ich die Wahrheit ſpreche; doch es ſoll anders werden."

Alle ſahen ſie ſtaunend an.

„Was habt Ihr vor?" fragte Juliane.

Katharina erwiederte: „Ich habe für meine Zukunft einen Entſchluß gefaßt."

„Einen Entſchluß? Und welches iſt dieſer?"

„Ihr ſollt ihn ſpäter erfahren."

Sie zog Pupelli an ſich und lispelte ihm einige Worte ins Ohr. Dieſer gab ihr eine eben ſo kurze Antwort.

Das Geſpräch nahm hierauf eine gleichgültige Wendung, und endigte nach einer Weile damit, daß Amelei und Johanna unter einem gleichgültigen Vorwande entfernt wurden, die übrigen drei ſich aber in eins der kleineren Nebengemächer zurückzogen.

Pupelli und Juliane waren begierig, Katharina's gefaßten Entſchluß zu vernehmen, und dieſe begann: „Ich habe Euch, Frau Juliane, einen Theil meiner traurigen, leider nicht unverſchuldeten Erlebniſſe mitgetheilt; Ihr habt mir damals in Wien einen Rath ertheilt, der vor Allem Johanna's Wieder-

finden und dann eine Versöhnung mit meinem noch lebenden Bruder bezwecken sollte. Das Erstere ist geschehen, und zu dem Letzteren will ich nun schreiten. Ich vermag es nicht länger in dieser peinigenden Ungewißheit auszuharren, namenlose Unruhe durchwühlt meine Brust, die Qualen früherer Schuld pressen schwerer als je mein Gemüth. Ich werde nächstens dieses Schloß verlassen, und mich nach Wien begeben."

„Nach Wien?" fragten die Anderen.

„Ich will zum Herzog; er besitzt die Macht, mich zu beruhigen, und mit den Meinen auszusöhnen, er muß es thun!"

Pupelli von Ellerbach, welcher überhaupt von Katharinens Schicksalen nur oberflächlich unterrichtet war, fand in diesem Vornehmen nichts Ungewöhnliches; allein Juliane, welche seit jener Scene bei dem Herzoge zwischen diesem und Katharina auf eine gewisse geheime Beziehung schließen mußte, und die Wahrheit auch zu durchschauen glaubte, hatte mehr Ursache über diesen Entschluß in Verwunderung zu gerathen.

„Ihr wollt zum Herzoge?" fragte sie noch einmal, da ihr das Gehörte so unwahrscheinlich schien.

„Es ist mein unumstößlicher Vorsatz!"

„Habt Ihr Alles auch wohl überlegt?"

„Es iſt die Frucht mehrwöchentlichen Sinnens und Erwägens.“

„Hört mich an, Katharina!“ ſprach Juliane ernſt; „ich bin weit davon entfernt, mich in Eure Geheimniſſe eindrängen zu wollen, aber ſo viel Ihr mir ſelbſt von Euren Erlebniſſen mitzutheilen für gut fandet, ſo viel ich als Zeuge gewiſſer Vorfälle zu beurtheilen im Stande bin, glaube ich mit Recht urtheilen zu dürfen, daß Euer Entſchluß wohl verharſchte Wunden aufwühlen, aber keineswegs zu dem erſehnten Ziele führen dürfte.“

Die Blinde ſann einige Augenblicke nach und erwiederte dann: „Ihr mögt Recht haben, Juliane; aber ich kann dem Einfluſſe meines Herzens nicht widerſtehen, es treibt mich dahin, und ich muß gehorchen; entſtehe daraus, was da wolle, ich gehe nach Wien zum Herzoge.“

Die Blinde beharrte eigenſinnig auf ihrem einmal gefaßten Entſchluß, und die Freiin gab ſich daher keine weitere Mühe ſie von demſelben abzuwenden.

Als Begleiter erbat ſie ſich nur einige getreue Knechte, um ſie auf den unſicheren Straßen zu ſchützen, und eine der anweſenden Dienerinnen, um ein weibliches Weſen in ihrer Nähe zu haben.

Ihr Wohnort in Wien, ſo wurde ferner beſchloſſen, ſollte das Haus der Ellerbach auf dem

Fleischgraben sein, welches indessen durch einen alten Diener bewohnt war.

Evchen Weiz war nicht wenig erfreut, als sie dazu ausersehen war, die blinde Katharina nach Wien zu begleiten, und bald darauf wurde die Reise nach der Reichsstadt angetreten. — — — — —

— — — — — Im Hause des neuen Hubmeisters Liebhart befanden sich mehrere beim Rathe betheiligte Bürger.

Der Hubmeister hatte sie zu sich entbieten lassen, darunter einige von jenen, die der Holzer am Abend vor der Entdeckung seines Anschlages in seinem Hause festgenommen hatte, und die dann natürlich freigelassen wurden. Es waren also anwesend: der Jörg Krempel, Jakob Storch, Haug, der Kirchheimer und noch Mehrere dieses Anhanges.

Der Hausherr machte schon im Voraus eine wichtige Miene, wodurch die Andern, auf das zu Kommende begierig, seiner Anrede mit Spannung entgegen sahen. Endlich begann er: „Ihr werdet vielleicht die Ursache, warum ich Euch hierher beschieden habe, wenn Ihr sie vernommen, für eine unwichtige halten; aber obwohl ich schon oft gegen diesen Gegenstand aufgetreten bin, so kann ich doch nie unterlassen, auf denselben von Neuem zurück zu

kommen. Ich meine: Beheims Buch von den Wienern."

Der anwesende Kirchheimer begann zu lächeln und sprach in seiner gewöhnlichen hochmüthigen Weise: „Ihr, Herr Hubmeister, scheint die Stelle jenes Römers vertreten zu wollen, dessen Endrede im Senate immer dahin lautete: Ego autem censeo Carthaginem esse delendam; bei Euch ist Beheims Buch ein zweites Carthago!"

Es waren kaum ein Paar, welche den Vers verstanden hatten; diese lächelten, allein die Andern, und besonders Liebhart, waren wenig erbaut darüber, und Letzterer entgegnete etwas erbost: „Für diese Standhaftigkeit solltet Ihr, Herr Kirchheimer, mir besonders verpflichtet sein!"

„Ich? Warum denn ich?"

„Weil Ihr in dem Buche besonders hart mitgenommen sein sollt. Ein schon vor mehreren Monaten ausgetretener Diener des Bänkelsängers hat einige Verse erlauscht und verbreitet; denselben nach zu schließen, seid Ihr in dem Buche arg bedacht. Ich will jene Verse zum Besten geben:

Hans Kirchheimer
Eines Binders Sohn aus Schwaben her,
Ein grober, hochfährtiger Gaul,
Viel bös' Gespei ging aus sein Maul

Er war ein Sklav viel Feiger
Des von Wirtemberg eiger

*

Und ein Arzt, der jeglichem Mann
Tief in den H — — greifen kann;
Auch einem Kalb oder einer Kuh,
Wann er hätt' lange Finger darzu!"

Der stolze Kirchheimer wurde glühend roth.

Nur mit Mühe konnten sich die Anderen eines lauten Gelächters enthalten; nur die Furcht, den Betreffenden in Wuth zu versetzen, hielt sie davon zurück.

Auch Liebhart beschönigte seine unedle Rache, indem er fortfuhr: „Nicht um Euch zu beleidigen, Herr Kirchheimer, — wir sind ja hier unter Freunden, — habe ich dieser Verse erwähnt, sondern es geschah nur, um darauf hinzudeuten, von welchem Hasse gegen alle Herzoglichen dieses Buch durchglüht ist."

„Der Rath hat doch einen hohen Preis auf seinen Kopf gesetzt!" rief Jörg Krempel.

„Es hat aber nichts gefruchtet!" lautete die Antwort, „der Schalk hält sich verborgen, und verläßt selten das Haus; mittlerweile, wenn wir noch lange zögern, wird das Schandbuch vollendet und in kaiserlichem Gewahrsam sein."

„Es läßt sich nicht läugnen," ergriff Jakob Storch die Rede, „daß aus diesem Buche nicht nur dem Einzelnen, sondern der ganzen Wienerstadt große

Unehre erſprießen dürfte; Beheims Haß gegen die Albrechter iſt eben ſo bekannt, als ſeine böſe, ſpitzige Zunge; was läßt ſich alſo für uns Alle von ihm Anderes erwarten, als Spott, Schimpf und Schande? Und ob nun verdient oder unverdient, es kann keinem Menſchen gleichgültig ſein, was man im Lande von ihm ſpricht; denn wie lange wird es dauern, und die Lauteniſten werden im ganzen deutſchen Reiche Strophen aus dem Wienerbuche ſingen, und man wird auf uns und unſere Stadt mit Fingern weiſen, und unſere Nachkommen werden ſich am Ende ihrer Väter ſchämen müſſen."

„Wahr, wahr!" ſprach Hanns Haug; „Herr Hubmeiſter, Ihr thut klug daran, die Sache immer von Neuem anzuregen, denn mit dem Dukatenpreiſe kommen wir nicht zum Ziele, der Schalk iſt zu klug, und wahrt ſeine Haut; wir müſſen ein anderes Mittel erſinnen."

„Dieſer Meinung bin ich auch —"

„Aber welches?"

„Darum, Ihr Herren, beſchied ich Euch hierher, um darüber zu rathſchlagen."

„Ihn am Schreiben zu verhindern —"

„Das geht nicht leicht."

„Der Lump kritzelt die Verſe mit den Nägeln an die Wand. Ihr müßt dies Sängergelichter nur ken-

nen: bindet Einem die Hände, er ſchreibt mit den Füßen; haut ihm die Beine ab, er ſchreibt mit der Naſe im Sand, oder leckt die Buchſtaben mit der warmen Zunge aus eiſiger Schneefläche heraus."

„Ja, ja, es ſind arge Geſellen, die Poeten!"

„Was bleibt uns alſo übrig?"

„Jetzt fällt mir ein Gedanke bei."

„Laßt hören, Herr Liebhart."

„Wir greifen zur Liſt."

„Der Gedanke iſt ſo übel nicht."

„Aber wie das?"

„Ihr ſollt es gleich hören. Das Wienerbuch, ſo hab' ich von dem Diener, welchen der Sänger entließ, vernommen, iſt auf einzelne Bogen geſchrieben, welche ſich in einer blechernen Kapſel befinden; ſo oft nun der Dichter einen Bogen vollgeſudelt, rollt er ihn zu den andern in das erwähnte Blech. Wenn wir nun trachteten, uns deſſelben zu bemächtigen —"

„Aber wie dies bewerkſtelligen?"

„Wir laſſen ihm die Kapſel entwenden."

„Aber durch wen?"

„Darüber habe ich bereits nachgedacht, und ich will Euch meine Meinung mittheilen."

Der Hubmeiſter entwickelte nun ſeine Gedanken, die von einem ganz einfachen Erfindungsgeiſt zeugten, die aber den Bürgern nichtsdeſtoweniger willkommen

waren, weil sie rasch zum Ziele führten, und wenig Unkosten verursachten. — — — — —

Beheim, obwohl nicht ahnend, welche neuen Schlingen ihn bedrohten, ermangelte doch nicht, die größte Vorsicht zu beobachten, denn Herrmann Preising setzte ihn von der feindlichen Stimmung der Wiener in Kenntniß und hielt die Aufmerksamkeit des Sängers immer wach, damit er von keinem boshaften Anschlag überrascht werde.

An einem Nachmittage befand sich Beheim allein; er saß am offenen Fenster und sah in den kleinen Hof hinaus, in dessen Mitte der Brunnen, von zwei Akazienbäumen beschattet, sich befand. Nach einer Weile trat ein Mädchen in den Hof. Ohne den Dichter zu beachten, nahm sie die an einem Bande um die Schulter hängende Laute, und begann mit wohlklingender Stimme ein Liedchen zu singen.

„Ei sieh da," dachte Beheim und lächelte dabei, „eine Kunstgenossin!"

Er betrachtete die Sängerin genauer, und fand eine schöne auffallende Gestalt, ein reizendes Gesichtchen, mit einem sanften, wehmüthigen Blicke. Ihr einfaches, reinliches Aeußere nahm im ersten Augenblicke für sie ein.

„Ein bitteres Loos," dachte der Sänger, „so von Haus zu Haus zu ziehen, und sich das Bischen

Leben zu erſingen; aber das Gewerbe nährt ſeinen Mann, oder auch ſeine Frau; an dem Aeußeren des Mädchens iſt weder Mangel noch Kummer zu erkennen."

Die Sängerin hatte ihr Liedchen geendet und blickte nach den Fenſtern auf, um die milde Spende für ihren Sang in Empfang zu nehmen, aber Beheim war der einzige Zuhörer geweſen. Sie ſchritt auf das Fenſter zu.

„Euer Liedchen gefiel mir, ſchönes Kind!" nahm der Dichter das Wort.

„Wirklich?" fragte die Sängerin freudigen Tones, „oder ſoll ich Euch etwa für die Schmeichelei Dank ſagen?"

„Es iſt mein Ernſt; Ihr habt es recht lieblich geſungen. Eure Sprache däucht mir aber eine fremdländiſche zu ſein."

„Ich bin aus Schwaben, Herr!"

„Aus Schwaben? Wie heißt Euer Geburtsort?"

„Weinsberg."

„Weinsberg!" rief der Dichter, „mein liebes, liebes Weinsberg! O mein Himmel! welche Erinnerungen weckt dieſer Name in meiner Seele; Ihr müßt wiſſen, daß wir auf dieſe Weiſe Landeskinder ſind. Ich bin aus Sulzbach, unter Weinsberg."

Die Sängerin lächelte und entgegnete: „Sulz-

bach, ich kenn' es auch, bin einſt als kleines Mädchen dort geweſen, aber das iſt ſchon lange, lange her."

Beheim lachte hell auf und rief: „O, wie Ihr nur groß thut mit Eurem Bischen Lebensalter, und könnt doch im Ganzen kaum ein achtzehn Jährlein zählen."

„So was, Herr!"

„Doch wir plaudern hier faſt ſo gut wie auf der Straße, und das verbietet die Sitte; iſt's Euch nicht genehm, bei mir einzutreten?"

„Verbietet das die Sitte nicht?" fragte die Sängerin ſchelmiſch.

„Wir ſind ja Landeskinder, und wer weiß, ob es ſich am Ende nicht gar herausſtellt, daß wir auch blutsverwandt."

Die Sängerin lachte hell auf und trat in die kleine Wohnung des Dichters.

Ihr ſchönes Auge durchflog das Kämmerchen, darauf ſprach ſie in ihrer reizenden Weiſe: „Wahrhaftig Ihr wohnt hübſch; zwar einfach und prunklos, aber ſo traulich, ſo heimlich, daß man Euch faſt beneiden möchte. Ach, uns Armen, die wir von Haus zu Haus, von Straße zu Straße, von Land zu Land ziehen müſſen, uns iſt die Wohlthat eines beſtändigen Aufenthaltes verſagt; wir ahnen ſeine Annehmlich-

leiten wohl, aber ſie werden uns nicht zu Theil; wir können nirgends weilen, ſondern müſſen immer unſtet weiter ziehen, ſo wie Heerden auf ein anderes Feld getrieben werden, wenn ſie das eine abgegraſet und kahlgefreſſen."

Der Dichter hatte das Mädchen nicht aus den Augen gelaſſen. „Wie Ihr ſo klug ſprecht," nahm er jetzt die Rede, „ich lauſche Eurem Worte ſo gern, wie Eurem Sange. Doch wollt Ihr mir nicht Euren Namen nennen?"

„Ich heiße Helene."

„Helene? Und die Familie?"

„Walden."

„Ich bin ſchon zu lange von der Heimath entfernt," entgegnete der Dichter, „als daß ich mich dieſes Namens entſinnen ſollte, aber wie ſeid Ihr hierher gekommen?"

„Die Armuth meiner Eltern zwang mich und meinen Bruder aus dem Vaterhauſe."

„Wie, Ihr habt einen Bruder?"

„Freilich, er iſt ja mein Schützer, mein Begleiter; aber heute blieb er im Schanke, wo wir wohnen; denn die Fußwanderung hierher zog ihm ein bös Gebreſte zu. — Doch —"

Helene hielt inne und blickte verlegen und mit forſchenden Blicken umher.

Beheim bemerkte dies und fragte: „Was wünscht Ihr, schöne Landsmännin?“

„Ach, mein Herr, vergebt — aber ich kann nicht mehr, ich muß Euch schon zur Last fallen — das Singen — die Gluth des Nachmittags — reicht mir doch den Becher und erlaubt —“

„Wozu diese Verlegenheit?“ rief der Dichter und nahm hastig das Gefäß; Helene wollte sich dessen bemächtigen, allein der Sänger ließ dies nicht geschehen und entgegnete: „Seid nicht eigensinnig, ich will Euch zu Dienste stehen.“

Damit verließ er eilig die Stube.

Die Sängerin verfolgte ihn mit hastigem Blicke, dann stürzte sie einem Schranke zu, dessen Thüre nur angelehnt war, nahm rasch aus demselben eine blecherne Kapsel — von außen drang das Geräusch herein, welches durch das Pumpen am Brunnen verursacht wurde — Helene schob ihre Beute in eine Seitentasche des weiten Faltenrockes; — als Beheim eintrat, saß sie wieder unbefangen auf ihrem früheren Platze.

„Da nehmt,“ sprach der Dichter, „es ist ein frischer Trunk, er wird Euch laben.“

Die Sängerin ergriff dankend das Gefäß und trank.

Beheim übernahm den leeren Becher, setzte ihn

wieder an die frühere Stelle und fragte: „Wünscht Ihr vielleicht noch etwas, schöne Landsmännin?“

„Nichts mehr, Herr! Ihr wart so freundlich gegen mich, daß mir wirklich nichts mehr zu wünschen übrig bleibt.“

Sie erhob sich.

„Ihr wollt mich schon verlassen?“ sprach der Dichter fast traurig.

„Der Abend rückt heran, ich muß zu meinem Bruder; der Arme wird meiner schon mit Sehnsucht harren.“

„O, verweilt noch, nur wenige Augenblicke noch!“ bat der Sänger.

„Nein, nein Herr, ich kann wirklich nicht!“

„Sonderbar!“ fuhr Beheim mehr zu sich selbst als zu seinem schönen Gaste fort, „wie kömmt es doch, daß man oft an Tausenden von Menschen gleichgültig vorübergeht, ja sogar mit ihnen verkehrt, und dennoch nie ein Verlangen fühlt, mit ihnen näher bekannt und befreundet zu werden, während man dann plötzlich auf einen Menschen stößt, zu dem man sich gleich anfangs hingezogen fühlt, den man oft um sich sehen möchte, dem unser Wohlgefallen im ersten Augenblicke sich zuneigt?“

Helene warf einen aufmerksamen Blick auf den Sänger, und dieser fuhr fort: „Ihr habt mich früher

um meines festen Wohnsitzes halber beneidet, und ich muß es Euch offen gestehen, daß ich nie glücklicher war, als damals, da ich, meine Laute am Arme, von Stadt zu Stadt, von Gau zu Gau zog und meine Lieder sang, wie sie mir aus der Seele flossen; Ihr seht mich an? Ja, ja, ich bin auch so was von einem Sänger, mein Name ist Michel Beheim; ich habe auch schon ein Stückchen Erde durchpilgert, und manches Ohr mit meinem Sang erquickt, manchen Sinn gehoben, manches Herz getröstet, und manchen Kummer verscheucht. Aber, Helene, so unzufrieden, wie jetzt, war ich noch nie im Leben. Ich wohne hübsch und heimlich meint Ihr? Verborgen müßt Ihr sagen, denn mich bedroht der Mord um eines Liedes willen, das ich in unbestechlichem Freimuthe dichte; mich bedrohen Fallstricke, die ich nicht kenne, und vor denen nur der Himmel mich bewahren kann."

Helene wurde etwas befangen, jedoch der Dichter bemerkte es nicht und fuhr fort: „Ihr beneidet mich, mich, der ich mein Lied verborgen singen muß, als ob's ein Werk der Lüge wäre; mich, der sein Lied verwahren muß, so wie gestohlen Gut, daß es von dem Eigenthümer nicht erkannt werde; während Ihr frei durch die Welt zieht, und offen, ohne Gefahr und Sorgniß Euren Gesang ertönen lasset."

„Wie könnt Ihr Euch nur mit mir vergleichen wollen?“ fragte Helene ergriffen, „Ihr, der Meiſterſänger, und ich, die Straßenſängerin.“

„Würdiget Euch nicht ſelbſt herab; nur ein trübes Geſchick kann Euch gezwungen haben, Euren Unterhalt auf ſolche Weiſe zu erwerben. Ihr ſeid zu wohl erzogen, Euer ganzes Weſen iſt zu edel, als daß aus demſelben nicht eine glücklichere Vergangenheit hervorleuchten ſollte. Euer Geſang iſt ſo einfach, ſo erquickend, ſo zart, daß man Euch bewundern muß.“

„Habt Ihr ſchon viele Lieder gedichtet?“

„Recht viele, mein ſchönes Kind! Ich begann, ich weiß nicht wie, ich weiß nicht warum? Ein heiliger Augenblick, ein Blitz durchzuckt den Geiſt, ein ſüßer Traum, und das erſte Lied iſt geboren. Man ſtaunt die Züge an, man lieſ't, man hört der Worte Klang; iſt's Wahrheit? man glaubt es kaum! Nun aber iſt das Hemmniß fort, der Born iſt geöffnet, nun ſprudelt's heraus, fort und fort, Eins gebiert das Andere, Eins jagt das Andere; wie loſe Kinder ihren Vater, ſo umwimmelt uns der geiſtige Spuk, und noch immer friſch ſprudelt die Quelle; Well' auf Welle, Lied auf Lied, und eher, als man es ahnt, hat man einen großen Baum gepflanzt, an dem jeder

Zweig ein Lied, und jedes Blatt ein Gedanke iſt. Und ſeht, Helene! ſo viele Lieder ich ſchon geſchrieben habe, ſo viel Ehre mir ob manchem von ihnen ſchon zu Theil geworden, ſo iſt mir doch von allen keines ſo lieb, wie das Buch von den Wienern, welches ich jetzt dichte. Nicht weil es das letzte Kind meiner Muſe, nicht als ob ich es für tadel- und fehlerlos hielte; ich weiß zu gut, es hat der Mängel im Ueberfluß; aber weil es Wahrheit iſt, weil es Verräther ins rechte Licht ſetzt, und weil ich in demſelben meinen ganzen Groll gegen Schelme ausgeſprochen und ſie der Verachtung der Welt preisgegeben: deshalb, ja deshalb iſt es mir ſo lieb und theuer, und blos deshalb würde ich, ehe ich dieſes Lied aufgebe, lieber all mein Hab' und Gut verlieren; es iſt meine Sorge und meine Freude, es iſt der Edelſtein meiner jetzigen Lebenstage, es iſt die Sonne die mich erwärmt und beleuchtet, es iſt mein einziger, mein ganzer Schatz, und beſäße ich tauſend Leben, ich gäbe ſie willig hin für die Erhaltung dieſes Buches; dieſes Buch verlieren, hieße mich elend machen auf immer!"

Michel Beheim ſtand hoch aufgerichtet vor der Sängerin. Sein Auge glühte in warmer Begeiſterung, er ſprach durchdringend und überzeugend. Sein Wort wühlte ſich wie eine züngelnde Flamme

ins Herz, sein schönes Antlitz glich dem Aehrenfelde, über dem soeben die Sonne aufgeht.

Helene war ergriffen, bestürzt; Todesblässe hatte ihr schönes Gesicht überhaucht, sie zitterte und stand gleich der Sünderin vor dem Richter da.

„Mein Himmel!" stotterte sie, „ich kann nicht — Euch — nein — nein — ich vermag es nicht — es brennt jetzt schon wie Höllenflammen in meiner Seele — da — da — nehmt Euer Lied zurück — ich war gedungen — Euch zu bestehlen — aber eher den Tod — als dies — mein Gott —!"

Die Kapsel fiel auf den Boden, die Sängerin stürzte hinaus.

Beheim sah ihr verwundert und ergriffen nach: „Welche Täuschung!" rief er klagend aus, „dieses Auge, dieses Wesen, kann ein Antlitz so trügen? — Sie ist fort — mein Himmel! — ich bin wieder allein! — ganz allein?"

Er hob das Gefäß, welches sein Buch barg, vom Boden und rief: „Ich habe dich wieder, mein Lied — nein, nein, ich bin nicht allein!"

Wehmüthige Trauer umhauchte sein Antlitz. — — — — — — Herzog Albrecht war wieder in Wien angelangt.

Seine Reise nach Salzburg war vergebens gewesen, die deutschen Fürsten wollten seiner Einla-

dung nicht folgen und ließen sich nicht gegen den Kaiser werben; der Bischof von Salzburg verließ sogar bei Albrechts Eintreffen die Stadt, und betrat sie während seiner ganzen Anwesenheit nicht wieder. Der Herzog trat also seinen Rückweg an.

Ob so vielen Demüthigungen bemächtigte sich manchmal des Fürsten eine böse Laune; er wurde mürrisch, unzufrieden mit sich selbst und seiner nächsten Umgebung; dann aber loderte wieder sein Feuergeist in ihm auf, sein Stolz bäumte sich und er sprach: „Mögen sie es immerhin, ich bin mir selbst genug, ich bedarf ihrer Bündnisse nicht, ich bin bisher ohne sie gestanden, und werd' es auch noch in Zukunft vermögen. Herzog Albrecht wird beweisen, daß er sich selbst genug ist!"

Nach solchen Stunden, deren Mißmuth er auf diese Weise zu bannen suchte, trat dann gewöhnlich eine gleichgültige Abspannung gegen alle Regierungssorgen ein, und er suchte für diese Kümmernisse Entschädigung in jenen drei Dingen, von welchen hundert Jahre später ein berühmter Mann zu singen pflegte, daß, wer sie nicht liebe, ein Narr bleibe sein Lebelang.

Die Markgräfin von Baden hatte bisher noch nichts unternehmen können, um ihr der Kaiserin gegebenes Versprechen zu erfüllen; sie wollte eine gün-

stige Gelegenheit abwarten, um den herzoglichen Bruder in einer glücklichen Stunde zu treffen.

Albrecht befand sich an einem Vormittage in seinem Gemache.

Ortolf Greimann, sein Vertrauter in allen Dingen, welche die Oeffentlichkeit nicht vertrugen, stand ihm gegenüber. Der Herzog hatte eben über Juliane Erkundigungen eingezogen. Albrecht war nicht der Mann, einen veralteten Wunsch zu unterdrücken, er konnte sich besonders in Liebessachen einer eisernen Beharrlichkeit rühmen, und wer da glaubte, daß er die schöne Freifrau schon gänzlich aufgegeben habe, der irrte sich in dem Herzoge sehr.

„Also auf Schloß Eichbüchl?" fragte Albrecht eben, in Folge erhaltener Auskunft.

„Ja, gnädigster Herr! Seit die Dame Wien verlassen, hat sie dort unter dem Schutze des greisen Urschendorfers ihren Wohnort erwählt; auch ist auf eine höchst sonderbare Weise der todtgeglaubte Bruder des verstorbenen Edelherrn zum Vorschein gekommen."

„Wir haben davon erzählen hören," sprach Albrecht mißmuthig; „dieser Berthold war verderbter, als Wir ihn gedacht haben; jedenfalls sind jetzt wieder neue Hindernisse zu besiegen."

„Befehlt Ihr, gnädiger Herr! daß in Betreff dieser Angelegenheit Etwas unternommen werden soll?"

„Vor der Hand nicht. Wir müſſen Uns früher über den Stand der Dinge genau zu unterrichten ſuchen, um zu erfahren, in welchem Einvernehmen die Freifrau mit ihrem wieder aufgelebten Schwager ſtehe; hiernach müſſen dann Unſere Maßregeln genommen werden."

Reimbrecht von Ebersdorf trat ins Gemach.

Ortolf entfernte ſich.

Der Edelherr beobachtete dem Herzoge gegenüber nicht mehr jene Freundlichkeit wie früher; er war verſchloſſener, zurückhaltender, ſein Blick unſtet und düſter.

„Was wünſcht Ihr, Herr von Ebersdorf?" fragte der Herzog mit Ernſt; er bemerkte die Veränderung in dem Weſen des Landherrn nicht, oder wollte ſie nicht bemerken.

„Für mich nichts, gnädiger Herr! Ich komme im Namen einer armen Frau, welcher es bisher nicht gelingen konnte, bis zu Euch zu dringen. Sie befindet ſich im Vorgemache und harret der Gnade, von Euch angehört zu werden."

Der Herzog warf einen mißtrauiſchen Blick auf den Edelherrn, und fragte mit ſchneidender Kälte: „Seit wann iſt Reimbrecht von Ebersdorf der Fürſprecher armer Frauen geworden?"

„Seitdem die Gerechtigkeit gesucht werden muß; und da die Arme blind ist, so würde sie dieselbe zu finden nicht im Stande sein.“

Der Herzog fuhr auf, der Ebersdorfer aber eilte zur Thüre des Gemaches, ließ Katharina eintreten und entfernte sich.

Albrecht besaß nicht die Kraft, seinem Grimme freien Lauf zu lassen und dem Landherrn zu folgen; auch ließ ihm Katharina keine Zeit, zu einem Entschlusse zu kommen, denn sie rief: „Gerechtigkeit! mein Fürst — ich flehe um Gerechtigkeit.“ —

Der Herzog antwortete nicht.

Die Blinde wiederholte ihre Bitte.

„Was soll das Gaukelspiel, Katharina?“ fragte nun der Herzog hart, „Ihr wißt, wem Ihr gegenüber steht?“ —

„Meinem Fürsten!“ entgegnete hartnäckig die Blinde, „meinem gnädigen Fürsten, dem Herzoge Albrecht von Oesterreich!“

„Wohlan! was wollt Ihr von dem Herzoge?“

„Gerechtigkeit!“

„Gegen wen?“

„Gegen Albrecht von Milbenberg!“

Der Fürst zuckte zusammen.

„Katharina!“ entgegnete er mit dumpfem Tone, „reizt nicht meinen Zorn, sondern sprecht ohne Pos-

ſenſpiel. Was Ihr von Albrecht von Mildenberg nur immer fordern könnt, ich will es Euch gewähren; wir ſtehen uns jetzt allein gegenüber, ohne Zeugen, drum rede offen: was willſt Du von mir, Katharina?"

„Dies iſt der Ton, wie ich ihn mir noch einmal im Leben zu hören gewünſcht, endlich ſtehe ich Mildenberg gegenüber; Albrecht, kannſt Du mich noch fragen, was ich will? Ich will wenig und doch viel — wenig, weil man es ſo leicht zu verlieren im Stande iſt, und viel, weil es ſich ſo ſchwer wiederfinden läßt, ich will — die Ruhe meines Lebens!"

Dieſe Worte waren mit einem ſo würdevollen Ernſte geſprochen, mit einer ſo erfaſſenden Ueberzeugung von der Gerechtigkeit ihrer Bitte, daß der Herzog ſeinen Blick unausgeſetzt auf ihrem Antlitz ruhen ließ, aber mit einer Theilnahme, wie ſie etwa der hochſtrebende, aber nicht gefühlloſe Eroberer empfinden mag, wenn er die Frucht ſeiner einſtigen Siege als Schutthaufen vor ſich liegen ſieht. Nach einigen Augenblicken antwortete er: „Du forderſt Etwas, Katharina, das, Dir zu gewähren, nicht in meiner Macht liegt."

„Du täuſcheſt Dich; es liegt, es muß in Deiner Macht liegen; was ich fordere, haſt Du mir geraubt, Du mußt mir es wiedergeben können. Al-

brecht! nicht um Dich mit Vorwürfen zu überschütten, hab' ich Dich aufgesucht; wenn Dein Bewußtsein ruhig ist, so mag ich es nimmer wecken. Du weißt, wie Du Dich bei mir eingeschlichen, mich getäuscht, zum Falle gebracht und dann verlassen hast; sieh, Albrecht, dies Alles ist entsetzlich, aber ich bin stumm darüber. Doch die Folgen jenes trügerischen Glückes, sie sind es, an denen ich noch leide. Ich habe nicht nur Dich, sondern auch meine Verwandten verloren, denn die Scham der Sünderin hieß mich ihr Haus fliehen, und mich mit dem Sprossen unserer Liebe in die tiefste Einsamkeit bergen; da überfallen Räuber meine Hütte und nehmen mir die letzte Freude, mein Kind; nun stand ich ganz allein! Albrecht von Mildenberg, fühlst Du, was es heißt: ganz allein in der großen, weiten Welt zu stehen? Sieh mich an, und Du wirst die Wirkung dessen vor Augen haben. Diese Gestalt, vor zwanzig Jahren schlank und üppig, von Dir hundertmal in glühender Umarmung umfangen, ist verkrüppelt und verschrumpft, die Kraft der Glieder ist verschwunden, das Mark der Knochen ist verdorrt; dieses Antlitz, vor zwanzig Jahren jung und frisch, tausendmal von Dir geküßt, geschmeichelt, mit einem Blumenkelch verglichen, dieses Antlitz ist nun von tiefen Furchen durchschnitten, ist fahl und verwelkt; das Haar, einst braun

und ſeidenweich, iſt ſtarr und grau geworden; mein Auge, in welches zu ſchauen Du einſt für das höchſte Glück zu halten ſchienſt; mein Auge, das Dir ſtets treu und freudig entgegen ſah, und Dein Bild wie ein heller Spiegel wiedergab; mein Auge, einſt friſch und licht: es iſt erblindet, erblindet von Thränen, die ich meinem verlornen Glücke nachgeweint. So hab' ich geduldet, gelebt und gelitten, fern von Allen, die mir verwandt und theuer ſind, ſo trete ich vor Dich hin, ein Geſpenſt der Vergangenheit, wie aus dem Grabe aufgeſtiegen, und flehe Dich an, Albrecht von Mildenberg! gieb mir wieder, was Du mir genommen, gieb mir die Ruhe meines Lebens wieder!" —

Der Herzog war tief bewegt. Die Geſtalt dieſer durch Leiden und Kummer dem Grabe nahe gebrachten Frau ließ ihn zwar keine Spur jener Katharina wiederfinden, die einſt ſo reizend und wonnig die Seine geweſen, und deren Bild noch immer wie ein angenehmer Traum durch ſeine Seele zitterte; aber die Stimme, ihre Stimme pochte mächtig an die Pforte ſeines Herzens; dieſe Stimme, obwohl nicht mehr ſo wohlklingend und friſch, mahnte ihn doch zu deutlich an die Vergangenheit; dieſe Stimme, welche er unter hundert andern alſogleich erkannt hätte, war es, welche ihn bewegte und ſein Herz wärmer fühlen machte.

„Was forderſt Du von mir, Katharina?“ fragte er mit theilnehmendem Tone.

„Ausſöhnung mit meinem Bruder!“

„Durch mich?“

„Ja — Albrecht, durch Dich!“

„Nie, nie!“ rief der Herzog; „fordere Alles, nur dieſes nicht! Dein Bruder hat ſich von mir gewendet und den Kaiſerlichen angeſchloſſen; erführe er die Vergangenheit, er würde toben, und ſelbſt jene, die ich noch zu den Meinen zähle, von mir ziehen und gegen mich aufwiegeln. Katharina!“ er ergriff die Hand der Blinden, „ich ſchulde Dir viel, ſo viel, daß ich es Dir zu vergelten nie im Stande ſein werde; ich habe damals unbedacht gehandelt, ich ließ mich von jenem Ellerbach leiten und ſtrebte nach Deinem Beſitze; ich vergaß, daß Fürſten nie dem Herzen folgen dürfen, ſondern nur dem Willen ihrer Räthe, und den Vortheilen ihrer Länder. Es iſt vorüber, die Vergangenheit läßt ſich nicht mehr ändern; wozu alſo dieſe Erinnerungen, die für Dich und mich ſo herb und bitter ſind? Was begehrſt Du, daß für Dich geſchehen ſoll?“

„Meinſt Du, Albrecht, die Noth des Lebens habe mich zu Dir getrieben? — Du irrſt! — Die Freiin von Ellerbach hat mich in ihre Arme aufgenommen, und pflegt mich wie eine Tochter ihre Mut-

ter. Sie war es, deren Wunsch der Ebersdorfer erfüllte, indem er mich zu Dir leitete."

„Weiß er vielleicht —"

„Nein, Albrecht! Dein Name ist noch nicht über meine Lippen gekommen; sie wissen noch nichts; ob sie aber auch noch nichts ahnen, das vermag ich nicht zu verbürgen. Es ist also nicht der Mangel, der mich zu Dir trieb, sondern die laute Stimme des tief gekränkten Herzens, das Bedürfniß, im Alter nicht allein zu sein, allein unter Menschen, die, obwohl sie mit freundschaftlicher Theilnahme an mir handeln, mir doch immer fremd sind. Ich will unter Verwandten leben, ich will Herzen um mich haben, die mir von jeher nahe waren, ich will Versöhnung mit den Meinen!"

„Katharina! Du forderst von mir, was ich nie leisten werde!"

„Du weigerst Dich, Albrecht? Du willst, daß ich auch jetzt noch von meinem Bruder fern bleiben soll? Nein, nein! Ich kann nicht mehr! Der Augenblick ist gekommen, ich kann das Versprechen der Verschwiegenheit nimmer bewahren, ich werde ihm Alles entdecken —"

„Katharina! Du wolltest —?"

„Ich werde!"

„Katharina! welch' ein Eigensinn!"

„Soll ich noch länger schmachten?"

Der Herzog befand sich in einer peinlichen Verlegenheit; seiner bereits schwankenden Macht, seinem gesunkenen Ansehen drohte durch diese Entdeckung ein erschütternder Stoß; er mußte Alles wagen, die Blinde davon abzuhalten. Er sann nach — ein Gedanke erfaßt ihn.

„Katharina!" rief er, „Dir soll geholfen werden! Ein Gott gab mir diesen Gedanken ein. Sprich, warst Du Deinem Bruder je mit echt schwesterlicher Liebe zugethan?"

„Zwischen uns Beiden hat zwar nie eine innigere Neigung bestanden, aber deshalb —"

„Genug, rede nicht weiter und sage mir: Würdest Du fern von Deinem Bruder nicht glücklicher sein, wenn ich Dir ein Herz zuführte, an dem Du mit ganzer Seele hangen, in dessen Schlägen Du Dein eigenes Leben erkennen würdest?" —

„Albrecht — heiliger Gott — welche Worte — erkläre Dich!" —

„Versprich mir, unser Geheimniß zu bewahren, bis meine Macht fest steht, und Du sollst nicht mehr allein bleiben."

„Ich gelobe es, schnell, bei allen Heiligen beschwöre ich Dich! rede —"

„Katharina, Dein Sohn —"

Die Blinde zitterte, ihr Herz ſchlug in ahnungsvoller Wonne, Schauer der kommenden Seligkeit durchfröſtelten ihre Glieder. „Mein Sohn?“ ſtammelte ſie.

„Er lebt!“

Sie ſtürzte auf die Knie nieder, ſeufzte, ſtöhnte, hob die Hände gen den Himmel, und umfaßte dann die Füße des Herzogs —

„Gott — Gott!“ ächzte ſie, „Mutter Gottes — Gnade — nur eine Thräne — ſchenke mir!“

Es war eine erſchütternde Scene!

Albrecht ſah ergriffen auf die Frau hernieder und bemühte ſich vergebens, ſie zu ſich zu erheben. Sie hielt ihn feſt umklammert und ſtöhnte: „Laß mich — Du biſt mein Engel! — mein Herz, es bricht die Schranken — nur eine Thräne — mein Gott — nur eine Thräne!“

Dem Herzoge war es endlich gelungen, ſich loszumachen und die Zitternde aufzurichten; im Ringen mit ihr hatte ſich die ſchwarze Binde von den Augen verſchoben, er ſah die nachtfinſtern Höhlen, rothe Tropfen perlten aus denſelben hervor, der Himmel hatte der Armen Thränen geſchenkt, aber es waren blutige Thränen!

Und der Herzog, von dieſem Anblicke ergriffen, gerührt, zerſchmettert, wiſchte die glühenden Spuren

von der welken Wange und flüsterte: „Fasse Dich, Katharina! um's Himmels willen! fasse Dich, komm zu Dir!“ —

„Ich bin ja gefaßt,“ lächelte jetzt schluchzend die Blinde, „ich habe geweint, nun ist mir wohl, ich werde meinen Sohn wieder haben, und mir bleibt nichts mehr zu fordern übrig. Mildenberg! Diesen Augenblick, diese Stunde möge Dir der Himmel lohnen, Du hast mir mehr gegeben, als ich zu fordern kam.“ —

„Höre mich ruhig an, Katharina! Dein Sohn lebt, ich war es, der ihn Dir nehmen ließ, um Dich der Sorge für ihn zu entheben, und — ich will aufrichtig sein — um mir ein Wesen zu erziehen, das mich mit ganzer Seele lieben sollte; denn glaube mir sicher: so einsam als Du stehe auch ich unter den Menschen. Du hast mindestens Freunde gefunden, aber ich, der Fürst, darf auch auf diese nicht zählen; für den Fürsten ist die Freundschaft, so wie die Liebe verloren. Doch nichts mehr hiervon, höre meinen Entschluß. Du kehrst ruhig zur Freifrau von Ellerbach zurück, und ich werde Dir Deinen Sohn senden.“

„Wie, ich soll noch harren?“

„Nur wenige Wochen. Ich muß den jungen Mann erst hierher bescheiden, um mit ihm ein gewichtig Wort zu reden.“

„Er iſt alſo nicht hier?"

„In dieſem Augenblicke nicht, aber ein Wort von mir, und er eilt hierher."

„Du wirſt nicht ſäumen?"

„Gewiß nicht. Katharina! kennſt Du dieſen Ring?"

Der Herzog zog einen Goldreif vom Finger und überreichte ihn der Blinden; dieſe nahm ihn, und ihn zwiſchen ihren Finger rollend, entgegnete ſie: „Wie ſollte ich ihn nicht kennen? Es iſt ja jener Ring, den ich Dir einſt gegeben: zwei Stengel, die ſich umwinden und in eine Roſe endigen, deren Krone aus einer rothen Koralle gefertigt iſt."

„Du ſiehſt, Katharina, ich habe die Geſchenke Deiner Liebe treu bewahrt; nun reich mir den Ring wieder, der Ueberbringer deſſelben wird Dein Sohn ſein."

„Dank, tauſend Dank! mein Albrecht!" rief die Blinde, und führte, ehe es der Herzog verhindern konnte, ſeine Hand an ihre Lippen, „ich werde ihn wiederſehen! Mein Himmel! Du biſt ſo gnädig und haſt mir noch Freuden auf dieſer Erde beſchieden, mir, die ſchon an Allem verzweifelt war, was dieſes Leben zu bieten vermag."

„Nun noch Eines, Katharina! Ich werde für Euch Beide Sorge tragen, aber Du leiſteſt mir noch

das Verſprechen, Deinem Sohne nichts zu entdecken.“ —

„Er weiß alſo noch nichts?“

„Ich war wohl einmal auf dem Punkte, ihm ſeinen Vater zu erkennen zu geben, aber es unterblieb; das veröffentlichte Geheimniß würde nur ſein Glück, vielleicht ſogar ſeine Freiheit bedrohen. Hab' ich einmal das errungen, wornach ich ſtrebe, habe ich meinen Thron feſt geſtützt, dann werde ich ihn frei und offen an mich ziehen, und ich will die Makel löſchen, die ſeine Geburt beflecken.“

Katharina entgegnete: „Ich ſchwöre Dir, mein Geheimniß zu bewahren, wie bisher; der Name ſeines Vaters ſoll, ſo lange Du es wünſcheſt, nicht über meine Lippen kommen.“

„Und nun — lebe wohl!“ —

Die Blinde hielt die Hand des Herzogs an ihr pochendes Herz gepreßt und ſprach: „Fühle, Albrecht, wie glücklich Du mich gemacht. In meinem Sohne ſchenkſt Du mir ein freudiges Leben wieder; unter ſeiner Umarmung werde ich erſtarken, der Athem ſeines Mundes wird mich neu erheben. Mögen die andern Menſchen von Dir nun ſprechen und denken, was ſie wollen, ich werde Dich nur ſtets verehren, in meinem Herzen wird Dein Andenken ohne Makel ſein. Lebe wohl, Albrecht! gedenke meiner manch-

mal, ich — ich will Alles vergeſſen, was bisher zwiſchen uns vorgefallen, ich werde nur noch die Wonne des heutigen Tages im Gedächtniß behalten, und meinem Kinde, wenn es mich nach dem Namen ſeines Vaters drängen wird, zulispeln: Er hieß Mildenberg, mein Sohn, und war mir und Dir gegenüber ein guter Menſch! — Lebe wohl — ich halte meine Zuſage, — ich bleibe fern von den Meinen, und werde vergeſſen, daß mein Vater ein Fronauer geweſen!"

Sie verließ das Gemach.

Herzog Albrecht ſah ihr ergriffen nach.

„Soll ich noch länger ſchmachten?“

Der Herzog befand ſich in einer peinlichen Verlegenheit; ſeiner bereits ſchwankenden Macht, ſeinem geſunkenen Anſehen drohte durch dieſe Entdeckung ein erſchütternder Stoß; er mußte Alles wagen, die Blinde davon abzuhalten. Er ſann nach — ein Gedanke erfaßt ihn.

„Katharina!“ rief er, „Dir ſoll geholfen werden! Ein Gott gab mir dieſen Gedanken ein. Sprich, warſt Du Deinem Bruder je mit echt ſchweſterlicher Liebe zugethan?“

„Zwiſchen uns Beiden hat zwar nie eine innigere Neigung beſtanden, aber deshalb —“

„Genug, rede nicht weiter und ſage mir: Würdeſt Du fern von Deinem Bruder nicht glücklicher ſein, wenn ich Dir ein Herz zuführte, an dem Du mit ganzer Seele hangen, in deſſen Schlägen Du Dein eigenes Leben erkennen würdeſt?“ —

„Albrecht — heiliger Gott — welche Worte — erkläre Dich!“ —

„Verſprich mir, unſer Geheimniß zu bewahren, bis meine Macht feſt ſteht, und Du ſollſt nicht mehr allein bleiben.“

„Ich gelobe es, ſchnell, bei allen Heiligen beſchwöre ich Dich! rede —“

„Katharina, Dein Sohn —“

Die Blinde zitterte, ihr Herz ſchlug in ahnungsvoller Wonne, Schauer der kommenden Seligkeit durchfröſtelten ihre Glieder. „Mein Sohn?“ ſtammelte ſie.

„Er lebt!“

Sie ſtürzte auf die Knie nieder, ſeufzte, ſtöhnte, hob die Hände gen den Himmel, und umfaßte dann die Füße des Herzogs —

„Gott — Gott!“ ächzte ſie, „Mutter Gottes — Gnade — nur eine Thräne — ſchenke mir!“

Es war eine erſchütternde Scene!

Albrecht ſah ergriffen auf die Frau hernieder und bemühte ſich vergebens, ſie zu ſich zu erheben. Sie hielt ihn feſt umklammert und ſtöhnte: „Laß mich — Du biſt mein Engel! — mein Herz, es bricht die Schranken — nur eine Thräne — mein Gott — nur eine Thräne!“

Dem Herzoge war es endlich gelungen, ſich loszumachen und die Zitternde aufzurichten; im Ringen mit ihr hatte ſich die ſchwarze Binde von den Augen verſchoben, er ſah die nachtfinſtern Höhlen, rothe Tropfen perlten aus denſelben hervor, der Himmel hatte der Armen Thränen geſchenkt, aber es waren blutige Thränen!

Und der Herzog, von dieſem Anblicke ergriffen, gerührt, zerſchmettert, wiſchte die glühenden Spuren

von der welken Wange und flüsterte: „Faſſe Dich, Katharina! um's Himmels willen! faſſe Dich, komm zu Dir!“ —

„Ich bin ja gefaßt,“ lächelte jetzt ſchluchzend die Blinde, „ich habe geweint, nun iſt mir wohl, ich werde meinen Sohn wieder haben, und mir bleibt nichts mehr zu fordern übrig. Mildenberg! Dieſen Augenblick, dieſe Stunde möge Dir der Himmel lohnen, Du haſt mir mehr gegeben, als ich zu fordern kam.“ —

„Höre mich ruhig an, Katharina! Dein Sohn lebt, ich war es, der ihn Dir nehmen ließ, um Dich der Sorge für ihn zu entheben, und — ich will aufrichtig ſein — um mir ein Weſen zu erziehen, das mich mit ganzer Seele lieben ſollte; denn glaube mir ſicher: ſo einſam als Du ſtehe auch ich unter den Menſchen. Du haſt mindeſtens Freunde gefunden, aber ich, der Fürſt, darf auch auf dieſe nicht zählen; für den Fürſten iſt die Freundſchaft, ſo wie die Liebe verloren. Doch nichts mehr hiervon, höre meinen Entſchluß. Du kehrſt ruhig zur Freifrau von Ellerbach zurück, und ich werde Dir Deinen Sohn ſenden.“

„Wie, ich ſoll noch harren?“

„Nur wenige Wochen. Ich muß den jungen Mann erſt hierher beſcheiden, um mit ihm ein gewichtig Wort zu reden.“

„Er iſt alſo nicht hier?“

„In dieſem Augenblicke nicht, aber ein Wort von mir, und er eilt hierher.“

„Du wirſt nicht ſäumen?“

„Gewiß nicht. Katharina! kennſt Du dieſen Ring?“

Der Herzog zog einen Goldreif vom Finger und überreichte ihn der Blinden; dieſe nahm ihn, und ihn zwiſchen ihren Finger rollend, entgegnete ſie: „Wie ſollte ich ihn nicht kennen? Es iſt ja jener Ring, den ich Dir einſt gegeben: zwei Stengel, die ſich umwinden und in eine Roſe endigen, deren Krone aus einer rothen Koralle gefertigt iſt.“

„Du ſiehſt, Katharina, ich habe die Geſchenke Deiner Liebe treu bewahrt; nun reich mir den Ring wieder, der Ueberbringer deſſelben wird Dein Sohn ſein.“

„Dank, tauſend Dank! mein Albrecht!“ rief die Blinde, und führte, ehe es der Herzog verhindern konnte, ſeine Hand an ihre Lippen, „ich werde ihn wiederſehen! Mein Himmel! Du biſt ſo gnädig und haſt mir noch Freuden auf dieſer Erde beſchieden, mir, die ſchon an Allem verzweifelt war, was dieſes Leben zu bieten vermag.“

„Nun noch Eines, Katharina! Ich werde für Euch Beide Sorge tragen, aber Du leiſteſt mir noch

das Verſprechen, Deinem Sohne nichts zu entdecken.“ —

„Er weiß alſo noch nichts?“

„Ich war wohl einmal auf dem Punkte, ihm ſeinen Vater zu erkennen zu geben, aber es unterblieb; das veröffentlichte Geheimniß würde nur ſein Glück, vielleicht ſogar ſeine Freiheit bedrohen. Hab' ich einmal das errungen, wornach ich ſtrebe, habe ich meinen Thron feſt geſtützt, dann werde ich ihn frei und offen an mich ziehen, und ich will die Makel löſchen, die ſeine Geburt beflecken.“

Katharina entgegnete: „Ich ſchwöre Dir, mein Geheimniß zu bewahren, wie bisher; der Name ſeines Vaters ſoll, ſo lange Du es wünſcheſt, nicht über meine Lippen kommen.“

„Und nun — lebe wohl!“ —

Die Blinde hielt die Hand des Herzogs an ihr pochendes Herz gepreßt und ſprach: „Fühle, Albrecht, wie glücklich Du mich gemacht. In meinem Sohne ſchenkſt Du mir ein freudiges Leben wieder; unter ſeiner Umarmung werde ich erſtarken, der Athem ſeines Mundes wird mich neu erheben. Mögen die andern Menſchen von Dir nun ſprechen und denken, was ſie wollen, ich werde Dich nur ſtets verehren, in meinem Herzen wird Dein Andenken ohne Makel ſein. Lebe wohl, Albrecht! gedenke meiner manch-

mal, ich — ich will Alles vergeſſen, was bisher zwiſchen uns vorgefallen, ich werde nur noch die Wonne des heutigen Tages im Gedächtniß behalten, und meinem Kinde, wenn es mich nach dem Namen ſeines Vaters drängen wird, zulispeln: Er hieß Mildenberg, mein Sohn, und war mir und Dir gegenüber ein guter Menſch! — Lebe wohl — ich halte meine Zuſage, — ich bleibe fern von den Meinen, und werde vergeſſen, daß mein Vater ein Fronauer geweſen!"

Sie verließ das Gemach.

Herzog Albrecht ſah ihr ergriffen nach.

Elftes Capitel.

Die Markgräfin von Baden erfüllte getreulich ihre der Kaiserin Eleonore geleistete Zusage.

Ein Landtag zu Tula ward festgesetzt. Ein Waffenstillstand wurde geschlossen, mittlerweile sollte der Friede zu Stande kommen.

Unter dem Vorsitze des päpstlichen Legaten wurde der Landtag eröffnet, welcher zahlreich wie noch keiner besucht war. Von jeder Seite der feindlichen Fürsten waren fünf Räthe anwesend, außer diesen die meisten Edelherren des österreichischen Landes, die höheren geistlichen Würdenträger, Bischöfe, Aebte und Pröbste, einige Reichsfürsten, mehrere Herren vom Hofstaate der Markgräfin, ja sogar vom Wiener Rathe hatten sich der Ebner, Kirchheimer, Storch, Liebhart und einige Andere eingefunden.

Eine lange Reihe von Friedensartikeln wurde abgefaßt und den Fürsten nach Neustadt und Wien zur Einsicht übersendet. Die Räthe des Kaisers ver-

weigerten aber ihre Annahme selbst dann noch, als mehrere Punkte nach ihrem Willen geändert worden waren. Jede Mühe, eine Einigung zu erzielen, war also vergebens; der Landtag ging unverrichteter Sache auseinander.

Die Stände sandten Abgeordnete nach Neustadt; vergebens; die kaiserlichen Räthe traten mit immer neuen Einwendungen und unerwarteten Forderungen hervor, welche des Herzogs Geduld, dem es jetzt ernstlich um den Frieden zu thun war, ermüdeten; trotz dem ließ er sich die Verlängerung des Waffenstillstandes gefallen und ging auf einen neuen, zu Habersdorf zu haltenden, Landtag ein, wo über die noch unentschiedenen Punkte neuerdings berathschlagt werden sollte.

Aber siehe da, plötzlich erschienen zwei kaiserliche Patente, deren erstes den verlängerten Waffenstillstand verkündete, das andere aber allen kaiserlich Gesinnten strengstens verbot, den verabredeten Landtag zu besuchen, auf welchem doch der Friede geschlossen werden sollte.

Wohl staunte man im ersten Augenblicke über diese plötzliche Wendung der kaiserlichen Gesinnung, allein bald war das Räthsel gelöst. Unter den Edelherren zu Neustadt sah man plötzlich mehrere, welche

kurz vorher zu den wärmſten Anhängern des Herzogs gehört hatten, als: Heinrich von Lichtenſtein, die beiden Ebersdorfer, die beiden Pottendorfer, ja ſogar Albrechts Kanzler, Stefan von Hohenberg. Der Kaiſer, durch dieſe Uebermacht geſtärkt, ſah nun im Geiſte ſchon den Augenblick herangekommen, in welchem ſein Bruder, von Allen verlaſſen, faſt vereinzelt da ſtehen, und er wieder, als unumſchränkter Herrſcher des Oeſterreicher Landes, keine Gegner zu fürchten haben werde. Jeder Friede war ihm daher unter ſolchen Umſtänden verhaßt, er wollte neuerdings Krieg, um von dem geſchwächten Feinde das Verlorne wieder zu erobern, und ihn ſolcher Weiſe zu demüthigen. Jetzt forderte er von Albrecht nicht nur die abgenommenen Schlöſſer, ſondern ſogar das Land ob der Enns zurück. Der Herzog brauste auf in neuentbranntem Haſſe, der Vertilgungskampf ſollte von Neuem auflodern, ſchon waren die blutigen Würfel geworfen, ſchon ſollte das Schwertſpiel abermals beginnen, da — — — — — doch wir wollen den Begebenheiten unſeres Gemäldes nicht vorgreifen.

Es war am Andreasabend des Jahres 1463.

Der Herzog kehrte eben von ſeiner Schweſter, der Markgräfin, zurück, welche er beſuchen wollte, aber nicht zu Hauſe gefunden hatte.

Rasch stieg er die Treppe zu seinen Gemächern hinan; Ortolf Greimann empfing ihn.

„Rasch, mein Getreuer!“ rief er dem Vertrauten zu, „laß ein helles Feuer im Kamine auflodern. Mir schauert es eisigkalt durch die Glieder.“

Der Befehl wurde vollzogen.

Der Herzog konnte nicht nahe genug an die Flammen rücken; Ortolf befand sich an seiner Seite.

„Greimann, ich habe einen wichtigen Auftrag, den Du mir durch einen verläßlichen Diener besorgen lassen mußt,“ sprach der Herzog nach einer Weile; „hast Du einen Getreuen in der Nähe, dem man eine wichtige Botschaft anvertrauen kann?“

„Ja, mein gnädiger Herr!“

„Wohlan, so sende ihn noch heute nach Neustadt. Am Hofe Unseres kaiserlichen Bruders befindet sich ein junger Mann, Heinrich Blumtaler ist sein Name, demselben möge er in meinem Namen befehlen, alsogleich nach Wien zu kommen, da er von mir eine für seine Zukunft äußerst wichtige Nachricht erfahren werde. Hast Du mich verstanden?“

„Ganz wohl — ich werde thun, wie Ihr befohlen, gnädiger Herr.“

Der frostige Schauer nahm von Augenblick zu Augenblick zu, der Herzog ging unwohl zu Bette.

Ortolf Greimann blieb wachend an seinem Lager.

Der Herzog wälzte sich unruhig umher. Ein Schmerz unter dem Arme peinigte ihn. Greimann untersuchte die Stelle und entdeckte mit Schrecken zwei große, schwarze Beulen.

„Gnädiger Herr!" begann er mit Besorgniß, „Ihr seid krank."

„Krank?" rief Albrecht zornig aus, „ich bin nicht krank; wer sagt Dir, daß ich krank sei?"

„Ich werde einen Arzt —"

„Wag' es nicht," unterbrach ihn der Fürst, „ich bin nicht krank, und will nicht krank sein! Diese Beulen sind alte Folgen eines Falles, den ich einst bei einem Turnier zu Freiburg gethan; ich werde Dir beweisen, daß ich nicht krank bin. Reich mir den vollen Becher her — schnell — schnell — so, mein Getreuer — der Wein mundet — Schade, daß ich ihn allein trinken muß — und daß nicht ein holdes Frauenbild an meiner Seite sitzt — wen meinst Du wohl, Ortolf, würde ich mir in diesem Augenblick herbeiwünschen? — Die schöne Freifrau! nicht wahr? Das Weib ist ein Engel — ich kenne der Frauen viele in unserem Lande, aber so wie Juliane, so reizend, — so lieblich — wahrhaftig — sie wird — sie muß ihren Sinn ändern."

Noch lange fuhr der Fürst in diesem Tone fort, sein Muthwille sollte den Gedanken an die Möglich-

keit einer Krankheit verſcheuchen, aber es gelang ihm nicht ganz, der Zwang war bemerkbar. Das Uebel nahm von Stunde zu Stunde zu.

Am andern Vormittage verlangte er ſelbſt nach einem Arzte. Es war ein Donnerſtag und der Erſte des Chriſtmonates.

Man wollte nach Michael Schrick ſenden, allein Albrecht rief: „Nein, nein; nicht den Schrick, er iſt von je ein Kaiſerer geweſen!“

So wurde Hanns Kirchheimer geholt. Er erſchien mit einem Apotheker, der ſein und des gerichteten Holzers Verwandter war.

Der Edle Jörg von Stein, und noch ein Kämmerer, Hanns Hirſchmann, waren nebſt Ortolf anweſend.

Jörg von Stein wechſelte mit dem Kirchheimer einige lateiniſche Worte*).

Kirchheimer verordnete dem Herzoge Gewürzſchnitten, dann Theriak und Roſenwaſſer.

Mit einer gewiſſen unverkennbaren Aengſtlichkeit richtete der Herzog mehrere Male an Ortolf die Frage: Ob er den Boten noch geſtern Abend nach Neuſtadt abgeſandt habe?

---

*) Dieſe Umſtände gaben Veranlaſſung zu der Meinung, daß der Herzog vergiftet worden ſei.

Es wurde bejaht.

Kaum hatte der Fürſt den Theriak genommen, ſo begann es ihm in der Gegend des Herzens zu wühlen, er wurde unruhiger als früher, und wälzte ſich raſtlos auf ſeinem Lager umher. Ein ſtechender Schmerz durchfluthete ſein Inneres, er ſtöhnte, ſeufzte und biß die Zähne in einander. Todesbläſſe lagerte ſich auf ſeinen Wangen, er begann ſich zu winden und zu krümmen.

So nahte der Abend des Donnerſtags heran.

„Iſt der Bote noch nicht von Neuſtadt zurück?“ fragte Albrecht einige Male unter den heftigſten Schmerzen.

Nur Ortolf wußte, was dieſe Frage zu bedeuten habe. Er verneinte ſie.

Neue Ungeduld bemeiſterte ſich des Herzogs. Er glich einem Menſchen, der noch vor der Abreiſe in ein fernes Land einem theueren Herzen zum Abſchiednehmen entgegen ſieht.

Stunde an Stunde verfloß, die Schmerzen nahmen von Augenblick zu Augenblick zu, der Herzog keuchte, heulte und verging ſchier unter verzehrender Pein. Da faßte er ſich, und wie Jemand, der ſeine ganze Kraft zu einem rieſigen Sprunge ſammelt, ſchrie er: „Iſt der Hund noch nicht zurück?“ —

Dem Erwarteten waren zwar ſchon Eilboten ent-

gegen geſandt, aber für den Augenblick mußte man die geſchehene Frage noch immer verneinen. — Da ballte der Kranke in raſender Verzweiflung die Fauſt und warf ſich in eigenſinniger Wuth auf das Lager.

„Hund — ſo lange — ach Gott — es iſt — es wird zu ſpät!“ Dieſe Worte ſtieß er heulend hervor, dann aber murmelte er leiſe: „Katharina — Heinrich!“

Hierauf durchzuckte es ihn, wie ein elektriſcher Funke, er ſtreckte ſich, der Kopf ſank zurück, die Hände ruhten ſchlaff an ſeiner Seite, die Augen waren offen, der Blick ſtier, es hatte ihn der Schlag gerührt.

Aber die rieſige Natur war noch nicht erlegen; noch lebte der Herzog, er ſchien gegen den Tod eben ſo hartnäckig, wie gegen ſeinen kaiſerlichen Bruder zu kämpfen.

Mit weit aufgeriſſenen Augen lag er da, der Blick war auf die Thüre gerichtet, mechaniſch hob er immer die Rechte, an deren Zeigefinger ein goldener Reif ſteckte, gebildet von zwei Stengeln, die ſich umwanden und in eine Roſe endeten.

Niemand wußte, was dieſe Bewegung zu bedeuten habe.

Eine Allen unerklärbare Unruhe wurde in ſeinen Blicken und Zügen erkennbar; er wollte ſprechen, allein die Zunge war gelähmt, der geöffnete Mund

klappte wieder zu; mehr als fünfzig Mal verſuchte er, den Blick auf Jörg von Stein gerichtet, dieſem etwas zu ſagen, aber es blieb vergebens!

Sein Blick fiel auf die Thüre, er ſchien noch immer Jemanden zu erwarten, dann ſah er wieder auf die Hand und den bezeichneten Ring.

Endlich — es war ſchon nahe am Morgen — begann der furchtbare Kampf des Todes mit dem Leben.

Dieſer Widerſtand einer zähen Natur, dieſes Ueberwinden eines kraftvollen Körpers war gräßlich anzuſchauen.

Es war ein Zucken — Kreiſchen — Schäumen — die Augen rollten das Weiße hervor — der Mund war aufgeriſſen — die Finger waren ſtarr und auseinander geſtreckt — nur Ortolf blieb anweſend, die Andern entfernten ſich aus dem Gemache, denn ſie vermochten den erſchütternden Anblick nicht zu ertragen.

Jetzt öffnete ſich die Thüre, und Heinrich Blumtaler trat ein.

Der junge Mann, ſchon außen von dem Unglücksfalle in Kenntniß geſetzt, und ahnend, wem er gegenüber ſtehe, ſtürzte an's Lager, ſank auf die Knie und faßte die Hand des Herzogs.

Da zuckte der Körper des Fürſten zuſammen,

und so wie der Sturm oft plötzlich inne hält, so hörte auch auf einen Augenblick lang der Todeskampf auf.

Der Herzog sah den jungen Mann, sein Auge funkelte, er bewegte die Hand, welche Heinrich gefaßt hielt.

Dieser wurde aufmerksam, er bemerkte das Zucken des Fingers — sah den Ring — ein Gedanke durchbebte ihn — er zog den Ring herab — in demselben Augenblicke erstarrte die Hand, ein leiser Hauch — die Augen verglasten — der Körper streckte sich — der Herzog war todt!

Heinrich Blumtaler drückte ihm die Augen zu und verließ, ehe noch die Kämmerer eingetreten waren, heimlich die Burg.

Herzog Albrecht starb am Freitag Morgen, am zweiten Tage des Christmonats 1463.

Am fünften Tage darnach wurde er zu St. Stefan feierlich beigesetzt.

Der Wiener Pöbel brach in Wehklagen aus, und bald verbreitete sich das Gerücht, daß der Herzog vergiftet worden sei, aber die angestellte Untersuchung bewies nichts, und ein gleichzeitiger Chronist, welcher sich sonst immer als ein warmer Anhänger des Herzogs zeigt, sagt über dessen Ende: „Ich fürchte leider, daß Gott der Allmächtige über den großmü-

thigen Fürsten einen solchen schnellen Tod verhängt hat, darum, daß er an den Bürgern das unschuldige Blut mehr durch des zeitlichen Gutes, als von Verschuldung wegen ließ vergießen, das täglich von dem Erdreich um Rache über ihme geschrieen hat!*)"

Der Herzog war todt — die Kunde hiervon fleugt durchs ganze Land — das zermalmte Oesterreich athmet auf — endlich war es zwischen den beiden Fürsten Friede geworden — nun bedürfen sie keiner Landtage, keiner Friedensbedingnisse mehr — nun war kein Bruch mehr zu fürchten. — O, der Tod, er ist ein guter Friedensstifter; wo er sich ins Spiel mischt — da tritt gewiß Ruhe ein!!! —

*) Historia rerum austricarum, pag. 131.

Zwölftes Capitel.

Wir eilen nun in raſchen Schritten dem Ende unſeres Gemäldes zu.

Auf Schloß Eichbüchl herrſcht noch immer das frühere friedliche Einvernehmen. Ja ſogar die Blinde war ſeit ihrer Rückkehr von Wien eine Andere geworden. Sie mied es nicht mehr unter den Bewohnern zu erſcheinen, war nicht mehr ſo düſter und trübe wie früher, ja eine gewiſſe, wenn auch nicht heitere, ſo doch lebhafte Theilnahme und Beweglichkeit machten ihren jetzigen Umgang angenehm und freundlich. Wie ſehnlich ſie dem zu erſcheinenden Sendling des Herzogs entgegen ſah, läßt ſich leicht erwägen, und wir brauchen der Ungeduld, die ſie dabei an den Tag legte, kaum zu erwähnen.

Der greiſe Urſchendorfer war eben auf dem Schloſſe anweſend.

Die Freifrau befand ſich mit ihm allein, und erhielt eben die Mittheilung, daß er Amelei mit nach

Hause zu nehmen gedenke, indem das herannahende Weihnachtsfest diese Nothwendigkeit erheische.

Juliane wollte diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorüberstreichen lassen, ohne mit dem Vater der Freundin über jene wichtige Angelegenheit gesprochen zu haben, von welcher das Glück, ja sogar das Leben seines Kindes abhing.

Als Kling seine Mittheilung geschlossen hatte, entgegnete die Freiin: „Ihr seid undankbar mein Freund! Ihr scheint vergessen zu haben, daß ich es war, in deren Umgang Amelei ihre verlorne Gesundheit wieder erlangte, oder erinnert Ihr Euch nicht mehr, in welchem Zustande Ihr das Mädchen hierher gebracht?"

„Wie könnte ein Vater, dem sein Kind, so wie Amelei mir, sein Alles ist, wie könnte ein Vater das vergessen, was ihm das Leben seines Kindes erhielt?"

„Und dennoch wollt Ihr sie von mir entfernen?"

„Aber, theuere Juliane! soll sie denn für immer hier verweilen?"

„Ihr werdet aber doch zugestehen, daß sie auch nicht immer auf Urschendorf verbleiben kann, und daß eine Stunde kömmt, in welcher sie Euch verlassen wird."

„Wie meint Ihr dies?"

„Ganz einfach; Amelei wird ja wohl einst, so

wie alle Frauen, das Haus der Eltern verlassen, um ihrem Gatten zu folgen."

„So, ganz recht; daran hab' ich vor der Hand noch nicht gedacht; da sieht man doch gleich, wie die Frauen in gewissen Dingen viel weiter sehen, als wir Männer; aber bis dahin," lachte er hell auf, „hat es noch lange Zeit."

„Nicht so lange, als Ihr meint."

„Amelei denkt gewiß auch nicht daran!"

„Wer weiß!"

Diese beiden Wörtchen, und der Ton, mit dem sie gesprochen wurden, machten den Greis aufmerksam; er schüttelte bedenklich das Haupt und rief: „Tausend Donnerwetter! wer hätte denken sollen —"

„Bleibt gelassen, Herr Kling!"

„Aber hinter des Vaters Rücken, da soll ja das—"

„Aber ruhig, Väterchen!"

„Wer kann da gelassen, wer ruhig bleiben! Ich werde das Mädl vor Gericht ziehen, ich will hören, ob der Junge derselbe ist —"

„Dies Alles könnt Ihr auch von mir vernehmen; mäßiget Euch und befolgt meine Warnung, wenn Ihr Euer Kind am Leben erhalten wollt."

Hanns Kling sah die Sprecherin erstaunt an, und Juliane fuhr fort: „Ja, ja, theurer Freund!

Amelei's Leiden war ein Seelenſchmerz. Die Liebe warf ſie aufs Siechbett!"

„Hol' der Henker die Liebe! Ich will mein Kind, und ſonſt nichts; was hat die Närrin ſich ſo zu vergeſſen, daß der Schmerz ſie darnieder wirft? Aber ich werde mit dieſer Lieb' ein End' machen: wie hinein ins Herz, ſo hinaus!"

„O ja, ſehr leicht hinaus, aber auf den Friedhof!"

Der Greis erblaßte und Juliane fuhr fort: „Aber, edler Freund! wie mögt Ihr gegen ein Gefühl eifern, deſſen Gegenſtand Ihr noch nicht kennt —"

„Meint Ihr, ich wiſſe es nicht? Hab's gleich heraus gehabt! Amelei kennt Niemanden als ihn, den ſie in Wien in Eurem Hauſe öfters ſah — er aber iſt ein Kaiſerer —"

„Und der Retter Eures Kindes!"

„Frau Juliane! Ihr ſcheint ſehr ſeine Partei zu nehmen."

„Weil er ein edler, guter Menſch iſt, in deſſen Armen meine ſüße Freundin gewiß das Glück ihres Lebens finden wird."

„Aber ein Kaiſerer —"

„Dieſe Parteiung muß einmal ein Ende nehmen, und wenn auch nicht, was liegt am Ende daran, wenn der Gatte Eurer Tochter dem Kaiſer anhängt?

Ihr habt Euch ja ohnedies von dem Herzoge abgesagt; Ihr werdet Euch daher nie als Feinde gegenüber stehen. Bedenkt nur, theurer Freund! daß es sich hier nicht allein um das Glück, sondern auch um das Leben Eures einzigen Kindes handle; denn wenn eine kurze Trennung von dem Geliebten sie schon auf das Krankenlager warf, so würde sie dem Schmerze, ihn zu verlieren, gewiß unterliegen."

Der Urschendorfer konnte die Wahrheit und Wichtigkeit dieser Worte nicht läugnen, und er begann schon mit dem Gedanken, Amelei in den Armen eines Kaiserers zu wissen, vertrauter zu werden, da wurde das Gespräch durch das Eintreten Katharina's unterbrochen.

„Ist heute noch kein Bote von Wien an mich angelangt?"

Die Freifrau verneinte und lud die Blinde ein, an ihrer Seite Platz zu nehmen.

Kaum ein Stündchen verging unter gleichgültigen Gesprächen, als Heinrich Blumtaler eintrat.

Der Vater Amelei's richtete ernste, aber nicht ungünstige Blicke auf ihn.

Juliane behielt den Greis im Auge, um jedem etwaigen Ausbruche entgegen zu treten.

Das Antlitz des jungen Mannes kündete Trauer.

Katharina horchte gespannt, so wie gewöhnlich,

wenn Jemand in das Gemach trat, den sie an der ersten Rede erkennen wollte.

„Willkommen, Herr Blumtaler!“ sprach die Freifrau den Gruß erwiedernd, „Ihr kommt heute unverhofft!“

„Die Ursache dessen, gnädige Frau! ist, daß ich von Wien komme; und da ich gerade noch einige Stunden erübrigte, so ließ ich mich den Umweg nicht gereuen, bevor ich in Neustadt einritt, Eichbüchl zu besuchen.“

„Ihr war't wohl im Auftrage des Kaisers in Wien?“ fragte Amelei's Vater nicht ohne Spott.

Heinrich entgegnete gelassen: „Ihr irrt, edler Herr! Ich bin vom Herzoge dahin beschieden worden!“ — Er seufzte tief auf.

„Vom Herzoge?“ rief Katharina, sich von ihrem Sitze erhebend.

„In welcher Angelegenheit?“ setzte die Freiin hinzu.

„Dies konnte mir der Fürst nimmer mittheilen.“

Alle sahen den jungen Mann befremdet an.

„Herzog Albrecht,“ fuhr er ernst fort, „ist — todt!“

„Todt?“ riefen die Anwesenden erschreckt, wie aus einem Munde.

„Todt, heiliger Himmel, todt!“ schrie Katharina zitternd, und dann, wie außer sich, setzte sie hinzu: „Und mein Sohn — wo bleibt mein Sohn?“

Den jungen Mann durchbebte es wie gäher

Schreck; dieſer Ausruf und die Angabe, daß er vom Herzoge eine für ſeine Zukunft wichtige Nachricht hatte erfahren ſollen, weckten tauſend Gedanken in ſeiner Seele.

„Ihr erwartet Euern Sohn?“ fragte er in einer mächtigen Aufregung.

„Ja — vom Herzoge geſendet ſoll er der Ueberbringer eines Ringes ſein!“

„Eines Ringes?!“ rief Heinrich, und die auffallende Art, wie ihm der Herzog jenen Ring aufgedrungen, beſtätigte ſeine erwachte Vermuthung noch mehr, er ſtotterte: „Ich erhielt — von dem — Sterbenden — dieſen Ring.“ —

Katharina haſchte darnach, und mächtig erzitternd, entſank das Zeichen ihren Fingern.

„Du biſt's — Heinrich — mein Sohn!“ — hauchte ſie mühſam hervor.

„Ich — Euer Sohn?!“ rief der Jüngling aufſchreiend — „Mutter, — meine theure Mutter!“

Sie ſanken ſich in die Arme.

Seufzer — einzelne Ausrufungen, durch Schluchzen erſtickte Worte — Liebkoſungen — wechſelten raſch untereinander.

„Mein Gott im Himmel!“ rief Katharina, „nur einen Augenblick lang ſchenk' mir das Licht meiner

Augen wieder, daß ich ihn sehen und mir sein Bild für immer in die Seele pressen kann!"

Während dieser ergreifenden Scene standen Juliane und Hanns Kling gerührt da, Thränen perlten über die Wangen der Freifrau; sie neigte sich dem Greise zu, und lispelte: „Nicht wahr, Väterchen! Ihr werdet die Freude des heutigen Abends durch kein hartes Wort stören?"

Der Urschendorfer drückte freundlich ihre Hand.

Der Abend war seit langer Zeit einer der seligsten auf Eichbüchl!

— — — — — In dem Leben Kaiser Friedrich des Vierten tritt der Umstand bemerkenswerth hervor, daß er seine Gegner, und er hatte deren eine bedeutende Anzahl, nicht besiegt, dagegen alle überlebt hat.

Der Zeitpunkt, die Regierung des ganzen Oesterreicher Landes ruhig anzutreten, welche ihm, als dem Aeltesten der Familie, schon nach dem Tode Ladislaus gebührt hätte, war gekommen.

Friedrich war nun Alleinherr, und forderte die Wiener auf, ihn als ihren Landesfürsten anzuerkennen. Erst nachdem er ihnen die Versicherung ertheilt hatte, daß alle Beleidigungen, deren sie sich gegen ihn schuldig gemacht, verziehen seien, willigten sie in sein Begehren. Abgeordnete gingen nach Neustadt, um

im Namen Aller des Kaisers Huld und Gnade wieder zu erflehen, was Friedrich auch gern bewilligte. Solcher Art wurde das Mißtrauen zwischen Fürst und Unterthan gehoben, denn der Kaiser verhieß den Wienern wieder ihre Privilegien, so wie alle seine Vorgänger, in voller Kraft zu erhalten.

Die früher widerrechtlich vertriebenen Bürger wurden zurückberufen und erhielten ihre verlorenen Güter wieder — die über die Wiener verhängte Reichsacht ward aufgehoben — der päpstliche Legat sprach sie vom Kirchenbanne frei. — Alles gewann in der Stadt ein friedliches, heiteres Aussehen, auf den Plätzen und Straßen, in den Gäßchen und vor den Häusern wurden Freudenfeuer angezündet, allgemeines Frohlocken herrschte in der ganzen Stadt, man beging einen öffentlichen Jubeltag, und vergaß nicht, ein feierliches Dankfest im Dome zu St. Stefan zu veranstalten.

In der Freude seines Herzens über die endlich hergestellte Ruhe vergaß der Kaiser auch diejenigen Getreuen nicht, welche ihm in der Zeit der Noth so heldenmüthig beigestanden waren.

Die blinde Katharina wurde mit ihrem Bruder Gamrit von Fronau ausgesöhnt.

Heinrich Blumtaler, mit einigen Gütern belehnt, erhielt den Edelnamen „von Wildenberg."

Das Geheimniß seiner Geburt wurde auch nach dem Tode des Herzogs bewahrt, und nur der Kaiser war durch Katharina davon in Kenntniß gesetzt worden.

Der alte Kling weigerte sich nicht mehr lange in ein Ehebündniß der jungen Leute zu willigen.

Die Trauung ging in der Georgskapelle der Wiener Neustädter Burg vor sich.

Johanna begleitete Amelei, und Michel Beheim seinen Freund zum Altare.

Katharina und Juliane, Hanns Kling und Pupelli waren Zeugen. Außer diesen hatten sich noch viele Herren und Frauen vom kaiserlichen Hofe eingefunden.

Das Vermählungsfest wurde durch die Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin verherrlicht, und der Urschendorfer, weit entfernt, sich durch all' diese Gnade dem Kaiser zuzuwenden, blieb starrsinnig bei seinem Entschlusse, und war froh, sobald als möglich mit seinen Kindern die Neustadt in den Rücken zu bekommen.

— — — — Auch in Wien vereinigte der Tod des Herzogs einige glückliche Herzen von uns bekannten Personen.

Jakob Mainharts Dorothea wurde mit Herrmann Preising vermählt. Auch ihn versetzte die Dankbarkeit des Kaisers in eine sorglose Lage, und

her, wie ohnedem erwähnt, umgewandelte Meister willigte ohne Bedenken in das Glück der Liebenden.

Gilg Stößl und Evchen Weiz wurden auch ein Paar, und zogen nach Nußdorf, wo Gilg ein Metzgergewerbe an sich brachte, und zu seinem Evchen fleißig ins Gäu ging.

Herr Thomas Siebenbürger, der kaiserlich gesinnte Meister der hohen Schule zu Wien, war über das Glück seines Herrmanns nicht wenig erfreut, und hatte sich vorgenommen, das junge Ehepaar beim Hochzeitsmahle mit einer herrlichen Anrede zu erfreuen. Als hierzu der günstige Augenblick gekommen war, — denn der reiche Mainhart ließ sich bei dieser Gelegenheit nicht spotten, und die Kosten sollen, unserem Chronisten zufolge, ein Schock Ochsen und vielleicht auch noch einige Kälber drüber aufgewogen haben, — da erhob sich der Meister und sprach: „Meine Lieben — heute ist der Tag — verbunden — für immer — viel Glück — heute — morgen — und so fort — das ganze Jahr — Tag — und Nacht — Vivat!"

Erschöpft von der lange Rede ließ er sich wieder nieder, und die Gesellschaft brach in einen frohen Jubel aus. — — — — —

Ueber das Glück unserer Hauptpersonen beruhigt, werfen wir noch einen Blick in die — Geschichte.

Die gänzliche Ruhe in Wien war hergestellt, der Kaiser hatte Frieden, aber das Land nicht.

Noch immer wucherten die Parteien der Heuchler und Brüder unter den Edlen und Landherren fort; die Letzteren führten aus ihren Bergnestern einen Hinterhaltskrieg, der bei der Verwilderung der Gemüther durch die langjährigen Unruhen oft zu den hartnäckigsten Kämpfen Anlaß gab.

Diese Kriege mit den abgefallenen Söldnern, die Kämpfe des Kaisers gegen den Buchheim und Jörg von Stein, der gleichzeitige Einfall der Böhmen in Oesterreich, und endlich Baumkirchers so interessante Persönlichkeit, alle diese geschichtlich merkwürdigen Daten zusammen genommen, werden den historischen Hintergrund zu einem weiteren romantischen Gemälde bilden, welches sich dem vorliegenden eng anschließen, und mit unseren bereits erschienenen Romanen: Wien vor 400 Jahren, und der Gezeichnete, einen Zeitraum von beinahe achtzig Jahren aus der vaterländischen Geschichte umfassen wird.

Epilog.

Es ist an einem Sonntage.

Der Ostermonat des Jahres 1465 ist bis zum achtundzwanzigsten Tage vorgerückt. Michel Behaim sitzt am Tische am offenen Fenster.

Die Frühlingssonne gießt warme Strahlen ins Gemach, dessen Helle und Frische auf den einsamen Bewohner ganz erquickend wirken.

Vor dem Meistersänger liegen die Blätter seines „Wienerbuches" aufgeschlagen, er betrachtet sie mit Wehmuth und spricht leise vor sich hin:

„So ist also das Werk vollendet. Die letzten Zeilen sind geschrieben. Und wie ich es begonnen, mit derselben Gesinnung habe ich es geschlossen: treu meinem Vorsatze, und beharrlich in der Ausführung!

„Drei Jahre — ja fast drei ganze Jahre meines Lebens hat es mich gekostet; und welche Drang-

ſale, welche Gefahren, welche Sorgen waren in dieſer Zeit über mich hereingebrochen, und ich, ich habe ſie beſiegt, habe Alles überwältiget, und bin glücklich ans Ende gekommen. Ja, ich bin am Ende! Das bis jetzt letzte, das geliebteſte Kind meiner Muſe iſt glücklich geborgen, ich habe es geſchützt, ſo wie ich mein Leben vor den Dolchen der Feinde bewahrte. Der Himmel ließ ihre liſtigen Anſchläge zu nichte werden, und ſo wenig als der auf meinen Kopf geſetzte Preis die Vollendung des Wienerbuches verhinderte, ſo wenig konnte mich das mir perſönlich angebotene Geld zur Auslieferung meines Gedichtes vermögen. Mein Buch iſt geſchrieben, und ich lebe noch! Die Frevler ſind gezüchtiget, den Verführten iſt vergeben, das Recht hat geſiegt, und die Wahrheit beſteht!

„So geh' denn hin, mein Sang, in alle Welt! Ertöne überall, wo man die liebe deutſche Sprache ſpricht; ertöne jetzt und in künftigen Zeiten, denn aus warmer Bruſt biſt du gequollen, und ein deutſcher Mann hat dich geſungen!

„O, ich weiß, es werden Viele kommen, die dich mißachten, und deinem Sänger kein günſtig Andenken bewahren werden; du zählſt der Mängel zu viele, als daß du dieſem allgemeinen Looſe der

Kunſtgebilde entgehen ſollteſt; es könnten vielleicht ſogar Manche kommen, die dich und mich verdammen werden, aber deshalb gehe doch hin in alle Welt und in alle Zeiten; ich habe den Muth gehabt, dich zu ſingen, ich hab' auch den Muth, den Gedanken zu ertragen, meinen Namen von Manchem gebrandmarkt zu ſehen. Und wenn unter all' den Tauſenden, die dich einſt leſen werden, nur Einer iſt, der verkünden wird, daß Michel Beheim ſeinem Kaiſer treu geblieben, ſo hat er deinen und meinen Werth erkannt, und ich bin gerechtfertiget.

„Dir aber, Gott! mein Gott! mein Vater, der Du biſt im Himmel und auf Erden; der Du Deinen Namen ſo liebevoll gemacht haſt, daß er ſtets geheiliget wird, deſſen Reich vom Anbeginn der Welt iſt und bis an's Ende aller Zeiten bleiben wird; Dir, mein Gott! mit Deinem heiligen Willen, der Du alle Weſen erhältſt, ernährſt, und ihnen ein gütiger Schöpfer und ein gnädiger Richter biſt; Dir, mein Herr im Himmel! danke ich, daß Du mich nicht untergehen ließeſt in der Verſuchung, daß Du mich erlöſet von ſo vielen Uebeln und erhalten in ſo vielen Gefahren; Dir, mein barmherziger Gott! danke ich für den Funken Geiſt, den Du geſenkt in mein Gehirn, für den Willen und die Kraft, die Du gehaucht in meine Seele; Du haſt Wahrheit und

Recht noch immer beſchützt; Du haſt auch mich, den Sänger für Wahrheit und Recht, nicht verlaſſen!“

Michel Beheim lag betend auf den Knieen, ſein Antlitz war verklärt, ſeine Rechte war gen den Himmel geſtreckt, in ſeiner Linken aber hielt er in Demuth, gleichſam als Dankopfer dem Himmel dargelegt, ſein Gedicht:

Das Buch von den Wienern.

Druck von J. G. Hirſchfeld in Leipzig.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305